Betrachtungen und Urtheile

des

Generals der Infanterie

E. L. v. Aster

über

die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unseres Jahrhunderts.

Mitgetheilt

von

Dr. G. Eilers,
Geheimer Regierungsrath.

Zweiter Theil.

Saarbrücken.
Neumann'sche Buchhandlung.
(Chr. Möllinger.)
1859.

Erläuternde Vorrede

zum ersten und zweiten Theile.

Es wird meinen Lesern keinen Augenblick entgehen, daß der Titel dieser Schrift nicht ganz dem Inhalte derselben entspricht. Der Titel läßt rein ausgeschiedene Betrachtungen und Urtheile des Generals von Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unseres Jahrhunderts erwarten; der Inhalt aber besteht, wie in Bezug auf die Aufgabe des preußischen Königthums bereits bemerkt worden, in dem Ergebnisse von Gesprächen zweier Männer über einige der wichtigsten politischen und kirchlichen Vorgänge zwischen den Jahren 1815 und 1848, die sie selbst von verschiedenen Standpunkten aus und unabhängig von einander erlebt, beobachtet und beurtheilt hatten. Bei dergleichen Gesprächen zwischen zwei Freunden entwickeln sich die Gedanken in der lebendigen Wechselwirkung des Gebens und Nehmens, so daß man den Beitrag zu dem Ergebnisse des einen nicht genau von

dem des anderen unterscheiden kann. Gleichwohl habe ich mir Mühe gegeben, Aster's Ansichten und Urtheile möglichst rein darzustellen, um so mehr, als ich leicht voraussehen konnte, welche Bedeutung sie in der weiteren Entwickelung der großen Zeitfragen gewinnen würden, die immer stürmischer das staatliche und kirchliche Leben bewegen, sobald man sich aus meinen Mittheilungen überzeugt, wie gründlich er die Naturlehre des Staates studirt und wie richtig er die bewegenden Kräfte in demselben beurtheilt hatte. Die Darstellungsweise ist eine rein natürliche und frei von jener Absichtlichkeit, die sich nur zu deutlich in vielen kirchlichen und politischen Schriften unserer Zeit kund gibt. Die eigenthümliche Färbung derselben läßt sich daraus leicht erklären, daß es Männer verschiedenen Herkommens und verschiedenen Bildungsganges sind, die ihre Gedanken in freiester Weise gegen einander austauschen. Aster's Vater war ein in der sächsischen Militär-Geschichte rühmlichst bekannter Ingenieur-General; der meinige ein schlichter Landmann, der seinen ganzen Stolz darin setzte, daß er Niemandes Herr und Niemandes Knecht sein wollte. Aster wuchs in einer Residenzstadt voll regen politischen und kirchlichen Lebens auf; ich auf einem geringen Dorfe an der Küste der Nordsee, wo man von den großen Bewegungen der Zeit der französischen Revolution nichts hörte als was der Schulmeister zu erzählen wußte. Aster ging durch die Schule ausgesuchter Lehrer altsächsischer klassischer Bildung, um sich für eine Wirksamkeit auf dem großen

Welt-Schauplatze und besonders für den Militärdienst zu befähigen; ich durch die Jever'sche Landesschule, um mir die für einen Gymnasial-Lehrer oder Dorf-Pfarrer nothdürftig ausreichenden Kenntnisse zu erwerben. Aster war durch und durch Sachse, ich friesischen Stammes. Aster verband mit eminenten Talenten große Wißbegierde; bei mir konnte eine eben so lebhafte Wißbegierde sich nur mit mittelmäßigen Talenten verbinden. Er studirte Geschichte und Philosophie, um die in der menschlichen Natur begründeten Gesetze des socialen Zusammenlebens zu erforschen; ich, um Hefte zu geschichtlichen Vorträgen auszuarbeiten. Aster war ein Mann jener weisen Weltklugheit, die bei jeder Handlung die Zweckmäßigkeit in Betracht zieht; ich war nur zu sehr den Eindrücken hingegeben, welche Personen und Systeme auf mein sittliches Gefühl machten, so daß ich von mir sagen kann, was Göthe irgendwo bemerkt: „Jede Art fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstande versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wende ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gerne in seiner Eigenthümlichkeit erkennen."

Aus diesen Verschiedenheiten, wozu noch die des Alters kam, ergab sich meinerseits in Liebe und Verehrung von selbst meine Stellung beim Austausche unserer Gedanken.

Die Gespräche in ihrer ganzen Breite und wörtlichen Wirklichkeit wiederzugeben, wäre mir, wenn auch

schriftstellerische Rücksichten es gestattet hätten, wie jeder leicht begreifen wird, unmöglich gewesen; aber den wesentlichen Inhalt und die wesentlichen Ergebnisse habe ich treu darzustellen gesucht.

Daß ich ungeachtet dieser großen Verschiedenheit unseres Lebensweges und Bildungsganges zu Ansichten gekommen war, die in den meisten politischen und pädagogischen Fragen im Wesentlichen mit denen Aster's übereinstimmten, läßt sich daraus erklären, daß ich unter Schlosser's Leitung Geschichte und Pädagogik studirt hatte und demnächst, gleich nach Beendigung meiner Universitätsjahre, bei Staatsmännern ersten Ranges, während dieselben unter dem heillosen Kampfe alt hergebrachter dynastischer und hierarchischer Ansprüche mit den neu erworbenen Rechten des deutschen Volkes die wichtigsten politischen Angelegenheiten behandelten, gleichsam in die Schule gegangen war. So kann ich z. B. den Ursprung meiner von Aster verspotteten absolutistischen Urtheile über die Aufgabe des preußischen Königthums in meiner Erinnerung noch ganz deutlich von Aeußerungen des Ministers von Stein ableiten.

Von allen theoretischen und praktischen Politikern, deren die Geschichte erwähnt, unterschied sich der General von Aster durch die Eigenthümlichkeit, daß er Begriffe seiner Hauptwissenschaft, der Mathematik, auf Messung der im menschlichen Leben waltenden moralischen Kräfte anwandte. Es ist merkwürdig, daß einer unserer bedeutendsten Philosophen, dessen Hauptwissenschaft ebenfalls die Mathematik war, mein Landsmann

Herbart, auf speculativem Wege auf denselben Gedanken kam, und schon im Jahre 1822 ein Buch drucken ließ, in welchem er nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Nothwendigkeit der Anwendung mathematischer Begriffe auf die Philosophie zu beweisen suchte. Seine Schüler haben es zwar versucht, diesen fruchtbaren Gedanken weiter auszubilden; es scheint ihnen aber dazu die erforderliche Kenntniß der Kräfte selbst, die sie messen wollen, zu fehlen. Diese Kräfte, wie sie in der lebendigen Wirklichkeit des Lebens die Menschen einigen und trennen, und besonders die, von welchen der Apostel sagt, daß sie in der Luft und in der Finsterniß dieser Welt herrschen, kannte wohl Niemand besser als Aster, und oft habe ich die Sicherheit des Blickes bewundern müssen, mit welcher er die politischen oder religiösen Ideen, welche eine Gesellschaft bildende Kraft haben, von denen unterschied, welche wie Seifenblasen zerplatzen. Von solchen Seifenblasen war nämlich zu der Zeit, wo wir unsere Gespräche führten, die deutsche Luft voll, und das Publikum erfreute sich an dem Farbenglanze derselben bis sie zerplatzten.

Was hat aber, wird Mancher fragen, die Mathematik mit der Politik zu thun? Diese Frage hat ein vielgelesener englischer Geschichtschreiber in einer Weise beantwortet, die ganz auf Aster's Fall paßt. Die Wissenschaft der Politik, sagt Macaulay, hat in einer Beziehung eine große Aehnlichkeit mit der Mechanik. Der Mathematiker kann leicht beweisen, daß eine gewisse Kraft mittelst eines gewissen Hebels in Anwendung

gebracht, hinreicht, um ein gewisses Gewicht in die Höhe zu heben. Aber sein Beweis beruht auf der Voraussetzung, daß die Maschinerie von der Beschaffenheit ist, daß keine Last sie biegen oder brechen kann. Wenn der Ingenieur, welcher eine große Masse Granit mittels einer Maschinerie von Holz und Stricken zu heben hat, sich auf den Satz verlassen wollte, den er in den Lehrbüchern der Dynamik findet, ohne sich der Zuverlässigkeit seiner Maschine zu versichern, so würde sein ganzer Apparat von Balken, Rädern und Stricken in Trümmer gehen und er würde sich mit aller seiner Kenntniß der Geometrie als ein schlechter Baumeister bewähren. Wie der Ingenieur zum Mathematiker, so verhält sich der praktische Staatsmann zum theoretischen. Es ist zwar höchst wichtig, daß Gesetzgeber und Männer der Verwaltung in der Philosophie der Regierungskunst bewandert sind, eben so, wie es wichtig ist, daß der Architekt, welcher einen Obelisken auf sein Piedestal zu stellen hat, in der Lehre vom Gleichgewichte und von der Bewegung bewandert sei; wie aber derjenige, welcher wirklich zu bauen hat, an Manches denken muß, was D'Alembert und Euler nie erwähnt haben, so muß auch derjenige, welcher wirklich zu regieren hat, sich fortwährend von Erwägungen leiten lassen, von welchen sie in den Werken von Adam Smith oder Jeremias Bentham keine Andeutung finden. Und eben hierin besteht die Aehnlichkeit der Mechanik mit der wahren praktischen Politik, welche die richtige Mitte zu halten hat zwischen dem Manne der bloßen Theorie,

der nichts als allgemeine Grundsätze sieht, und dem bloßen Geschäftsmanne, der nichts als besondere Umstände sieht. In der That ist die Welt während der letzten achtzig Jahren ganz besonders fruchtbar an Gesetzgebern gewesen, in denen das speculative Element bis zum gänzlichen Ausschlusse des praktischen vorherrschend war, und ihrer Weisheit verdanken Europa und Amerika alle die Verfassungen, die entweder gar keine Lebensfähigkeit hatten, oder nur lebten, um einen unseligen Lärm zu machen, und dann in Zuckungen dahinstarben. Unsere Geschichtschreiber, französische und deutsche, sprechen mit Geist, rhetorischen Talenten und oft treffend von diesen ephemeren Verfassungen, aber wenige durchschauen das Unheil, aus welchem sie geboren wurden, und das Unheil, welches sie selbst gebären, so deutlich, als Aster und Schlosser. Die Zeit der Unfähigkeit zu einer wahren dauernden Gesetzgebung ist nach dem Urtheile beider Männer noch lange nicht vorüber. Wir erhalten täglich davon die traurigsten Beweise.

Eine andere mit seiner mathematisch-politischen Weltanschauung verwandte geistige Eigenthümlichkeit Aster's war die, daß er die Anthropologie als die Grundlage aller der Wissenschaften betrachtete, welche das Leben in Kirche, Staat und Familie zum Gegenstande haben. Es hängt dies mit seiner Ansicht von der göttlichen Weltregierung zusammen, wornach alle Kräfte und Bewegungen der physischen und geistigen Welt, des Himmels und der Erde, der Engel und der

Menschen aus Gottes Allmacht hervorgehen und durch Gottes Allgegenwart, Allwissenheit und Allgerechtigkeit mit allwaltender Liebe in Ordnung gehalten werden, wie er dies „in seinen Gedanken über das Streben des nach göttlicher Weltordnung suchenden freien Menschengeistes“ näher dargelegt hat. — Göttliche Liebe, göttliche Wahrheit und göttliche Gerechtigkeit wirken nach seiner Weltanschauung leitend und richtend ununterbrochen auf das Leben der Menschheit ein. Die Schriftsteller neuerer Zeit, welche das unmittelbare Causalverhältniß zwischen Gott und Menschen, wie es im „Vater unser“ ausgesprochen ist, hinwegphilosophiren, hielt er für beschränkte Köpfe und dürre Herzen, für Leute, die nach gottloser Ungebundenheit greifend ehrloser Knechtschaft, und nach irdischem Wohlsein strebend dem Wurme, welcher nimmer stirbt, anheimfallen, und zwar von Gottes und Rechts wegen, „weil die Menschheit ohne lebendig gefühlten Zusammenhang mit Gott dem alliebenden, allwissenden und allgerechten, unausbleiblich in Bestialität verfallen würde, wie denn auch nach Ausweis der Geschichte gottlose Zeiten sich immer durch eine vorherrschende Hinneigung zur Bestialität charakterisiren.“

In der Versuchungsgeschichte, die er für ein wesentliches Stück des Evangeliums hielt, und in der Parabel vom Weinberge erblickte Aster die stetige Aufgabe und die fortlaufende innere Geschichte der christlichen Kirche. Jeder Mensch, der in die Welt kommt, wird vom Teufel versucht, und keiner kann der Versuchung

widerstehen ohne den Glauben an Christum, der den Teufel besiegt und die Welt überwunden hat. Und wer verwüstet den Weinberg? Die Antwort liegt nach Aster's Auffassung so deutlich in der Geschichte der christlichen Kirche, daß sie Jedem in die Augen springt, der einigermaßen auch nur mit Plank bekannt ist. „Die Priester des Pharisäerthumes sind es, die Gottes Wahrheit freventlich verkehren und falschen Gottesdienst lehren, und die noch heute, wie zu des Apostels Paulus Zeiten, Christum um Haß und Haders willen predigen. Darum ist es die Aufgabe eines guten christlichen, nicht weltlichen, Kirchenregimentes, die Füchse, nicht allein die großen, sondern auch die kleinen zu fahen, die die Weinberge verderben; denn unsere Weinberge haben Augen gewonnen."

Aehnliche Ansichten finden sich auch bei Bunsen. Ueberhaupt traf ich bei meinen Disputationen mit Aster oft auf Aehnlichkeiten seiner politisch-religiösen Weltanschauung mit denen Bunsen's; wie denn ja auch Bunsen in unserer Zeit ein Hauptfuchsjäger im Weinberge des Herrn ist. Niemals hat der Cäsareopapismus in Rußland und der Papocäsarismus in den katholischen Staaten einen gefährlicheren Feind gehabt, als Bunsen, und niemals ein kirchen-polemischer Schriftsteller ein so großes Publikum. Und das ist auch ein Zeichen der Zeit, höchst beachtenswerth für alle Staats-Lenker, vorzüglich für katholische. Radowitz ist verschollen, Stahl in eine Sackgasse gedrängt, und Bunsen predigt christliche Vernünftigkeit und Gewissensfreiheit

einem unabsehbaren Publikum, Stahl und seinen Anhang arg verspottend und verhöhnend.

Es war ein Hauptdogma der Aster'schen Theologie, daß die gesunde menschliche Vernunft religiöser Natur sei und sich von selbst an der ihr von Gott gesteckten Grenze in den Glauben verwandle, auf welchen das Schauen folgt. In diesem Sinne verstand er auch den „vernünftigen Gottesdienst", zu welchem die Apostel die ersten christlichen Gemeinden so nachdrücklich ermahnen, und in demselben Sinne unterschied er Gefühlsreligion und Verstandesreligion. Die Religion des Gefühlslebens, sagte er, verirrt sich ohne die Zucht der Vernunft auf den Flügeln einer regellosen Phantasie in alle Arten von Abgötterei, von der niedrigsten Stufe, dem Fetischmus, bis zur höchsten, dem Pantheismus; die Religion des kalten Verstandes dagegen führt auf christlichem Gebiete zum kaltherzigen Hierarchismus und zur Symbolatrie. „Die Männer dieses Schlages führen Reden, die nur dazu dienen, die lebendige Fülle der evangelischen Gotteswahrheiten in kalte und rücksichtslose Formen zu verwandeln, in Formen, die im Widerspruche mit der gesunden Vernunft, mit der gesunden Moral und mit den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens stehen. Alle religiösen Krankheitsformen, die der Geschichte der Menschheit aller Zeiten den traurigsten Inhalt geben, entspringen aus einseitiger Gefühls- und einseitiger Verstandesreligion; Intoleranz ist ihr gemeinsames Merkmal. Wo ächt christlicher Glaube ist, da ist auch wahre Toleranz; die Toleranz

religiöser Gleichgültigkeit ist nur eine scheinbare. Intoleranz und Christenthum verhalten sich zu einander wie Pharisäerthum und Christenthum. Das exclusive Symbol-Christenthum, welches die Vernunft verketzert, ist nicht allein für die Kirche, sondern auch für den Staat verderblich, weil es die Regierenden und die Regierten nicht zu Vernunft kommen läßt, und so Staaten zu Grunde richtet. Die Partei dieser gefährlichsten aller religiösen Krankheitsformen ist es, zu welcher der Apostel Jakobus spricht: „Habt ihr aber bitteren Neid und Zank in eueren Herzen, so rühmet euch nicht, und lüget wider die Wahrheit. Denn das ist nicht die Weisheit, die von Oben kommt, sondern irdisch, menschlich und teuflisch. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böse Dinge. Die Weisheit aber von Oben her ist auf's erste keusch, darnach friedsam, gelinde, lässet ihr sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei." — Sehet da den „Latitudinarier"! sehet da „die Religionslehre des breiten Weges, der zur Verdammniß führet" werden die gegenwärtigen Führer dieser uralten Partei wahrscheinlich mit demselben Eifergeiste ausrufen, wie ihre Vorfahren es vor hundert Jahren gethan haben. Es möchte aber jetzt wohl noch leichter, als vor hundert Jahren der christlichen Welt zu beweisen sein, daß die Apostel ein anderes Evangelium gepredigt haben. Ich sage dieses im Sinne Aster's. Was meine persönlichen Ansichten und Urtheile über Personen und Sachen angeht, so habe ich schon einmal daran erinnern

müssen, daß ich in Gemäßheit des Programmes zu „Meiner Wanderung durch's Leben", wie ein reisender Landschaftsmaler, den jedesmaligen Standpunkt zu bezeichnen hatte, von welchen ich meine Bilder aufgenommen. Es verräth daher ein keineswegs wohlwollendes und wahrheitsliebendes Verkennen meines deutlich ausgesprochenen Planes, wenn man mir Widersprüche vorwirft und sagt: „hier hat er dieses, dort jenes Urtheil über Schelling, Bunsen, Stahl u. s. w. gefällt und sich so die auffallendsten Inconsequenzen zu Schulden kommen lassen."

Endlich ist noch der Maßstab hervorzuheben, nach welchem Aster die Fähigkeit beurtheilte, in Kirche und Staat das Regiment zu führen. Die Zeichen der Zeit richtig zu erkennen, war, seiner Meinung nach, das erste und wesentlichste Erforderniß. Die Zeit aber besteht aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wer die Vergangenheit nicht kennt, begreift die Gegenwart nicht; wie könnte aber ein Mann, der die gegenwärtige Lage der großen Angelegenheiten von Staat und Kirche nicht durchschaut, sie richtig und ersprießlich in die Zukunft hineinleiten? Das zweite Erforderniß eines tüchtigen Staatsmannes war ihm: Festigkeit des Willens in der Sicherheit der Erkenntniß des „Woher und Wohin", oder, wie er sich auch ausdrückte, Festigkeit des Steuermannesstandes. Jenem Mangel an Einsicht und dieser schwankenden Haltung der Minister in den 40er Jahren weissagte Aster im Jahre 1846 den Untergang des in Preußen hergebrachten monarchischen Princips.

Mit der vorstehenden kurzen Charakteristik Aster's glaube ich meinen Lesern den Schlüssel zum Verständnisse sämmtlicher in diesem und in dem vorhergehenden Bändchen mitgetheilten Gespräche in die Hand gegeben zu haben, wobei ich nur noch an den politischen Grundgedanken Aster's erinnern will, wornach Deutschlands Einheit und Sicherheit durch ein vertrauensvolles Zusammenhalten Oesterreichs und Preußens bedingt, ein solcher Treubund aber ein Ding der Unmöglichkeit sei, so lange Oesterreich den römischen Katholicismus zum Haupt-Stützpunkt seiner Politik mache und die Protestanten als Ketzer behandle. Mein Material zu anderen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingreifenden Gesprächen mit Aster ist noch lange nicht erschöpft; ich fürchte aber, daß das lesende Publikum jetzt zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt ist, um Geschmack an Erörterungen der Vergangenheit und der Zukunft finden zu können.

Meine letzten politischen Gespräche mit Aster hatten die Ansichten unserer bedeutendsten politischen Denker über die Zustände der Jahre 1848—49 zum Gegenstande, vorzüglich folgende vier Schriften: 1) „Signatura temporis von Leo, geschrieben im November 1848". 2) „Reaction und Sonderthümlerei. Von A. v. Bethmann-Hollweg, geschrieben zu Marienbad in Böhmen, 1. September 1848". 3) „Die Verheißungen des 22. März und die Verfassung vom 5. December. Von Graf Arnim-Boytzenburg, Staats-Minister a. D., geschrieben im December 1848". 4) „Die Demokratie

in Deutschland. Von Eduard von Wintersheim. Geschrieben im März 1849". Diese Gespräche würden bei einer etwaigen Fortsetzung den Schluß des ganzen Werkes bilden.

Schließlich benutze ich diese Gelegenheit zur Berichtigung eines Irrthumes, den ich mir hinsichtlich der bayerischen Kniebeugungssache in der Vorrede zum vierten Theile „Meiner Wanderung" habe zu Schulden kommen lassen. Ich bin dazu noch besonders von dem Herrn Grafen von Giech aufgefordert worden, dem natürlich jede Unrichtigkeit in der urkundlich-geschichtlichen Beschreibung eines Ereignisses, welches so tief in das innerste Leben der deutschen Staaten eingreift und ihn persönlich so nahe angeht, unangenehm sein mußte. Ich habe nämlich in jener Vorrede gesagt: Der Graf von Giech sei wegen seiner Schrift: „Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanctissimum der katholischen Kirche in dem bayerischen Heere" vor Gericht gestellt worden, weil er Actenstücke darin veröffentlicht, zu deren Kenntniß er nur auf amtlichem Wege habe gelangen können. Diese Angabe ist unrichtig! Der Graf ist wegen Veröffentlichung jener Actenstücke nicht vor Gericht gestellt worden. Verführt in den Irrthum wurde ich, abgesehen von Zeitungsnachrichten, durch die Thatsache, daß die genannte Schrift sogleich nach ihrer Erscheinung von der bayerischen Regierung mit Beschlag

belegt wurde, und daß der Königl. bayerische Regierungs-Commissarius in der Kammer der Abgeordneten vom Jahre 1842 diese Maßregel dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er den Verfasser eines Vergehens gegen die Verfassungs-Urkunde beschuldigte, indem er amtliche Erlasse, allerhöchste Entschließungen, Entschließungen des Ministeriums und des protestantischen Ober-Consistoriums in den Beilagen wörtlich habe abdrucken lassen.

Inhalt.

Erster Band.

Zweiter Band.

I.

Aster's Ansichten über Stellung und Aufgabe des preußischen Königthums.

Den älteren Männern unter uns werden die Stürme noch in lebendiger Erinnerung sein, welche während des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts Europa durchsauseten und alle Throne, vorzüglich das 15 Jahre früher gebaute deutsche Staatensystem erschütterten. Das Wort: „wir leben in einer stürmisch-bewegten Zeit" führten alle im Munde; aber nur wenige kannten die guten und bösen Triebkräfte, welche das Leben bewegten, und noch wenigere das Gesetz der Ursachen und Wirkungen, welches Staaten gründet und Staaten zerstört. Zu diesen letzteren gehörte Aster. Wie alle großen Geschichtschreiber und Staatsmänner alter und neuerer Zeit ihre Beobachtungen und Studien auf Erforschung und Ermessung der Parteikräfte, die sich im socialen Leben gegenseitig bedrängen und bekämpfen, richten; so auch er. Mit seltenem Scharfblick und noch seltenerer Ruhe und Besonnenheit die Gegenwart beobachtend, suchte er die verschiedenen

Richtungen und Kämpfe derselben aus der Vergangenheit zu erklären, und gewann auf diesem Wege ein Licht, welches in die Zukunft hinein leuchtete. Seine Urtheile über Vergangenheit und Zukunft unseres Vaterlandes scheinen mir daher in hohem Grade beachtenswerth.

Mit um so größerem Rechte könnten meine Leser von mir fordern, seine Ansichten über eine Frage von so großer Wichtigkeit, wie die Stellung und Bedeutung des Preußischen Königthums, in ihrer ursprünglichen Wörtlichkeit ohne schriftstellerische Anordnung und Gestaltung mitzutheilen. Dieser Forderung zu entsprechen, bin ich nicht im Stande. Es waren Gespräche, in welchen er seine Ansichten äußerte, Gespräche mit mir allein, bei welchen ich nicht die Rolle eines Assentators spielte, sondern auch meine Gedanken aussprach, historische Bemerkungen aus der Englischen und Französischen Geschichte einschob und Urtheile von Eichhorn, Schlosser, Niebuhr und andern anführte. Aster kannte die wesentlichen Momente der politischen und religiösen Ideen-Bewegungen, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts das geistige Leben auch in Deutschland völlig veränderten, und andere Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk herbeiführten. Auf diesem Gebiete konnte ich ihn überall, was das Thatsächlichste angeht, mit Leichtigkeit begleiten, ja mitunter ergänzen, da ich Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts von ihrer Entstehung im Jahre 1823 bis zu ihrer Vollendung mit solcher Wißbegierde gelesen und wieder gelesen hatte, daß mir der reiche Inhalt ganz geläufig war. Es bedurfte daher nur der Andeutungen, um uns über den causalen Zusammenhang der letzten Hälfte des

18. Jahrhunderts mit den ersten Decennien des 19. zu verständigen und unseren Gesprächen eine rasche Bewegung zu geben.

Indessen ist doch meine Erinnerung nicht die einzige Quelle, aus welcher ich schöpfe. Abgesehen von einzelnen Notizen, die sich bei meinen Papieren finden, liegt mir eine nicht geringe Anzahl von Zeitungsartikeln und größeren publicistischen Aufsätzen vor, in welchen Aster's Ansichten theils von mir selbst, theils von anderen Schriftstellern nach meiner Anleitung verarbeitet sind. Auch hatte ich vielfache Gelegenheit, aus seinen beifälligen oder mißbilligenden Urtheilen über historisch bedeutende Männer und publicistische Schriftsteller seinen eigenen Standpunkt kennen zu lernen. Zur Bezeichnung der sittlichen und patriotischen Seite seines politischen Geistes und Herzens will ich hier gleich ein eben so charakteristisches als leicht verständliches Beispiel einschieben.

Bekanntlich wurden Justus Möser's sämmtliche Werke von B. R. Abeken neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt in den Jahren 1842 und 43 herausgegeben. Alle älteren Männer, die Möser's Schriften in ihrer Jugend gelesen hatten, begrüßten mit einer Theilnahme, wie nur angenehme Jugenderinnerungen sie einzuflößen pflegen, diese neue Ausgabe; Niemand mit innigerer Freude als Aster, selbst Bodelschwingh nicht, den man doch, treffend genug, die zweite Auflage Möser's nannte; denn wie Möser ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann war, der schon durch sein Aeußeres Achtung einflößte, so auch Bodelschwingh, und wie Möser's Gang fest und sicher, sein Wesen ernst und

freundlich, sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend war, so auch Bodelschwingh's. Möser's Schriften wurden seiner Zeit durch ganz Deutschland, selbst von Bauern an den Küsten der Nordsee, gelesen, wie man jetzt sociale Romane liest. Aster, dessen Jugend in die Zeit fiel, wo Möser alle edeln deutschen Gemüther anzog und bildete, konnte noch die Intelligenzblätter, aus welchen die „Patriotischen Phantasien" entstanden sind, stückweise lesen. Es ist daher begreiflich, daß ihn, der den Wandel und Wechsel des Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung so gründlich beobachtet hatte, vor allen die Frage interessirte, welchen Anklang Möser's Schriften in gegenwärtiger Zeit finden würden, und daß er die Recensionen der neuen Ausgabe mit der ihm eigenen kritischen Aufmerksamkeit verfolgte. Wenn ich, sagte er, gefragt würde, welchen deutschen Staatsmann neuerer Zeit ich für den vorzüglichsten halte, so würde ich antworten: Denjenigen, der nach Geist und Gesinnung Möser'n am ähnlichsten ist, wobei er auf Bodelschwingh hindeutete. Eine Recension, in welcher die literarische Zeitung sich über Möser's Bedeutung aussprach, stimmte mit Aster's Ansichten in dem Maße überein, daß ich sie auf meinem Exemplar des Blattes, als aus Aster's eigenem Geiste hervorgegangen, bezeichnen konnte. Vorzüglich waren es folgende Stellen, welche ihm zusagten:

„Nicht leicht ist irgendwo mehr Wahrheit enthalten, als in den schönen Worten Göthe's, durch welche er den Satz eines edeln alten Autors: „die Pietät sei das Fundament aller Tugenden," commentirt, und dann weiter

ausführt, wie in ihr, gegenüber der Erbsünde, gewissermaßen eine Erbtugend des menschlichen Geschlechts gegeben sei, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders Neigung zur Ehrfurcht. Und nichts ist angemessener, als die Anwendung, welche durch den neuesten Herausgeber der Schriften Justus Möser's in der Einleitung zur Charakteristik desselben davon gemacht wird. — Was könnte man Würdigeres zugleich und Treffenderes über die so umfassende und tief eingreifende, deshalb auch unvergeßliche Wirksamkeit des wahrhaft großen Mannes sagen, als daß sie segensvoll sich ausgebreitet von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, sich wirksam erwiesen gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und somit gegen Grund und Boden, Stadt und Land, daß sie Alles umfaßte, und, indem die Welt ihr angehörte, sie ihr Letztes und Bestes dem Himmel zugewendet habe."

„Wahrlich kein besserer Zeitpunkt, als der jetzige, hätte gewählt werden können, die Schriften dieses wahrhaft Deutschen, dieses ächten Sohnes seines Landes und Volkes, dieses treuen Pflegers aller Wohlfahrt und Erhebung desselben auf's Neue in den Kreis der Seinen einzuführen! Denn wenn man irgend einen Geist vergangener Tage als fähig bezeichnen dürfte, den zahlreichen Wunden des gegenwärtigen Geschlechts das Oel und den Wein zu bringen, deren es bedarf, Mißverständnisse zu heben und Irrthümer aufzuklären, den sich befehdenden Parteien die Bitterkeit und Verfolgungssucht zu nehmen, sie zur Mäßigung und Besonnenheit

zu führen, sie zu der Einsicht zu leiten, daß nur aus dem mit ehrlichen Waffen geführten Kriege, ein wahrhafter Friede, eine gründliche Versöhnung hervorgehen könne, — so würde es der sein, welcher in diesen Blättern weht. Er ist es, der, nach des Dichters Worten, „allem Egoismus das Gleichgewicht hält" —, der, wenn er wie durch ein Wunder zugleich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen würde, an denen sie gegenwärtig, und vielleicht unheilbar krank liegt."

Wie Vieles ist alt und veraltet in diesen Schriften! Wie Vieles in denselben schließt sich den kleinen und kleinlichen Beziehungen einer beschränkten Häuslichkeit, eines engen nationalen Kreises an, welcher eben so, wie jene fast seine auszeichnende Eigenthümlichkeit, seinen scharf ausgeprägten Charakter verloren hat, nachdem die Stürme der Revolution jene bunte und mannigfaltige Schöpfung des Mittelalters, den Reichsritter und Dynasten neben dem Reichsbürger, die frommen Genossenschaften neben den gewerblichen Innungen, den Leibeigenen sammt dem Krummstabe, unter dessen milder Herrschaft er friedlich wohnte, mit einem Male in ihrem Schooße verschlungen, und selbst die Spitze der ganzen Pyramide, die Krone des heiligen, römischen Reiches, zerbrochen! Wie Vieles trägt, nach Möser's eigenen Worten, einen Erdgeschmack an sich, der es verwöhnten Gaumen ungenießbar macht! Wie viele Fragen, die hier erörtert werden, sind völlig erledigt! — Und dennoch, wenn wir diese geschichtlichen Studien ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach in's Auge fassen, wenn wir diese

scharfen Zeichnungen, diese lebensvollen Gemälde, diese prophetischen Andeutungen aus dem Kreise deutscher Familie, deutscher Heimath, deutschen Nationallebens sowohl der Ur- und Vorzeit, wie der nächsten Vergangenheit, die nicht schöner bezeichnet werden konnten, als mit der Benennung „patriotische Phantasien", vor sorgsam betrachtendem Blicke vorüberziehen lassen, dann werden wir inne, daß hier mehr zu suchen sei, als durch Zeit und Raum und Verhältnisse Bestimmtes und Gebanntes. Hier ist Leben, Wahrheit und Natur, welche Zeit und Raum und Verhältnisse beherrschen; hier ist es nicht sowohl das Was, als vielmehr das Wie, nicht der Gegenstand, sondern die Art der Behandlung, nicht die Form, sondern die Gesinnung und der Geist, die uns ansprechen. Darum bewundern wir noch heute, wie fast vor hundert Jahren, mit Johannes Müller die Weise, in der Justus Möser sein Wochenblatt schrieb, nicht allein für Osnabrück und sein Stift, — auch für Deutschland und die Welt. —

„Wollen wir die Eigenthümlichkeit Möser'scher Anschauungen, sein Ideal des Menschen und des Bürgers, endlich eine motivirte Rechtfertigung der Lebensrichtung und des Lebenslaufes des seltenen Mannes durch ihn selbst uns vor Augen führen, so geschieht dieses am besten durch die Lektüre einer Abhandlung, die zwar schon ziemlich frühe, im Jahre des Beginns des siebenjährigen Krieges, zuerst erschien, dann aber in den siebenziger Jahren auf's Neue herausgegeben wurde, und nun auch wieder im neunten Theile der von Herrn Abeken herausgegebenen sämmtlichen Werke enthalten ist. Diese

Abhandlung: „Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften“, ist zwar auch nicht frei von jener Weitschweifigkeit und Breite, welche unsere Literatur zur Zeit des Entstehens derselben verunstalteten; nichts desto weniger enthält sie so lebenswarme Farben, so grandiöse Bilder, so körnige Sentenzen, so originelle Ansichten, daß wir schon in der noch nach Jugend schmeckenden Anlage den ganzen späteren Charakter wohl erkennen. Bei der Aufzählung der menschlichen Tugenden steht die Gottesfurcht, als die erste und höchste, oben an. Eine Folge derselben ist ihm die Menschenliebe, und aus dieser entwickelt sich wiederum die Vaterlandsliebe und der Heimathssinn. Was ist ihm nun aber die Gottesfurcht? Sie ist ihm wesentlich zusammengesetzt aus dem Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und Treue; sie ist die Begierde, dem höchsten Herrn zu gefallen, der ganze Ehrgeiz des wahren Menschen, und daneben das Gefühl des Großen und Schönen in den Werken der Schöpfung. Das Herz, in welchem Gottesfurcht wohnt, sieht, daß die bildende Gottheit stets nahe über ihren Werken schwebt; es überrascht sie in ihrer Arbeit, alle Einrichtungen derselben scheinen ihm ihre geheime Anwesenheit zu verrathen, und in jeder wachsenden Pflanze erblickt es ihre wirksame Gegenwart; es empfindet sie, ohne sich durch förmliche Schlüsse davon zu überzeugen. Daneben lassen so viele erreichte Höhen, so viele neue Aussichten in's Unendliche, so starke unbefriedigte Begierden nach größerer Vollkommenheit das Grab keineswegs als das letzte Ziel der weiteren Bestimmung des Menschen erblicken. Der Gottesfürchtige fühlt sich größer

als alle endlichen Schranken. — Die Menschenliebe, diese würdige Neigung vernünftiger und zu einem Zwecke verbundener Geschöpfe, ist eine weitere Folge seiner Empfindungen. So wie ein jeder Theil der Welt eine Lage, einen Hang, einen Instinkt empfängt, sich der Vollkommenheit des Ganzen zu fügen, und selbst die so weit von einander entfernten Sphären unter sich ihre Beziehung haben, so scheint auch dieser sanfte Zug zum Besten der menschlichen Gesellschaft die wesentliche Modification seiner Seele zu sein. Daraus erwächst endlich die Vaterlandsliebe, die das Leben für die Freiheit opfert, selbst auf Kosten der Liebe, die, wenn gleich sie im Stande ist, glänzende Triumphe zu feiern, stolz sich in das eigene Schwert stürzt und den Untergang des Vaterlandes mit ihrem Tode bezeichnet, die endlich es noch als eine Wohlthat ansieht, den Schutt ihrer väterlichen Häuser zu Grabhügeln zu erhalten. Erfüllt von dieser Ehrfurcht gegen seinen Schöpfer, dieser Liebe gegen seine Brüder und sein Land, sieht der wahrhafte Mensch mit demüthiger Hoffnung auf seinen Wandel zurück, und findet in der erhabenen Verläugnung seiner eigenen Verdienste die Ehre wieder, welche er als Christ zu verachten keine Ursache hatte. Die vollkommenste Erniedrigung gegen den Allmächtigen scheint ihm der höchste Gipfel menschlicher Ehre, und David im Sack und in der Asche größer denn als König zu sein."

Den ganzen schönen Aufsatz mitzutheilen gestattet der Raum nicht. Auch kann ich leider nicht auf das Blatt selbst verweisen, weil die wühlerischen Leidenschaften der vierziger Jahre keine von der Regierung unterstützte

conservative Zeitung aufkommen ließen. Ich wenigstens habe weder in einer öffentlichen, noch in einer Privatbibliothek ein Exemplar der literarischen Zeitung auffinden können.

Ich füge noch einige allgemeine, das Verhältniß des kirchlichen zum politischen Leben betreffende Ideen hinzu, die ich seiner Zeit als Aster'sche aufgeschrieben habe. „Die sittlichen und materiellen Zustände, unter welchen eine Generation lebt, bestimmen die Weltanschauung derselben. Wie jene sich ändern, ändert sich auch diese. Sie erzeugen sich gegenseitig. Die Weltanschauung erzeugt die Verhältnisse des Lebens, und die Verhältnisse des Lebens wiederum die Weltanschauung. Ist der Sinn einer Generation vorherrschend auf das Materielle gerichtet, dann wird der Besitz das Maas aller Werthschätzung, und die Würde des Menschen tritt zurück in den dunkelsten Hintergrund. So viel einer besitzt, so viel gilt er. Die Habsucht wird grenzenlos; denn je mehr einer besitzt, desto mächtiger wird er. So tödtet der Leib die Seele und es gibt dann nur einen irdischen Himmel für wenige und eine irdische Knechtschaft für viele. — Die menschliche Natur (humanitas) würde in Thierheit ausarten, und von sittlicher Freiheit, von Staat und Kirche, von Vernunft und Unsterblichkeit könnte nicht weiter die Rede sein, wenn solche Zustände einen dauernden Bestand gewinnen könnten.

Aber dahin kann es nicht kommen. Der Charakter des Ueberirdischen ist der Menschheit zu tief eingeprägt, als daß er je ganz verwischt werden könnte. Das Uebermaß des Elendes selbst führt den Menschen zum Bewußtsein

seiner höheren Bestimmung, seiner sittlichen Freiheit zurück; er bricht dann die Ketten mit unwiderstehlicher Gewalt, und es tritt der furchtbare Reinigungsproceß ein, den man Revolution nennt. Die „Menschenrechte" machen sich geltend, und in welcher Weise dieses geschieht, zeigt die Geschichte in ihren blutigsten Zügen. **Ipsa mundi historia ostentit, quanta sit potentia regni diaboli!** —"

Aster war nicht ohne ernste Besorgnisse, die politische Kraft und Weisheit wohlwollender Könige möge nicht hinreichen, abermaligen wilden Ausbrüchen revolutionärer Gelüste vorzubeugen. — „Das Geld, sagte er, ist als Hebel der Industrie eine furchtbare Macht geworden, furchtbarer als irgend eine andere; denn es verwandelt das menschliche Herz des Besitzers in ein steinernes. In dem goldreichen industriellen England lebt der zehnte Theil der Bevölkerung von der Armensteuer und mit jedem Jahre nimmt die Zahl der Hilfsbedürftigen zu. Auf denselben unheilvollen Wegen zunehmender Proletariatserzeugung befinden sich jetzt alle gebildeten Nationen, namentlich auch Deutschland. Und das führt zu Revolutionen. Die Masse der Unzufriedenen wächst, und die Volkserziehung, wie sie in unseren Schulen betrieben wird, dient nur dazu, dem Menschen sein Elend recht fühlbar und zu gewaltsamer Abschüttelung desselben geneigt zu machen. Da brauchen nur Ehrgeizige oder ebenfalls durch Armuth Gedrückte aus höheren Ständen hinzukommen, um die ganze Masse in Feuer und Flammen zu setzen. Man erschrickt, wenn man tiefer in diese Zustände hineinblickt und die nothwendigen sittlichen Folgen in Erwägung zieht."

Meine damaligen politischen Ansichten sprach ich auf den Wunsch des Ober-Präsidenten von Bodelschwingh in einer anonymen Druckschrift aus, die im Anfange des Jahres 1838 bei Brönner in Frankfurt a. M. erschien. Dort heißt es: „Die monarchische Regierungsform, wie sie auf dem Christenthum gegründet, gedacht werden muß, kann allein das Leben, wie es sich unter den verschiedenartigen Einflüssen geistiger und materieller Bestrebungen der neueren Zeit gestaltet hat, in heilsamen Schranken halten und Revolutionen der ärgsten Art verhüten. Unsere Staatsmänner und Gesetzgeber haben aber die einfachen Principien dieser Verfassung aus den Augen verloren und sich Grundsätze aufdringen lassen, welche den verschiedenartigsten Systemen entnommen sind und keinen anderen Erfolg haben können, als den hierarchischen, aristokratischen und demokratischen Bestrebungen mehr Raum zu geben, als die Monarchie verträgt. Aus einer solchen Vermischung pflegen, besonders wenn ein auffallender Mangel an legislatorischem Verstande hinzukommt, Gesetze hervorzugehen, deren innere Widersprüche und formelle Unbestimmtheiten erst dann erkannt werden, wenn sie im Leben selbst die schmerzlichsten Störungen und bedenklichsten Unordnungen bewirkt haben. Andere und abermals andere Gesetze, welche die Verwirrungen stets mehren, sind dann nicht zu umgehen. — Dies ist der gerade Weg zu dem Zustande, welchen Tacitus mit den Worten bezeichnet: corruptissima respublica, plurimae leges. — Mit einem solchen Zustande würde dann nothwendig die Herrschaft jener heillosen Principien beginnen, deren planmäßige Ansiedelung sich dem Einsichtigen im

Berliner politischen Wochenblatte noch mehr offenbart, als in dem sogenannten rothen Buche. — Die Herrschaft dieser Principien würde aber die evangelische Kirche und den preußischen Staat um die Kraft der Selbsterhaltung bringen. — Der gesunde Kern des deutschen Volkes und die frische Kraft des Staates lassen indessen ernste Gefahren nicht fürchten. — Dem Uebel ist zur Zeit noch abzuhelfen; es kommt nur darauf an, daß man es erkennt. Dasselbe besteht darin, daß man das monarchische Princip dem Zeitgeiste anpassen zu können glaubt, indem man wunderlicher Weise unten dem demokratischen eine gewisse Sphäre freier Beweglichkeit, und oben dem aristokratischen ein sogenanntes historisches Vorrecht einräumt. — Da es aber sowohl dem Demokratischen, als besonders auch dem Aristokratischen bei den gegenwärtigen Zuständen des Lebens an der erforderlichen Natürlichkeit und Mäßigung durchaus gebricht, so müßte eine weitere Durchführung dieser Politik das monarchische Princip, das allein heilsame und rettende, nothwendig in große Gefahr bringen. Der Gang der weiteren Entwickelung würde nach den in der Geschichte vorliegenden Analogien dieser sein: Der Conflict würde zunächst die Mittelbehörde treffen und diese der Achtung und des Vertrauens der Unterthanen berauben, weil Niemand zweien oder gar dreien Herren dienen kann. Sind die Mittelbehörden der Kraft heilsamer und fördernder Wirksamkeit beraubt, dann gestaltet sich nach nothwendigen Gesetzen eine Centralisation, deren Organismus dieser ist: der Schöffe schreibt dem Bürgermeister, dieser dem Landrathe, dieser der Regierung, diese

dem Minister, und der Minister, der die lebendige Wirksamkeit allgemeiner Grundsätze zu erhalten hat, verliert diese aus den Augen und urtheilt über Personen und Sachen ab, über welche zu urtheilen er durchaus nicht im Stande ist. Die Entscheidungen schreiben sich dann auf demselben Wege zurück, und werden von den durch Schreibereien dem Leben entfremdeten Beamten auf eine Weise in's Leben gebracht, die den an sich schon argen Conflict noch ärger macht. — Daß jeder gute Wille, alle freien Geisteskräfte, alle individuellen und Societäts-Interessen sich einem solchen tödtenden Organismus nach Möglichkeit zu entziehen und mit einer Emancipationstendenz sich für sich selbst zu constituiren suchen, ist eben so natürlich als unvermeidlich.

Unter solchen Umständen muß man sich dann auch gefallen lassen, wenn ein ultramontaner Priester den Staat den „alten Adam“ nennt und ihn mit so schnöder Bezeichnung systematisch demonstrirend der Kirche, als dem „neuen Adam“ zur Ehre Gottes unterwirft. — Erfolg haben so unsinnige und sträfliche Theorien zu allen Zeiten dann gehabt, wenn vorher der Organismus der Staatsverwaltung das Leben lange gedrückt hatte, statt es zu fördern; denn inter adversa gliscit superstitio. — Dies ist der Lehrsatz einer Erfahrung von 3000 Jahren, und verdient daher gegenwärtig um so mehr beachtet zu werden, da es am Tage liegt, welche Interessen hinter der „superstitio“ stecken. — Zur Durchführung eines guten Regiments gehört nicht gar viel Verstand; aber aller Verstand in der Welt ist nicht im Stande, ein schlechtes Regiment dauernd aufrecht zu erhalten.

Um aber mit dem guten Regimente anfangen zu können, ist es nöthig, daß unsere Staatsmänner den Einbildungen und Befürchtungen entsagen, welche einzig und allein in der Umnebelung der Wahrheiten des Lebens ihren Grund haben. Von dem Augenblicke an, wo die Regierung den „Zeitgeist" als ein nichtiges Hirngespinst von Phantasten und Betrügern behandelt und ihn mit allen Spuckgeistern, die er in sich schließen mag, unbeachtet läßt, dagegen aber den befreiten Blick auf die wirklichen „Zeitbedürfnisse" richtet, und diesen mit väterlichem Wohlwollen die Gesetze angemessener Befriedigung gibt, — von dem Augenblicke an ist es mit allen demagogischen, aristokratischen und jesuitischen Umtrieben aus. — Gleiches Wohlwollen und gleiche Gerechtigkeit für Alle, im bürgerlichen wie im kirchlichen Leben, sind die wesentlichen Momente einer monarchischen Regierung, wie sie den germanischen Völkern natürlich und bei dem gegenwärtigen Culturzustande nothwendiger ist, als je."

Der Ober-Präsident von Bodelschwingh, dem ich diese Ansichten mittheilte, bevor ich sie in Druck gab, sprach seine Billigung aus, ja vertrat sie, als der Justiz-Minister von Kamptz die Verlagshandlung auf gerichtlichem Wege zwingen wollte, den Verfasser namhaft zu machen, mit einer Entschiedenheit, wie er nur seine eigene hätte vertreten können.

Der General v. Aster, der die Schrift erst las, nachdem sie gedruckt war, sagte in etwas spöttischem Tone: „das Publikum ist nicht die Kreuznacher Gymnasial-Jugend und das Königl. Scepter kann heutiges Tages

nicht, wie vor hundert Jahren, als Schul-Bakel gebraucht werden." [1])

---

[1]) Aster dachte dabei an Friedrich Wilhelm I. Es ist der Mühe werth, über die Regierungsweise dieses Monarchen Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. 1, pag. 231 sq., nachzulesen. Hier nur ein paar charakteristische Beispiele. Der Feldmarschall Graf von Dohna hatte als Landesmarschall der ostpreußischen Stände unter dem 31. Januar 1731 einen französisch abgefaßten Bericht eingereicht, in welchem er gegen die vom Könige sehr verständig angeordnete Einführung des General-Hufenschosses an die Stelle der Klauensteuer mit der Warnung protestirt: Tout le pays sera ruiné. Worauf der König spöttisch und laconisch deutsch, französisch und lateinisch rescribirte: „Tout le pays sera ruiné? Nihil credo, aber das Credo, daß die Junkers ihre Auctorität wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainetaet wie einen Rocher von Bronce."

Die Damen entgingen der Polizei des Königes so wenig, als der Adel. Er mißhandelte Damen, die in einer seiner Meinung nach unanständigen Kleidung erschienen. Was würde er zu den heutigen Crinolinen gesagt haben? Eben so erließ er ein strenges Edict gegen ungehorsame und trotzige Mägde in folgenden Worten: „Welchergestalt die ungehorsamen und trotzigen Mägde, die sich auf ihre eigene Hand setzen wollen, auf Verlangen ihrer Herrschaft, sie mögen nun vornehm oder geringe, reich oder arm sein, nach Spandau oder in andere Zucht- und Spinnhäuser sollen gebracht werden, wann die Herrschaft den Trotz oder Ungehorsam mit ihrem Gewissen behaupten können."

Zu derselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm I. den Ansprüchen des Adels gegenüber die Souveränetät stabilirte, behauptete der französische Adel in einer Requet à S. A. R. le Duc d'Orleans, worin er seine Vorrechte specificirte und gesetzlich festgestellt haben wollte:

„er stehe durch seine Geburt so hoch über dem Volke, daß er es kaum kennen dürfe. Da es jedoch mitunter nicht zu umgehen sei, sich dieses niedrigen Standes zu bedienen (De se servir de ce bas état), so sei es gut, in dieser Beziehung feste Regeln aufzustellen."

Das schlug meine Einbildung, ein tüchtiges und tapferes Wort gesprochen zu haben, sehr unsanft zu Boden; ich fand aber doch bald selbst, daß ich mir die Aufstellung und Durchführung des monarchischen Princips, vorzüglich die Aufgabe, dem Unterthanen gesetzmäßigen Schutz gegen büreaukratische und geistliche Tyrannei zu gewähren, viel zu leicht gedacht hatte. Dagegen fand Aster die streng historisch gehaltene Darlegung des Zustandes der katholischen Kirche in der Rheinprovinz während der französischen Herrschaft, und die derselben gegenüber gestellte ebenfalls streng historisch gehaltene Darlegung des Zustandes derselben Kirche unter Preußens Scepter sehr zweckmäßig, und sprach die Ueberzeugung aus, daß das Ergebniß dieser Vergleichung eines heilsamen Eindruckes nicht verfehlen werde. In der That hat Niemand den Versuch gewagt, die angegebenen Thatsachen und Zahlen zu widerlegen, so ärgerlich auch der Partei diese Schrift war.

Hiermit glaube ich den politischen Ideenkreis und das politische Herz des Generals von Aster im Allgemeinen richtig bezeichnet zu haben, was mir nothwendig schien, um den Leser auf den rechten Standpunkt der Beurtheilung seiner Ansichten über die Aufgabe des Preußischen Königthums unter den gegenwärtigen Zuständen des socialen Lebens zu stellen. Wenn ich auch meiner unreifen Urtheile dabei gedacht, so ist dieses nur geschehen, um zu zeigen, daß Aster den hochwichtigen Gegenstand nicht mit einem Manne besprach, der des Verständnisses ermangelte.

Die Gegenwart des Kronprinzen in der Rheinprovinz im Jahre 1833 gab allen Bewohnern derselben und allen Parteien Veranlassung zu mehr oder weniger lebhaften Gesprächen über Preußens und ihre eigene Zukunft.

In Koblenz, der Hauptstadt der Provinz, strömten die Hauptführer aller Parteien zusammen, um aus den Mienen und Reden des Kronprinzen zu erspähen, was sie von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben möchten. Des noch bestehenden Regiments waren alle müde, und es wiederholte sich, was schon oft da gewesen war: die Sehnsucht nach Neuem und Anderem steigerte die Ungeduld. Daß die mißliebigen, ja verhaßten Minister sofort nach der Thronbesteigung des Thronfolgers entlassen werden würden, wünschten Alle, und bezweifelte Niemand; aber jede Partei besetzte die erledigten Stühle mit Männern ihrer Farbe. Die Verständigen und Besonnenen konnten darin nur eine höchst bedenkliche Erschwerung der Aufgabe des Thronfolgers erblicken, besonders die, welche das kühne Selbstvertrauen, die edeln Absichten und die großartige ideale Weltanschauung des Kronprinzen näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten. Zu diesen gehörten Aster und Bodelschwingh.

In „Meiner Wanderung" habe ich einer Regierungssitzung erwähnt, in welcher der Kronprinz das Präsidium führte. Ganz Koblenz, ja die ganze Provinz war begierig zu erfahren, welche Gegenstände zum Vortrage gekommen und welche Ansichten der Kronprinz dabei kund gegeben. Auch Aster wünschte darüber zuverläßige Kunde zu erhalten, und diese konnte er ja von Niemanden sicherer, als von mir, der ich dabei gewesen war,

einziehen. — Daran knüpften sich dann die langen und zu verschiedenen Zeiten fortgesetzten Gespräche über die Wichtigkeit und die Gefahren des Preußischen Königthums. Als ich ihm den Gang und die Ergebnisse jener Sitzung ausführlich und eingehend erzählt hatte, schloß ich mit den Worten: „Was mich betrifft, so habe ich die tröstliche und freudige Ueberzeugung gewonnen, daß unsere Zukunft in guten Händen ruht.“ Unsere Zukunft, antwortete Aster, ruht in Gottes Händen. Menschliche Kräfte, und wären es die Friedrichs des Großen, reichen nicht hin, um alle sich gegenseitig bekämpfenden kirchlichen und politischen Parteileidenschaften, die in diesem Augenblicke den Kronprinzen mit lauernden Blicken umgeben, im Zaume zu halten. Jede dieser Parteien hat die organisirende und erhaltende Kraft der ihr zum Grunde liegenden Idee mehr oder weniger ausgebildet und praktisch geübt, einige einen großen Theil der Bevölkerung in ihren Kreis gezogen. Sich gegenseitig befeindend, befeinden alle zusammen den bestehenden Staat, indem sie mit zunehmender Leidenschaftlichkeit Forderungen an ihn machen, die sich eben so schroff widersprechen, als sie selbst sich unter einander widersprechen. Da haben wir ein Reich, welches in sich selbst uneins ist, und daher nicht bestehen kann, wenn nicht ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret. Und einen so stark Gewappneten gibt es jetzt in keinem Palaste.

In diesem Falle, bemerkte ich, muß man den Werth dieser Ideen untersuchen, die gesunden und gerechten begünstigen und fördern, die ungerechten und aus socialen Krankheiten hervorgegangenen aber unterdrücken. Und

dazu hat der Staat das Recht und die Pflicht; denn die Idee des Staates ist die höchste und die Beherrscherin aller anderen.

Das sind Guizot'sche Theorien, erwiederte Aster, mit denen man den Hund hinter dem Ofen nicht weglocken kann. Denn wenn eine Partei, deren besondere Zwecke mit dem allgemeinen Staatszwecke unvereinbar sind, so mächtig geworden ist, daß die Kräfte der Staatsregierung zu ihrer Bewältigung nicht hinreichen, was dann? Das Recht des Staates, eine dem Gemeinwesen gefährliche Partei niederzuwerfen, ist nicht abzuläugnen; aber Recht ohne die Macht, sich geltend zu machen, ist ein verlorenes Recht und ein Gespött der Leute dazu. Wir haben ja das lebendige Beispiel in der Belgischen Geschichte vor Augen.

Sollte es dahin mit uns gekommen sein?

Das ist eben die Frage, erwiederte Aster, die eine nähere Erörterung verdient. Müßten wir sie bejahen, dann bliebe nichts zu thun übrig, und wir müßten mit dem fieberkranken Niebuhr in aller Gottergebenheit die gräßlichste Revolution, den Sturz aller Throne, den Untergang der Civilisation und die Herrschaft des rohesten und blutgierigsten Pöbels erwarten. Denn nichts ist gewisser, als daß mit der Preußischen Monarchie, der Pflegerin der Wissenschaften und der Volkserziehung, der kräftigsten Schutzwehr gegen die gierigen Feinde deutscher Selbstständigkeit, alle Thronen zusammen stürzen und alle theuersten Güter der deutschen Nation unter ihrem Schutte begraben würden. — Es handelt sich also vor Allem um die Erhaltung der Preußischen Monarchie und

um die Frage, mit welchen Kräften sie am sichersten erhalten werden kann. Daß wir den Gräuel der Verwüstung vorläufig gottlob noch nicht zu fürchten haben, haben uns die Rheinländer dadurch bewiesen, daß sie auf den ersten Ruf des Königs alle voll deutscher Begeisterung und hinter sich werfend alle ihre Beschwerden, zu den Waffen eilten. Aber selbst dieses glänzende Beispiel der Treue und des Gehorsams könnte unter gewissen Umständen die Gefahr eher vermehren als vermindern. Es frägt sich nämlich, ob die Staatsverwaltung künftig in den Händen von Männern sein wird, die nicht in den Tag hinein verwalten, nicht, um einzelnen und sehr verschiedenen Unebenheiten und Uebelständen zu begegnen, bald diese, bald jene Verfügungen erlassen, sondern die, vor sich und hinter sich blickend ihre Aufgabe im großen Ganzen durchschauen und dabei Kraft genug haben, dasjenige, was sie als gerecht, heilsam und nothwendig erkannt haben, auch durchzuführen.

Darüber, bemerkte ich, haben die großen Staatsmänner des Alterthums sehr beachtenswerthe Worte gesprochen. Der größeste Politiker der alten Welt faßt den Menschen als politisches Wesen auf, welches sich nur im Zusammenleben mit Seinesgleichen zu einer höheren Stufe der Daseins, zur wahren Glückseligkeit entwickeln könne. Der Staat ist bei ihm nicht Einheit, sondern eine Vielheit von vernünftigen Individuen, und die Aufgabe der Staatskunst, durch Verfassung und Gesetz dahin zu wirken, daß humane Bildung, Tugend und Glückseligkeit möglichst allgemein werde. Nur die Weisesten und Besten in jeder größeren oder kleineren Gemeinschaft

können, nach ihm, dieser Aufgabe genügen. Merkwürdig ist, daß Aristoteles unter den verschiedenen Verfassungsformen der gesetzlich regierenden Monarchie deshalb den Vorzug gibt, weil ihr die meiste Kraft beiwohne, das Unrecht abzuwehren und das Recht zu schützen, und einer solchen bedürfen wir in gegenwärtiger Zeit mehr als je.

Ich bin nicht unbekannt, unterbrach mich Aster, mit diesen staatsphilosophischen Theorien des griechischen Weisen. Das Grundsätzliche darin, das aus dem Grundwesen der menschlichen Natur abgeleitete, bleibt ewig wahr; aber Christenthum und Literatur haben unserem geistigen Leben einen so durchaus veränderten Inhalt gegeben, Naturwissenschaften und Industrie unser materielles und bürgerliches Leben so durchgreifend umgestaltet, daß die Monarchien unserer Zeit ganz andere und viel schwierigere Aufgaben zu lösen haben, als die der alten Welt, und daß Plato und Aristoteles mit sammt den griechischen Staatssophisten und Rhetoren für uns nur noch eine philologische Bedeutung haben und allenfalls Themata zu akademischen Festreden darbieten. Jedenfalls müssen wir, um nicht von unserem Ziel abzuirren und in's Blaue und Breite zu gerathen, die Frage fest im Auge zu behalten, welchen Ursprunges und Geistes die Parteien sind, welche gegenwärtig das politische Bewußtsein des deutschen Volkes spalten, sich gegenseitig bekämpfen und den Staat zu keiner heilsamen Organisation kommen lassen.

Die liberale und ultramontane Partei, bemerkte ich, sind es wohl hauptsächlich, die gegenwärtig das politische Bewußtsein der Nation trüben und zugleich zerreißen.

Weß Geistes die ultramontane Partei ist, gibt sie selbst durch ihre Handlungen und Schriften deutlich genug kund. Die liberale Partei möchte ich Arbeitern vergleichen, denen der sauer verdiente Lohn vorenthalten wird. Je länger die Vorenthaltung dauert und je größer ihre Zahl ist, desto wilder werden sie. Verbinden diese sich mit den Ultramontanen, dann steht kein protestantischer Thron fest.

Sie denken, fuhr Aster fort, an die neuesten Vorgänge in Holland und Belgien. Im Allgemeinen mögen Sie recht haben, aber in diesem Allgemeinen erkennt man die Eigenthümlichkeiten und das lebendig wirksame Wesen der heutigen Parteien eben so wenig, als man aus den Worten Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Klassen von Mischlingen in Amerika erkennen kann. Mischlinge sind freilich auch die heutigen Parteien, die Mischungen gehen aber weniger aus bestimmten fest stehenden Ideen, als aus den wunderlich wechselnden Interessen des bewegten Zeitgeistes hervor. Machen wir doch schon in dem beschränkten Kreise unserer persönlichen Bekanntschaft häufig genug die Erfahrung, daß Parteiführer, die gestern mit Eifer für eine Partei das Wort geführt, morgen, wenn ihre Interessen sich ändern, oder auch auf der Seite, wo sie stehen, ihren Ansprüchen nicht genügt wird, zu einer anderen Partei übergehen. Kurz, alle Parteien sind mehr oder weniger mit Leuten gemischt, die sich durch ihre individuellen Interessen bestimmen lassen. Welche Sprünge hat nicht Görres gemacht! Die ächt ultramontane Partei bedarf einer starken Beimischung von Leuten,

die sich auf die altpriesterliche Kunst des Bangemachens verstehen; denn sie wurzelt in einer Idee, welcher die Menschheit durch Ausübung dieser Kunst viel zu verdanken hat. Es ist nun einmal nicht anders, rohe Völker können nur durch Furcht und Hoffnung, durch den Zügel der Superstition im Zaum gehalten und erzogen werden, und diese Politik hat Rom von jeher meisterhaft zu handhaben gewußt. Ohne das Papstthum wären auch unsere Vorfahren nicht aus ihrer Rohheit herausgezogen worden, und ohne den Mißbrauch des Papstthums wäre es nicht zu den hundert Beschwerden gekommen, wodurch jene gewaltige Opposition hervorgerufen wurde, welche die deutsche Nation emancipirte und zu der hohen Bildung erhob, deren sie sich gegenwärtig zu erfreuen hat. Sind wir etwa jetzt in der religiösen und politischen Bildung so weit fortgeschritten, daß wir der festen Gegensätze des Papstthums entbehren könnten? Ich sage: nein! Blicken Sie auf die Wirren der protestantischen Kirche, auf die sittliche Versunkenheit des französischen Pöbels, auf die rohen Bestandtheile der österreichischen Monarchie, so werden Sie gewiß ebenfalls nein sagen. Selbst unsere katholischen Rheinländer und unsere wilden Polen würden uns ohne den Zaum des Papstthums gefährlicher sein, als sie es mit demselben sind. Wir wollen also Gott danken für das Papstthum und demselben vom politischen Standpunkte aus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dagegen aber die Angriffe auf unsere protestantische Kirche mit den schärfsten Waffen evangelischer Wahrheit zurückschlagen.

Man spricht jetzt viel von den Ursachen der belgischen Revolution. So hören wir in unseren Koblenzer Kreisen

von katholischer Seite die Behauptung aufstellen, nicht die katholische Partei habe die Revolution aus Haß gegen einen protestantischen König gemacht, sondern der kaufmännische Geist des Königs selbst und die Bornirtheit seiner Minister hätten sie hervorgerufen. Dagegen heben andere hervor, daß es auch den holländischen Ministern nicht an starken Gründen für die Maßregeln, welche sie ergriffen, gefehlt habe. Keine dieser verschiedenen Beurtheilungen ist grundlos. Wir sehen hier einen Conflict des Rechts auf der einen Seite mit dem eben so gut begründeten Rechte auf der anderen, wie sie häufig aus großen Congreß-Staatsverträgen erfolgen. Es war ein großer Mißgriff des Wiener Congresses, so radical verschiedene Nationen, wie die holländische und die belgische, zu Einem Staate zu vereinigen.

Ueberhaupt müssen wir, um uns die gegenwärtigen Parteibildungen und Parteibestrebungen zu erklären, auf den Wiener Congreß zurück- und noch etwas darüber hinausgehen. Die Entstehung und Entwickelung der Parteien zu erforschen, ist eine der ersten und wichtigsten Aufgaben praktischer Staatsmänner; denn nur auf diesem Wege können sie zur klaren Erkenntniß des Rechts derselben kommen, was berücksichtigt, und des Unrechts, was unterdrückt werden muß. Es gehört also diese Untersuchung auch zu unserem Zwecke, uns die Aufgaben unseres Königthums und die Gefahren deutlich zu machen, mit welchen die Parteien es bedrohen. Wir wollen die krankhaften Auswüchse aller Parteien, die man unter dem Gesammtnamen der Radicalen begreifen kann, bei Seite liegen lassen; denn sie haben in Deutschland keine

Zukunft, richten sich immer selbst durch ihre Uebertreibungen zu Grunde, und dienen nur dazu, das Volk über die Gefahren einer Revolution aufzuklären, den monarchischen Geist der Nation wach zu erhalten und die Regierungen nicht einschlafen zu lassen. Selbst der gefährlichste ihrer Kunstgriffe, den sie freilich in Belgien mit Erfolg geübt haben, nämlich das Königthum zu einer Fiction zu machen, die Person des Königs aber zu verdächtigen und zu verlästern, dient den Königen und Fürsten zur Warnung, die Heiligkeit des Königthums nicht durch Willkühr und Laster zu entwürdigen. Denn wie können die Unterthanen Königthum oder Priesterthum heilig halten, wenn die persönlichen Träger dieser Würden von Gottes Gnaden Tyrannei üben und ein unsittliches Leben führen?

Betrachten wir zunächst Ursprung und Geist derjenigen politischen Partei, die als Verfechterin freier Ideen in Staat, Kirche und Wissenschaft eine die ganze Nation ohne Unterschied der Confession durchdringende Wirksamkeit entfaltet hat, und noch jetzt den Zeitgeist beherrscht! — Sie erinnern sich des Druckes, der noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem deutschen Volke lastete, und des aufregenden Einflusses der französischen Literatur auf den denkenden und wissenschaftlich gebildeten Theil der deutschen Nation. Es würde zu weit führen, wenn wir die Folgen dieses Einflusses im Einzelnen verfolgen wollten, und ist auch nicht nöthig, da der in jedem Conversationslexikon zu lesende Lebensgang aller der großen Männer, die durch ihre Schriften und Vorträge dem geistigen Leben des deutschen Volkes

einen anderen Inhalt und eine andere Richtung gaben, unserer Erinnerung zur Stütze dient. Ich selbst habe noch in meiner Jugend erfahren, wie gewaltig Franz Volkmar, Reinhard und andere sächsische Kanzelredner auf Erweckung und Schärfung des sittlichen Gefühles im Allgemeinen und der Vaterlandsliebe insbesondere einwirkten. Es ist nicht zu sagen, wie weit und wie tiefgreifend die Predigten und Schriften dieser Männer, zunächst auf die Geistlichen und dann durch diese auf das Volk wirkten. Ich will hier nur an die Reformations-Predigten und an die Schrift „Ueber den deutschen Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre" erinnern.

Blicken wir auf Schiller, so finden wir, daß eben der Druck, welcher am schwersten und empfindlichsten auf dem deutschen Volke lastete, Willkührherrschaft und Despotie, daß dieser Druck, sage ich, es war, der seiner edlen Seele tiefen Abscheu einflößte, und seine dichterische Einbildungskraft mit Ideen menschenwürdiger Freiheit erfüllte. Mit den Flügeln dieser Ideen erhob er sich zum Lieblingsdichter der deutschen Nation und zum Herold der Freiheit auf allen Gebieten des socialen Lebens. Unermeßlich ist der Einfluß, den er auf Sinn und Empfindung des deutschen Volkes, besonders auf die Gemüther der Frauen und Jünglinge, geübt hat. Wie unwiderstehlich dieser Einfluß war, kann man daraus abnehmen, daß Königinnen, Fürstinnen und Prinzen seine Gedichte und Schriften mit Begeisterung lasen, und daraus Lebensansichten schöpften, die bis dahin in diese hohen Kreise nicht hatten eindringen können.

In demselben Geiste, wie die Dichter, wirkten auch die Universitäten und Gymnasien. Auf den Universitäten waren es Schleiermacher, Fichte, Luden und andere, welche die akademische Jugend und viele andere, die längst ins praktische Leben übergegangen waren, patriotisch begeisterten und zum Kampfe vorbereiteten.

Auf den Gymnasien ist wohl nie das „Dulce et decorum pro patria mori“ mit so viel tyrtäischem Feuer im Hinblick auf den jammervollen Zustand des Vaterlandes interpretirt worden, als in jener Zeit, freilich unweise genug, da die Schuljugend dadurch auch verleitet wurde, Schillers „Räuber" zu spielen.

Das heilige römische Reich trug man mit Spottliedern zu Grabe, während die Geschichtslehrer und Geschichtsschreiber die glänzenden Zeiten des Mittelalters hervorhoben, wo Kaiser und Reich einen großen Theil von Europa beherrschten. Damals war es auch, wo man die bei allen deutschen Stämmen althergebrachte Pietät gegen angestammte Fürsten radical auszurotten suchte, mit einem nur zu nachhaltigen bis in unsere Zeit hineinreichenden Erfolge.[1])

---

[1]) Wie weit das ging, mag folgendes Beispiel zeigen, welches ich einer in Koblenz gedruckten durch ganz Deutschland verbreiteten deutschen Zeitschrift entnehme: „Wir N. N. von Gottes Gnaden Landgraf u. s. w., Ordensmeister der Tapferkeit und des goldenen Löwenordens, Besitzer u. s. w., Erbauer einer neuen Bastille, Oberaufseher über die Pantalons und Hüthe aller ....., weitberühmter Schweinshändler u. s. w. entbiethen hiermit allen unseren Handelsfreunden und resp. Gönnern unsern Gruß und machen denselben bekannt, was maaßen wir ein vollständiges und ausgesuchtes Assortiment von 12000

Wie tief schnitt es den Patrioten, die damals schon für deutsche Einheit schwärmten, ins Herz, als nun an die Stelle des deutschen Reichs der Rheinbund unter Napoleons Protectorat trat. Die Nation hatte nun alle politische Selbstständigkeit verloren, und die Fürsten waren zu napoleonischen Satrapen herabgesunken, welche die deutsche Wehrkraft für französische Eroberungen zu sammeln und einzuüben hatten. Dieser Zustand war unerträglich, und die Besten im Volke sannen auf Mittel, das schmähliche Joch abzuschütteln. Nur mit vereinten Kräften konnte dieses geschehen, und nur die Idee der nationalen Einheit deutscher Nation, die längst die Gemüther in allen Gegenden Deutschlands ergriffen hatte,

---

Stück Menschenvieh erhalten haben; ergeht daher an alle, die dieser Waare bedürftig, die Bitte, uns gefälligst mit ihrem Zuspruche zu beehren. Wir haben darauf gesehen, nur lauter bildschöne junge Leute wie Milch und Blut zusammenzutreiben und hoffen, mit ihnen alle Nebenbuhler auszustechen. Sie sind vortrefflich dressirt, können hauen, schießen, stechen, rechts und links um machen und noch mehr dergleichen Künste. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahin gebracht, daß sie sich für ihren Herrn todtschießen lassen, ohne nur dabei zu muren oder eine Miene zu verziehen.

Da wir die gegründeteste Hoffnung haben, daß bei der bevorstehenden Theilung des deutschen Reiches einige benachbarte Landstriche, von denen unsere Revierjäger versichern, daß noch das schönste Wildprett dort herumschwärme, uns zufallen, so glauben wir, — da wir nach dieser Acquisition keine Mühe scheuen werden, dasselbe einzufangen — unseren Korrespondenten die Versicherung geben zu können, daß das Ausgehen dieser Waare sobald nicht zu befürchten steht, u. s. w."

Mit dergleichen Verhöhnungen waren auch noch andere deutsche Zeitschriften jener Zeit erfüllt. Nebenher gingen Zeitschriften voll ernsten Tadels der Fürsten und ihrer Regierungen.

konnte während dieser Zeit die Triebfeder der Rettung des Vaterlandes gespannt erhalten und sich während der Freiheitskriege zu derjenigen Klarheit und Bestimmtheit ausbilden, welcher Arndt in seinem Liede „Was ist des Deutschen Vaterland?" den rechten Ausdruck gab. Mit welcher Begeisterung wurde nicht dieses Lied in allen deutschen Gauen und von allen Klassen der Bevölkerung gesungen! Das Lied wurde die Scheidewand zwischen denen, die ein einiges großes und mächtiges Deutschland, und denen, welche die früheren Zustände der Zerrissenheit und Ohnmacht erhalten wollten. Die auf dieser Seite stehenden nannten sich Conservative, die auf jener Liberale. Aber die Liberalen hatten mit ihrem Blute das Vaterland gerettet und zugleich die Fürsten von schmählichster Knechtschaft befreit. Dies war nicht zu läugnen.

Es ist begreiflich, daß die Rheinbundfürsten, vorzüglich die Könige von Bayern und Württemberg, zu den festesten napoleonischen Conservativen gehörten, deren Publicisten sich ja noch kurz vor dem Beginne der Freiheitskriege nicht geschämt haben, Napoleon als „den ächten Repräsentanten der Deutschheit zu preisen, und seine Gegner als Borussomanen und Protestanten" zu verlästern, während eben diese Borussomanen und Protestanten vom tiefsten Hasse gegen Napoleon zum Kriege auf Leben und Tod gegen diesen Unterdrücker des Vaterlandes angefeuert wurden. Dieser radicale Gegensatz der Gesinnungen und der Gegensatz der Ergebnisse des Wiener Congresses [1])

---

[1]) „Kein Unternehmen", sagt ein englischer Geschichtschreiber, „welches das auf richtige und fortgesetzte Zusammenwirken vieler un-

zu den allgemeinen Erwartungen des ganzen deutschen Volkes brachten die siegesstolzen Befreier des Vaterlandes in jene Richtung politischen Treibens und Drängens, aus welcher im Kampfe mit den widerstrebenden Regierungsgewalten all das Unheil hervorgegangen ist, welches der besonnene, recht und richtig denkende Vaterlandsfreund auf's tiefste zu beklagen hat; denn die Nation ist gegenwärtig in ihrem geistigen Leben mehr zerrissen, als sie es früher äußerlich durch Hunderte von Territorial-Grenzlinien war. Der Kampf ist noch lange nicht zu Ende und wird, wenn dem Uebel nicht abgeholfen wird, unfehlbar zu einer Revolution führen, welche Deutschland leicht in den Abgrund polnischen Verderbens stürzen könnte, zumal es uns so wenig, als einst den Polen, an habsüchtigen Nachbarn und an Verspöttern und Verächtern deutscher Nationalität fehlt. Aber wie ist dem Uebel

---

abhängiger Staaten erheischt, hat Aussicht auf Gedeihen. Unvermeidlich entstehen Eifersüchteleien. Ein Streit erzeugt den anderen. Jeder Verbündete geräth in Versuchung, einen Theil der Last, welche er selbst tragen müßte, andern aufzubürden. Kaum Einer liefert redlich das versprochene Contingent. Kaum Einer hält genau den bestimmten Termin inne. Die lange Liste von Fürsten, die persönlich oder durch ihre Stellvertreter zusammen kommen, nimmt sich in den Zeitungen gut aus! Aber je zahlreicher die Verbündeten, desto größer die Gefahren. Unmöglich können zwanzig Regierungen, die durch Streitigkeiten über das Gebiet, Streitigkeiten über den Handel, Streitigkeiten über den Glauben getrennt sind, lange in vollkommener Harmonie handeln."

Der Engländer spricht hier von einer Coalition verschiedener Völker, der Wiener Congreß machte eine Coalition verschiedener Fürsten eines und desselben Volkes.

abzuhelfen? Daß die verschiedenen Constitutionen der kleineren Bundesstaaten, Kammerdebatten, Preßfreiheit, Zeitungsverbote und dergleichen uns nichts helfen, haben wir zur Genüge erfahren. Alle diese Versuche haben den Liberalen die Schwächen der Regierungen und ihren Mangel an Rechtbewußtsein nur noch mehr enthüllt und endlich beide Theile dahin geführt, daß sie das in der englischen Geschichte zur Zeit Karl I. so berüchtigt gewordene „Durch" auf ihre Fahnen schrieben. Wohin so extreme Gegensätze führen, zeigt uns ebenfalls die englische Geschichte in wahrhaft schrecklichen Beispielen, und daß der weniger besonnene Theil unserer Liberalen auf denselben Wegen ist, liegt thatsächlich am Tage.

Hier tritt nun die Frage der Stellung und Aufgabe des preußischen Königthums in ihrer ganzen Wichtigkeit hervor. Unseres Königs Friedrich Wilhelm III. treues und nachgiebiges Festhalten an den Grundsätzen der heiligen Allianz und an dem Bündnisse mit Oesterreich und Rußland gereicht seinem Charakter zur Ehre, hat aber zugleich allen einsichtigen deutschen und preußischen Patrioten gezeigt, daß ein weiteres Fortgehen auf diesem Wege Preußen bald in eine Lage bringen würde, wo weder die großen kirchlichen, noch die großen politischen Parteien von ihm etwas weder zu fürchten, noch zu hoffen hätten. Die Stellung des preußischen Königthums ist aber die einer Schutzwehr Deutschlands nach Osten und Westen und zugleich die einer Schutzmacht gegen die Gefahren, womit die kirchlichen und politischen Parteileidenschaften Deutschland bedrohen; denn es hat alle diese Parteien von Saarbrücken bis nach Memel im

eigenen Leibe. Werden sie im preußischen Staatskörper in Ordnung gehalten, so hat es mit denen im übrigen Deutschland gute Wege. Endlich, und das ist die Hauptsache, hat die Geschichte der neueren Zeit Preußen auch in die Stellung einer Schutzmacht aller wohl erworbenen Rechte der deutschen Nation geschoben. Aus dieser Stellung entspringt eine Aufgabe, die nur gelöset werden kann, wenn Preußen noch die Stellung eines Vertreters aller billigen und gerechten Forderungen der ganzen Nation hinzu nimmt. Kann Preußen nur unter diesen Bedingungen Deutschland schützen und die Parteien in Ordnung halten, dann ist es seiner eigener Sicherheit wegen genöthigt, die Advocatie Deutschlands in allen großen nationalen Fragen zu ergreifen. Gelingt es, eine Verfassung in's Leben zu rufen, die allen Parteien und Interessen gleiche Gerechtigkeit sichert, ohne die Königl. Machtvollkommenheit zu schmälern, dann ist ein fester Boden gewonnen, auf welchem allein jene Aufgaben gelöset werden können. Denn Bewahrung des Geistes, der den Anfang setzte, ist nicht Beschränkung auf diesen Anfang.

Die **Rechte** der Nation und der verschiedenen kirchlichen Parteien unter dem Schutze der ungeschmälerten Königlichen Machtvollkommenheit, war hiernach Asters Grundidee.

Diese Ansichten, bemerkte ich, die eingetretene Pause benutzend, sind historisch zu stark begründet, als daß sich Einwendungen dagegen machen ließen; aber sie machen mich doch, wenn ich auf die großen Schwierigkeiten hinblicke, bange um unsere Zukunft. Wie mag denn

wohl der Kronprinz sich die ihm bevorstehende Aufgabe denken?

Daß er, antwortete Aster, von der Nothwendigkeit einer anderen politischen Richtung, als der bisherigen, überzeugt ist, glaube ich aus einzelnen Aeußerungen schließen zu können, auch zweifele ich nicht, daß er einen deutlich durchdachten Plan schon fertig in sich trägt, welche Wendung er dem Schiffe unter diesen Stürmen geben will, so bald das Ruder in seine Hände kommt. Was das monarchische Princip angeht, so ist er ein zu großer Verehrer seines Lehrers Niebuhr, als daß er je die Worte dieses Meisters der Geschichte außer Acht lassen sollte: „Wenn in irgend einem Lande die Worte Volk und Nation unzertrennlich von dem Gedanken an die Monarchie und an den König begleitet sind, so ist es bei uns. Das wollen wir nicht dulden, daß irgend ein Hirngespinnst uns hierüber beunruhige. Denn nirgends ist es so handgreiflich für den gemeinsten, ja für den verkehrtesten Verstand wie durch die Eigenthümlichkeit unseres Staates bei uns, daß wir als Staat nur durch den König leben, weben und sind, und wenn diese Seele entwichen oder gelähmt würde, das Ganze zerfallen müßte.“

Wenn mich meine Auffassung der Persönlichkeit des Kronprinzen nicht täuscht, so wird sein Plan ein großartig friedlicher und nach allen Seiten hin wohlwollender sein. Von entscheidender Wichtigkeit für seine ganze Regierung wird die Besetzung der Ministerstellen sein. Daß er die jetzt waltenden Minister gleich entlassen wird, unterliegt keinem Zweifel.

II.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV.

Die schwierigen Verhältnisse, unter welchen Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, beschreibt kurz und treffend, wenigstens nach Einer Seite hin, ein liberaler Schriftsteller edleren Geistes, Eduard Burckhard, am Schlusse seines früher viel gelesenen Werkes: „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III." Kaum war, heißt es dort, der Ausspruch des heiligen Vaters gegen die gemischten Ehen erfolgt, als sich sämmtliche katholische Kirchenfürsten in Preußen erhoben und in ähnlicher Weise sich erklärten. Im insolentesten Tone geschah dieses von dem greisen Erzbischofe von Posen, Grafen Dunin, ohne daß die eingeschüchterte Regierung gewagt hätte, sofort gegen diesen übermüthigen Prälaten einzuschreiten. Nunmehr entspann sich ein gewaltiger Federkrieg, in welchem namentlich von Bayern aus die Sache des Katholicismus mit einer alle Grenzen überschreitenden Heftigkeit verfochten ward. Der alte Görres schleuderte in seinem Athanasius schnell verlöschende Blitze gegen die Königskrone von Preußen und den gesammten Protestantismus; eine Unmasse von Flugschriften und Zeitungsartikeln erschienen für und wider die Streitfrage, bis endlich beide Parteien ermüdet die Schwerter sinken ließen. Inzwischen hatte aber auch die preußische Regierung sich in ernsten Vorstellungen an die bayerische

gewendet, um eine Mäßigung in den von dorther gemachten Angriffen zu erwirken. Zugleich wurden beruhigende Kabinetsbefehle erlassen, nach welchen man die katholischen Geistlichen fortan nicht mehr zwingen sollte, eine von ihrer Kirche gemißbilligte Verbindung einzusegnen. Auch die päpstliche Curie gab jetzt einigermaßen nach, indem sie genehmigte, daß der Dr. Hüsgen als Verweser des Erzbisthums Köln in der Abwesenheit des Erzbischofes fungire.

Indessen regte sich auf einmal wieder der Erzbischof von Posen, Dunin, und erließ an seinen Clerus einen Hirtenbrief, welcher sich auf solch freche Weise gegen das Verfahren der preußischen Regierung aussprach, daß sich diese endlich gezwungen sah, Dunin und seinen General-Vicar zu verhaften und am 1. Juli 1831 eine Criminal-Untersuchung gegen beide einleiten zu lassen. Dunin appellirte an das privilegium fori ecclesiastici. — Der diplomatische Notenwechsel mit Rom begann mit neuer Heftigkeit, von beiden Seiten wurden actenmäßige Darstellungen hin und her gesendet. Am 5. April 1839 erschien Dunin plötzlich in Berlin, wo man nun Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen gesonnen war, obschon er dem preußischen Ministerium unumwunden Entstellung der Thatsachen, Unwahrheiten u. dergl. vorgeworfen, ja sich sogar gerühmt hatte, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen. (Er hatte den feuergefährlichen polnischen Katholicismus hinter sich.) Die Regierung hatte in der That eine große Inconsequenz begangen; während sie den Erzbischof von Köln als Gefangenen ohne Verhör und Urtheil hinsetzte, hatte sie den Erzbischof

von Posen verurtheilt, ließ ihn jedoch frei herumgehen und bequemte sich sogar mit ihm zu unterhandeln. Endlich wurde dem Erzbischofe Dunin am 25. April das gegen ihn gefällte Urtheil — sechsmonatliche Festungsstrafe und Amtsentsetzung — verkündigt, wobei man ihm aber nachließ, diese Strafe in einem der ersten Berliner Hotels abzusitzen. Da man ihn jedoch ohne alle weitere Bewachung ließ, entfloh er am 5. October nach Potsdam und von da nach Posen, vielleicht in der Absicht, dort einen Volksaufstand zu erregen, dessen weitere Folgen bei der allgemeinen Gährung unter den dortigen Katholiken sich nicht leicht berechnen ließen. Allein noch wußte man in Posen nichts von der Ankunft des Erzbischofs, als er auch sofort wieder arretirt und unter starker Bedeckung nach der Festung Kolberg gebracht wurde. — Rom zürnte von Neuem, der heilige Vater rief Zeter über dieses „unerhörte Wagniß"; in Posen selbst schwiegen alle Glocken und lagen sämmtliche Geschäfte des Domcapitels darnieder, da der Erzbischof keinen Verweser bestellt hatte und schon in Berlin keinen in kirchlichen Angelegenheiten an ihn gerichteten Brief eröffnete.

Inmitten dieser Wirren endigte am 7. Juni 1840 ein sanfter Tod das vielbewegte Leben des Königs von Preußen. — Mit ihm starb der letzte Stifter der heiligen Allianz. Die Liebe seiner Preußen folgte ihm in die Gruft, denn er hatte mit ihnen die Tage der Trauer wie der Freude getheilt, und galt allgemein als ein rechtlicher und frommer Monarch. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., von dem Volke mit den frohesten Hoffnungen begrüßt, denn die Erfüllung so manches

Wunsches und so manchen Versprechens, auf die man bei seinem greisen Vater verzichtet hatte, wurde jetzt von dem jugendlich=kräftigen Thronfolger erwartet. Allein gleich bei seinem ersten Auftreten benahm er dem Volke die Hoffnung auf eine allgemeine Reichsverfassung. —"

Am gespanntesten war die Erwartung aller Parteien auf die Wiederbesetzung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten gerichtet, weil man die Widersetzlichkeiten, oder, wie man sich damals ausdrückte, „die revolutionären Bewegungen" in der katholischen und in der lutherischen Kirche den Mißgriffen des Ministeriums Altenstein zuschrieb. Als man den Namen Eichhorn hörte, jubelte die ganze liberale Partei, die extremsten Bestandtheile sowohl als die verständigen und gemäßigten. „Eichhorn wird uns," hieß es, durch eine neue liberale und großartige kirchliche Organisation von den Bekenntnissen und Symbolquälereien gründlich befreien; denn er war ein Busenfreund Schleiermachers." Die gedrückten und verfolgten Lutheraner erwarteten in Geduld ihr weiteres Schicksal, zeigten aber, daß sie unter allen Umständen von ihren staatsrechtlich gesicherten Glaubensbekenntnissen um kein Haarbreit weichen würden. Die ultramontane Partei wartete ebenfalls mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Offenbarung der Gesinnungen des neuen Ministers, aber nicht in hingebender Geduld, sondern mit dem entschiedensten Entschlusse, die agitatorischen Operationen, welche sie bisher mit so großem Erfolge geübt hatte, wo möglich noch energischer fortzusetzen, wenn Eichhorn ebenfalls Abneigung gegen das Popal=System kund geben sollte.

Eichhorn, der als Director im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten die politische Gefährlichkeit der ultramontanen Agitationen gerade in den Provinzen, die uns zur Schutzwehr gegen Rußland und gegen Frankreich dienen sollten, gründlich kennen gelernt hatte, war mit dem Könige ganz einverstanden, daß man den katholischen Unterthanen der Rheinprovinz und der Provinz Posen jeden Vorwand zur Unzufriedenheit oder zum Mißtrauen nehmen müsse, und zwar unverzüglich. So wurde denn schon im August 1840 der Erzbischof Dunin aus seiner Haft entlassen und erhielt die Erlaubniß in seine Diöcese zurückzukehren, wogegen er seinen Clerus in einem Hirtenbriefe anwies, künftig von der Forderung von Versprechungen bei gemischten Ehen Abstand zu nehmen.

Viel weniger gefährlich war die gerechtere Unzufriedenheit der katholischen Bewohner der Rheinprovinz; denn sie waren Deutsche und hatten großartige Beweise ihrer Treue gegeben. Auch hier wurde der Friede auf's glücklichste hergestellt. Der gefangene Erzbischof, Clemens August, ließ sich bewegen, den Bischof von Speier, Herrn v. Geißel, auf welchen der König längst seine Augen geworfen, zum Coadjutor zu wählen, womit zugleich die Nachfolge gesichert war. Clerus und Layen waren zufrieden.

Zu gleicher Zeit wurden die sogenannten Alt-Lutheraner in eine erträgliche Lage gebracht. Welche Mißhandlungen diese zahlreiche Partei, die nichts anderes wollte, als Lutheraner sein und bleiben, zu erdulden hatte, und mit welchen Schwierigkeiten es verbunden war, ihren in der That gerechten Ansprüchen einigermaßen zu genügen,

habe ich in dem 4. Theile „Meiner Wanderungen durch's Leben" ausführlich und actenmäßig dargelegt.

Damit waren zwei große, ja staatsgefährliche Uebelstände glücklich beseitigt. — Es war nicht zu erwarten, daß die übrigen Parteien, namentlich die dem Katholicismus und Separatismus feindlich gesinnten, diese verdienstlichen Handlungen dem Minister hätten Dank wissen sollen. Daß sie aber daran die gehässigsten Verdächtigungen des Königs und der harmlosen Königin knüpften, wird ihnen und ihren Wortführern stets zur Schande gereichen. Man konnte hieraus die Lehre entnehmen, daß je leidenschaftlicher und unverschämter die Parteien ihr Spiel treiben, die Staatsgesellschaft um so dringender einer Macht bedarf, die sie im Zaume zu halten vermag.

Gegen den Minister Eichhorn brach der Unwille dieser Parteien, so bald sie sich in ihrer Hoffnung auf eine philosophisch-freie Kirche getäuscht sahen, bei der ersten besten Veranlassung dazu in maßloßester Weise hervor.

In Königsberg trat ein Gymnasial-Lehrer, Namens Witt, als Apostel von Bruno Bauer, Strauß und Feuerbach auf, nicht allein in der Schule, sondern auch in den Zeitungen. Seine Vorgesetzten machten ihn aufmerksam, daß solches Gebahren mit den Pflichten eines öffentlichen Lehrers unvereinbar sei. Als dieses nichts half, wurde er verwarnt, und als er demungeachtet mit seinen kirchenstürmerischen Artikeln in der Königsberger Zeitung fortfuhr, schritt die vorgesetzte Behörde zur Suspension. Sofort erfolgte ein Aufbrausen über das durchaus gesetzliche und pflichtgemäße Verfahren der vorgesetzten Behörde, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Das Provinzial-Schul-

Collegium der Rheinprovinz würde gegen einen Lehrer, der sich Pflichtwidrigkeiten und Widersetzlichkeiten so arger Art hätte zu schulden kommen lassen, viel ernster und entschiedener aufgetreten sein, und ich bin gewiß, daß kein Rheinländer solches getadelt haben würde. Auch übernahm ein „Rheinischer Jurist“ unaufgefordert in einer öffentlichen Schrift die Vertheidigung des gegen Witt eingeschlagenen Verfahrens.

Ich war erst vor Kurzem in das Ministerium eingetreten, und da die Witt'sche Sache und dieser ganze erste Oppositionsspectakel zu meinem Departement gehörte, so lag mir viel daran, einen freien Standpunkt billiger und gerechter Beurtheilung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wandte ich mich an einen mir befreundeten Rechtsgelehrten, der damals in einem unserer Bundesstaaten eine bedeutende Stellung einnahm und jetzt noch in großem Ansehen bei allen wahrhaft deutsch gesinnten Männern steht. Seine Ansichten sind auch deshalb merkwürdig, weil sie die Wünsche und Erwartungen repräsentiren, welche alle edeln deutschen Patrioten bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. hegten.

„Die Augen des deutschen Volkes,“ heißt es in dem vertraulichen Schreiben an mich, „sind jetzo mehr als jemals auf Preußen gerichtet, an dessen Spitze ein jugendkräftiger, freigesinnter und thätiger König getreten ist, ein König, der nicht mehr in der Sonderung Preußens von Deutschland, sondern in der vollständigsten Vereinigung mit den Geschicken des Gesammt-Vaterlandes die wirkliche Erfüllung der Verheißungen erkennt, welche sich an die Zukunft von Preußen knüpfen.

Voll Vertrauen in die Bildung und in die Gesinnung seiner Unterthanen hat er vor allen Dingen ihre Kraft durch Freiheit der Meinungs-Aeußerungen zu heben gesucht; er hat sie zu dieser Freiheit aufgerufen. Welche Erwartungen, welche Bewegungen mußten sich auf einen solchen Ruf des Königs erheben! — Allein nun frägt es sich, wird ein so schönes Vertrauen ausdauern und unzweifelhaft harte Proben bestehen? Wird es nicht mißbraucht werden? Das Eine können wir fürchten, weil ein kräftiger Geist nicht allein empfangen, sondern auch schaffen will, und nicht leicht ist es für den im Purpur Geborenen, daß er klar erkenne, was nach dem geistigen Zustande des Volkes und nach seinen bestehenden Bedürfnissen jetzo (1841) zu schaffen frommt; welcher Samen auf Felsen fallen, welcher in einem leichten Boden nur ein schnell vergängliches Wachsthum finde, welcher mit dem Unkraut wuchern und welcher, weil er in die rechte schwarze Erde gekommen ist, kräftiges und dauerndes Wachsthum bringen mag. Wenn nun irgend welche Maßregeln mit großer Anstrengung keinen, oder wenn sie einen schlechten Erfolg hervorrufen werden; wenn die gegebene Freiheit des öffentlichen Urtheils benutzt werden wird, um unverholenen Tadel hierüber zu verbreiten; — dürfen wir eine so große Selbstverläugnung hoffen, daß der in gutem Bewußtsein nur Edles wollende König solchen Tadel dauernd ertrage? Wird nicht vielleicht in solcher, wenn auch aus Ueberzeugung hervorgegangener Kritik die Ursache gefunden werden, warum so manches wohlgemeinte Unternehmen nicht die erwarteten Früchte bringt? — Das Andere wird uns aber sicher bevorstehen:

Freiheit wird man mit Frechheit, Kraft mit Ungebundenheit verwechseln, und so kann denn die Frage nicht ausbleiben: wie weit soll die neu verkündete Freiheit gehen dürfen; wo müssen die Schranken gesetzt werden?

Diese Frage ist schon aufgeworfen und sie ist auch schon thatsächlich in manchen neueren Regierungs-Handlungen des Königs beantwortet, unter Anderen durch die Suspension des Oberlehrers Witt in Königsberg. Natürlich erregt eine solche Handlung, wodurch der hervorgerufenen und eingetretenen Bewegung Halt geboten wird, die größeste Aufmerksamkeit; Billigung von der einen Seite, wo man schon längst mit dem Mährchen von dem Zauberlehrling warnte. Staunen von einer anderen Seite, wo man gewohnt ist, die Dinge glücklicher zu betrachten und heraufsteigende Wolken für fruchtbaren Regen bringend zu halten, wenn auch zerstörende Gewitter in ihnen lauern; Entrüstung und leidenschaftlicher Zorn aber erhebt sich dort, wo man nur Heil aus völliger Zerstörung dessen, was ist, erwartet und mitten am Werke gestört werden will. Ueber die Suspension des Herrn Witt hat sich denn auch kürzlich die Stimme eines Juristen und zwar eines Rheinischen Juristen in einer in Leipzig gedruckten Broschüre erhoben. Die Bezeichnung: „von einem Rheinischen Juristen" muß schon Aufmerksamkeit erregen. Dem rechten Rhein-Ufer, den Ufer-Bewohnern, welche noch nicht französische Herrschaft geschmeckt haben, wird diese Bezeichnung „Rheinisch" jetzo weniger gegönnt, hauptsächlich bezieht man sie auf das linke Rhein-Ufer. Dort hat einst das deutsche Volk der Ubier römische Herrschaft und nach der

Beschuldigung seiner deutschen Landsleute, auch römische Gesinnung angenommen; dort haben sich von jeher celtische Stämme mit den germanischen Völkern vermischt; dort sahen sich auch in den neueren Zeiten Deutsche genöthigt, während einem Jahrzehent unter französischen Adlern gegen Deutschland zu kämpfen. Man sagt uns, und zum Besten des Gesammt-Vaterlandes wollen wir es glauben, daß die französische Herrschaft dort keine französische Gesinnung zurückgelassen hat und daß wer solche bekennen wollte, jetzo mit dem Namen eines Verräthers mit Recht gebrandmarkt werden würde. Nur Eines wird aus der französischen Herrschaft als ein unangreifbares Heiligthum von dem Volke bewahrt: die Napoleonische Gesetzgebung, d. h. die Masse von deutschen und römischen Gesetzen und Gewohnheiten, welche die Hand eines großen Mannes zu einem geordneten und übersichtlichen Ganzen verbunden hat, welches in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens noch formelle Garantien für die unparteiische Anwendung seiner sachlichen Bestimmungen erhalten hat. Auf diese Gesetzgebung, auf diesen ganzen Zustand der Legalität sind die Rheinländer stolz und betrachten ihn als einen Vorzug, den sie vor ihren deutschen Mitbrüdern voraus haben.

Wenn nun eine Regierungs-Maßregel der Strenge von einem Rheinischen Juristen vertheidigt wird, so scheint dieses darauf hinzudeuten, daß hier nicht allein ein Jurist spricht, der nach Recht und Gerechtigkeit zu urtheilen hat, sondern noch dazu ein solcher, der in jener Gegend wohnt, welche vorzugsweise die für die Handhabung des Rechts geneigten Staats-Einrichtungen besitzt, wo

man also einen scharfen Maßstab auch gegen die Regierung anzulegen gewohnt ist, wenn sie vor den Richterstuhl treten muß.

Zu einer unparteilichen Beurtheilung aufgefordert, muß ich gestehen, daß diese Erwartung in der vorliegenden Broschüre keineswegs erfüllt wird. Das Verzeichniß der verschiedenen Aeußerungen, welche dem Herrn Witt aus der Königsberger Zeitung zur Last gelegt werden, hat so etwas von einem Requisitoire, und wir dürfen nicht bergen, daß es uns bei der speciellen Prüfung dieser Aeußerungen so erschienen ist, als ob der Richter des Herrn Witt mit den Gewohnheiten eines procureur du Roi nicht unbekannt sei, denn manche jener Aeußerungen, die nur in ihrem Zusammenhange mit anderen und mit der ganzen Tendenz des Herrn Witt den gerechtesten Tadel verdienen, im Einzelnen und ihrer Fassung jedoch über die Grenzen des Anstandes noch nicht hinausgehen, werden als geringschätzend, unziemlich, absichtlich entstellend, frech u. s. w. in der Inhalts-Bezeichnung kurzweg verurtheilt.

Hauptsächlich aber ist die rechtliche Beurtheilung dieser Thatsachen, dieser gedruckten Meinungs-Aeußerungen des Herrn Witt nirgends durch eine Rheinische Jurisprudenz, sondern lediglich durch Königl. preußische Cabinets-Ordres begründet. Zwei Hauptrichtungen machen sich hier bemerkbar:

1) nach der Verordnung vom 12. April 1822 kann der Minister einen Schullehrer ohne rechtliches Gehör vermöge der ihm zustehenden Amts- und

Disciplinar-Gewalt seiner Stelle entlassen, wenn er auch kein gemeineres Vergehen begangen, wenn er nur einen Oppositionsgeist gezeigt und sich eine Einwirkung auf die Staats-Verfassung oder Verwaltung angemaßt hat, und

2) auch indirecte Staatsbeamte, also Prediger und Schullehrer, dürfen nach der Verordnung vom 20. November 1840 und 25. August 1841 kein Neben-Amt ohne höhere Erlaubniß übernehmen und einem Neben-Amt ist durch die genannte Ordre jede Privat-Beschäftigung, gewiß also das Zeitungsschreiben gleichgestellt!

Wie könnte sich also Herr Witt, der gewarnt und vermahnt das Zeitungsschreiben nicht lassen wollte, beschweren, da er vorläufig nur suspendirt und die Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung verordnet worden ist?

In der That konnte von dem Standpunkte der positiven Jurisprudenz ausgegangen die Beantwortung dieser Frage nicht zweifelhaft erscheinen. Allein hat der unbekannte Rheinische Jurist der Sache des preußischen Staates einen Dienst gethan, indem er uns eine solche Gesetzgebung ausführlich dargelegt hat? indem er uns gar sehr daran erinnert, daß in Preußen die Gesetze ein Ausfluß der Königl. Machtvollkommenheit sind? daß es derselben beliebt hat, einen achtbaren Stand, den Lehrerstand, in seiner bürgerlichen Existenz den individuellen Ansichten, wir wollen nicht sagen der Willkühr, eines Ministers bloß zu stellen? daß sie es nicht genügend befunden hat, wenn ein Beamter, ein Prediger, ein Lehrer

seine Schuldigkeit in seinem Berufe erfüllt, sondern verlangt, daß er auch all sein sonstiges Wirken und die Anwendung seiner Kräfte außerhab Amts dem Ermessen seiner Ober-Behörde unterwerfe?

Wir übrigen nicht Rheinischen, aber deutschen Juristen sind an solche Bestimmungen nicht gewöhnt, sondern daran, daß kein Beamter ohne Urtheil und Recht seines Amtes entlassen werden soll, eines Amtes, zu dessen würdiger Vollführung er die besten Kräfte seiner Jugend anwenden und worauf er sich mühsam durch viele Jahre vorbereiten muß. Wir wollen nicht, daß den Lehrern ausnahmsweise ein solcher Rechtsschutz versagt werde. Gehört Scheu vor der Antastung des Höchsten und Pietät zu den nöthigen Eigenschaften eines Lehrers, so kann doch auch Freiheit des Geistes und Vertrauen auf eine gesicherte Stellung denen nicht mangeln, die Männer für das Leben bilden sollen. —

Herr Witt gehört zu den Freunden von Bruno Bauer, Strauß, Feuerbach. Das sagt er selbst. Er schreibt in ihrem Sinne. Er will, daß die künftigen Prediger und Seelsorger aus den reinen Quellen der Wissenschaft ihren Unterricht empfangen, auch wenn diese angebliche Wissenschaft auf die Zerstörung der Kirche ausgeht, für welche sie als Lehrer und Hirten ausgebildet werden. Mögen immerhin diese Hirten zu Wölfen werden, Freiheit muß sein, sagt Herr Witt. Auf dieser Welt ist keine Gewalt berufen, zu entscheiden: was die Wahrheit ist, also muß Jedermann predigen können, was er Lust hat, meint Herr Witt. Und daß man auch bald fragen dürfte, was Tugend ist, was Sitte ist, auch das stört Herrn Witt

nicht. Ist ja die Frage von seinen Freunden schon wirklich aufgeworfen und auf eine schaudervolle Weise beantwortet worden!

Wie einfach wäre es also gewesen, zu sagen: Die preußische Regierung hat dem Herrn Witt sein Zerstörungs-System in Zeitungen anzupreisen verboten, er hat sich diesem Gebote seiner Vorgesetzten nicht gefügt, er ist also suspendirt und vor Gericht gestellt worden. Ja! man würde sich wundern, wenn die preußische Regierung einen Lehrer mit solchen Gesinnungen ferner lehren ließe, selbst wenn er in den Zeitungen schweigt. Wer nicht selbst der Zerstörungs-Partei angehört, kann die Suspension des Herrn Witt nur billigen. Aber viele, sehr viele ganz friedliche Leute, fühlen sich durch die Cabinets-Ordres empört, welche als unnützes Rüstzeug zur Vertheidigung jener Maßregel gebraucht werden wollen und welche man um so füglicher hätte auf sich beruhen lassen können, als die preußische Regierung sich selbst hierauf nicht hat stützen wollen, vielmehr den Herrn Witt vor Gericht gestellt hat, wodurch sie viel besser, als durch alle Argumente des Rheinischen Juristen gerechtfertigt wird." —

Auf einen kürzeren Ausdruck zurückgeführt, heißt das: Preußen ist der mächtigste rein deutsche Staat, und vermöge seiner Lage und Stellung im Staaten-System die Schutzwehr Deutschlands nach Außen und der natürliche Vertreter aller wahren Interessen und aller gerechten Ansprüche des deutschen Volkes. Um dieses sein zu können, mußte es vor Allem sich selbst eine Verfassung geben, die als Muster-Verfassung aller deutschen Bundesstaaten hätte gelten können. Daß dieses nicht geschehen, hat die

Sonderung Preußens von Deutschland zur Folge gehabt, und eben diese Sonderung ist die wahre Ursache aller der inneren deutschen Wirren, an denen das deutsche Volk seit dem Wiener Congresse gelitten hat, und somit zugleich ein Aergerniß, ein Stein des Anstoßes auf dem Wege einer von allen Vaterlandsfreunden gewünschten Entwicklung des staatlichen Lebens. — Von den Staatsmännern, welche Friedrich Wilhelm III. umgaben, war eine solche Umkehr des hergebrachten Regierungssystems nicht zu erwarten. Um so hoffnungsvoller richteten sich alle Blicke auf Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz durch seine geistreiche und freisinnige Persönlichkeit die erfreulichsten Erwartungen erregte und diese bei seinem ersten Auftreten als König, namentlich durch die mit allgemeinem Jubel aufgenommene Erweiterung der Preßfreiheit, stark, bei vielen in's Ungemessene, gesteigert hatte. — Die Nichterfüllung dieser Erwartungen würde die bisherige Mißliebigkeit der preußischen Regierung nur vermehren, was selbst den umgebenden fremden Staaten nicht wünschenswerther sein könnte, als den deutschen Bundesstaaten. Was geschieht? Man läßt eine durchaus gerechte und nothwendige Disciplinar-Maßregel auf Grund von Cabinets-Ordres aus früheren Zeiten, wodurch der ganze Lehrstand in seiner bürgerlichen Existenz den individuellen Ansichten eines Ministers preisgegeben wird, durch einen Rheinischen Juristen vertheidigen, der schon unter den früheren Ministern durch Liebedienerei gute Geschäfte gemacht hatte. Was Wunder, daß sich sofort Entrüstung und leidenschaftlicher Zorn dort erhob, wo man nur Heil aus völliger Zerstörung des

Bestehenden erwartet, und daß auch die Wohlgesinnten stutzig wurden?

Es schien mir diese Beurtheilung der politischen Stellung Preußens doch zu bedeutend, um sie für mich allein zu behalten. Als ich sie dem General v. Aster mittheilte, sagte er: Ihr Freund steht auf keinem vulgären Standpunkt politischer Betrachtungen; er kennt die neuere Geschichte und urtheilt treffend über deutsche und undeutsche Politik, über Ursprung, Werth und Unwerth der verschiedenen Parteien, und scheint der Partei der politischen Einheit Deutschlands nicht nur den Vorzug zu geben, sondern ihr auch den Sieg über alle anderen in Aussicht zu stellen. Ich wünschte, dieser Mann hätte eine Stimme in unseren Verfassungsberathungen. Können Sie mir den Namen nicht nennen? Der Brief, antwortete ich, ist ein ganz vertraulicher, und ich habe nur die Erlaubniß, den Gebrauch davon zu machen, den ich eben jetzt mache. Daran knüpfte Aster die bedeutsame Frage: Kennt er den König persönlich näher? So viel ich weiß, antwortete ich der Wahrheit gemäß, hat er den König nur bei den gewöhnlichen Vorstellungen von Gesandten gesprochen. Er gehört nicht zu den diplomatischen Personen, die sich vordrängen, kennt aber die Berliner Verhältnisse genauer, als viele andere.

Eichhorn hatte schon seit Jahren über eine Uebergangspolitik nachgedacht und an einer innigeren Vereinigung Preußens mit Deutschland gearbeitet. Der Zollverein ist ein Werk Eichhorns. Ihm waren also die Ideen meines Freundes ganz geläufig, ja ich muß gestehen, daß sie mit seinen eigenen im Wesentlichen übereinstimmten.

Aber, sagte er, gut Ding will Weile haben, und Sie wissen, wie tief eingewurzelt unseren ausgezeichnetsten Juristen und zuverlässigsten Staats-Beamten der Respect vor Cabinets-Ordres ist. Das hat auch sein Gutes, und ich möchte, wenn ich es auch könnte, diesen Respect nicht schwächen, obgleich ich vielen Cabinets-Ordres eine andere Form und einen anderen Inhalt wünsche, wozu auch die von Ihrem Freunde getadelten gehören.

Die Befürchtungen, welche mein Freund an die Befreiung der Presse von allen hemmenden Schranken knüpfte, hielten so wohl Aster als Eichhorn doch für etwas übertrieben. Aber wie bald zeigte sich, daß jene Befürchtungen noch hinter dem, was wirklich erfolgte, zurückblieben. Denn kaum waren die bisherigen Schranken hinweggenommen, als die publicistischen Brodschriftsteller auch schon mit verdoppeltem Eifer und täglich zunehmender Schamlosigkeit fortfuhren, die Gesetze und Einrichtungen des Staates herabzuwürdigen, die Beamten zu schmähen, die Volkssouveränetät zu predigen, die Religion zu lästern und, da man mit Bewußtsein darauf ausging, in der Person des Königs das Königthum selbst zu Grunde zu richten, dem Könige selbst Gesinnungen und Eigenschaften anzudichten, die ihn als unfähig zur Regierung und als einen Mann unzuverlässigen Charakters erscheinen lassen sollten. Keine noch so unschuldige, noch so edle Liebhaberei, keine öffentliche Rede, kein Pathengeschenk, keine Besetzung einer höheren Beamtenstelle mit einem christlich gesinnten Manne ließ man unausgebeutet, keine Entstellung, keine Lüge, sie mochte so grob sein, wie sie wollte, scheute man, um wo möglich

das ganze deutsche Publikum glauben zu machen, der König sei ein Mann, „der vor lauter mittelalterlichen Phantasie-Wäldern die dicksten Bäume der Gegenwart nicht sehe", und alles Ernstes darauf ausgehe, die ganze mittelalterliche Aristokratie mit sammt den Turnieren zurück zu führen, das Volk in die betende und auf das Jenseits hoffende Sclaverei des Mittelalters zurück zu stoßen, seinen Hof mit mittelalterlichen Bischöfen, für deren Pomp schon ein zweiter Kölner Dom in Berlin im Plane fertig sei, ascetisch auszuschmücken, und dergleichen Thorheiten mehr. — Das ging so fort bis zur Berliner Straßen-Literatur, die mit der Berliner Straßen-Revolution Hand in Hand ging, wo man, um das Königthum zu zertreten, die Person des Königes auf's schamloseste mißhandelte, und den Prinzen von Preußen zu ermorden Miene machte.

Wie soll man sich's erklären, daß die Besseren im Volke, die sogenannten guten Schriftsteller, solchem die deutsche Nation entehrenden Treiben nicht mit Indignation entgegentraten, ja Viele sich sogar darüber freuten? Dies war die Frage, welche ich in jener Zeit mit dem General v. Aster und anderen Freunden oft besprach. Aster meinte, es komme daher, daß die große Partei der deutschen Einheit sich abermals in ihren heißen Wünschen getäuscht sehe, indem sie eine ganz andere Politik erwartet hätte, als der König kund gebe. — Der Gegensatz der Politik des Königes zu den Wünschen jener Partei bestand aber darin, daß sie eine preußische Constitution wünschte, die allen anderen Constitutionen „das rechte Maas und zugleich den rechten Schwung wahrer politischer Freiheit"

gebe, während es dem Könige eine unedle Politik zu sein schien, mit constitutionellen Formen eine preußisch-hegemonistische Propaganda zu treiben. Es fehlte damals so wenig als später an Männern von Geist und Kraft, die eine preußische Hegemonie wünschten und vorstellten: „daß Preußen für die constitutionelle Schwächung seiner monarchischen Kraft dadurch werde entschädigt werden, daß alsdann das constitutionelle Deutschland ausschließlich unter Preußens Einfluß fallen werde."

Aster stimmte diesen Politikern nicht bei, die Schwächung der Regierungskraft durch eine Constitution, wie diese Leute sie im Sinne hätten, meinte er, sei gewiß, sehr zweifelhaft aber sei es, ob, wenn auch das monarchische Princip auf das Minimum seiner Kraft in Preußen herabgesetzt werde, deshalb das constitutionelle Bayern, Württemberg, Baden u. s. w. nach Preußens Pfeife tanzen werde. „Die Herren übersehen", ich führe hier seine eigenen Worte an, „die Verschiedenheit der Interessen und Gefühle, die sich an die Stammes-Verschiedenheit knüpfen, das Souveränetätsgefühl und was damit an Einzelinteressen zusammenhängt, die Interessen der Residenzstädte, Mißtrauen der verschiedenen deutschen Souveräne gegen einander, welches sich, wie unsere Geschichte lehrt, leicht zur gänzlichen Verläugnung der nationalen Interessen steigert." — Eichhorn und Bodelschwingh dachten und urtheilten mehr im Sinne des Ministers von Stein, der bekanntlich den kleinen Souveränetäten nicht hold war und auch an den großen Vieles auszusetzen hatte.

Die Huldigungsrede des Königes beruhigte die kleinen und die großen Bundes-Staaten, schlug aber die Erwartungen der deutschen Einheits-Partei unsanft zu Boden. Sofort betraten die Liberalen aller Bundes-Staaten den Weg der Opposition, der ihnen durch die erweiterte Preßfreiheit geebnet worden war. — Der König selbst erschrak über die Maßlosigkeit der Angriffe und hielt es für nothwendig, den Hoffnungen und Verläumdungen der Partei einen festen Damm entgegen zu setzen. Wollte er die gegebene Preßfreiheit nicht wieder zurücknehmen, wie Friedrich der Große gethan hatte, so konnte dieses nur auf demselben Wege geschehen, auf welchem die Angriffe erfolgten, auf dem Wege der Presse. — Da zeigte sich aber gar bald das große Uebergewicht der liberalen Partei in der Beherrschung der öffentlichen Meinung.

In jener Zeit brachte eine dem Könige nahe stehende Person der Redaction der Staatszeitung einen Aufsatz zur Aufnahme in dieses Blatt. Dr. Zinkeisen erkannte die große politische Bedeutung des Aufsatzes und berieth sich mit mir, wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen, über die Aufnahme des Aufsatzes. Ich theilte seine Bedenken, hielt aber die Frage für so wichtig, daß ich sie zweien Ministern vorlegte, gegen die ich mich offen aussprechen konnte. Der eine fragte: warum nicht? Auf meine Antwort, daß doch möglicherweise Preußen sich genöthigt sehen könne, dem Drängen zu einer Constitution nachzugeben, trat er meiner Ansicht bei. Der andere sprach sich, bevor er noch den Aufsatz ganz gelesen hatte, mit Entschieden-

heit dahin aus, daß derselbe nicht gedruckt werden dürfe, am wenigsten in der Staats-Zeitung, und fügte hinzu: „ich übernehme die Verantwortung!" So wichtig erschien beiden Ministern der Artikel, sowohl nach seinem Inhalte, als besonders auch hinsichtlich des muthmaßlichen Ursprungs! Aster, dem ich den Artikel erst nach erfolgter Entscheidung der Minister mittheilte, sagte: „Ja, es wird sich durchbohren, wenn unsere Staatsmänner nicht auf eine Verfassung Bedacht nehmen, die ohne wesentliche Schmälerung der Königlichen Machtvollkommenheit allen Parteien und Interessen gleiche Gerechtigkeit sichert; denn die materiellen Bedürfnisse des Volkes stehen im Bunde mit den politischen Ideen der Vertreter deutscher Einheit. Ich erblicke in dem Aufsatz Niebuhrs politischen Grundsatz, dem auch Sie in allen Ihren Schriften huldigen, verbunden mit Königl. Gesinnungen, die, wenn alle Könige und Fürsten sich von ihnen hätten leiten lassen, niemals das Geschrei nach Menschenrechten hätten aufkommen lassen. Was das Niebuhr'sche altpreußische Prinzip angeht, so ist dieses allerdings durch das Staatensystem des Wiener Congresses gestürzt worden; aber in hohem Grade zu bedauern ist es doch, daß die öffentliche Besprechung der preußischen Verfassungsangelegenheit in so ungewaschene Hände gefallen ist, wie die der liberalen Zeitungsschreiber. Daß „es sich durchbohren werde" bis zu dem Ausspruch des 21. März: „Preußen geht fortan in Deutschland auf!" daran dachte damals kein Staatsmann in ganz Europa. Und doch war eben dies das Ziel der extremen Partei deutscher Einheit, an deren Spitze deutsche Professoren standen."

Da der Artikel jedenfalls von historischer Wichtigkeit ist, so will ich ihn hier ganz mittheilen.[1])

„Sind die ständischen Ausschüsse der Weg zu einer Constitution?

Berlin, 21. October 1841. Wir lesen gegenwärtig in vielen öffentlichen Blättern so entstellende Mißdeutungen über die Bestimmung der ständischen Ausschüsse, daß wir uns zu einer Berichtigung in dieser Hinsicht gedrungen fühlen. Wirkungskreis und Befugnisse dieser Versammlung werden einerseits als völlig nichtig dargestellt und statt dessen Reichsstände verlangt; von der anderen Seite legt man ihnen die Bestimmung unter, Reichsstände zu werden, ja man fordert sie auf, sich reichsständische Rechte zu nehmen, wenn man sie ihnen nicht geben will. Man scheut sich nicht, den Buchstaben der Allerhöchsten Erlasse und den klarsten Sinn der Königlichen Worte falsch, und zwar wissentlich falsch zu interpretiren.

Diese Sophistik wollen wir unserseits mit Offenheit erwidern. Wir sagen es mit entschiedenster Bestimmtheit und im vollsten Bewußtsein dessen, was wir damit aussprechen: Preußen bedarf keiner Constitution und wird keine Constitution erhalten.

Eine Constitution würde die Verfassung vernichten, welche Preußen gegenwärtig hat, sie würde die Grundlagen seiner Ruhe nach innen, seiner Macht nach außen

---

[1]) In meiner Schrift „zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn" konnte ich den Gegenstand nur im Allgemeinen zur Sprache bringen. Vergl. pag. 175 ff.

erschüttern. Verhehlen wir es Niemand: wenn Preußen in Europa die Stellung behaupten will, die es seit einem Jahrhundert sich erworben hat und seit 1815 völkerrechtlich einnimmt, so darf es nicht aus seinem monarchischen Centrum weichen, auch nicht um die Breite eines Haares. Preußens Stellung in Europa ist in jeder Hinsicht intermediär: sie wird schwanken und verloren gehen, so wie die feste und consequente Leitung fehlt, die bei einer Partei-Regierung niemals möglich ist. In demselben Moment, wo Preußen im Inneren ein Spielball der Parteien wird, wird es unrettbar zugleich ein Spielball des Auslandes. Man sagt uns zwar, daß Preußen für die constitutionelle Zertrennung seiner moralischen Gewalt durch die „Sympathien" derjenigen Staaten entschädigt werden würde, welche gleichfalls Constitutionen haben, daß namentlich das constitutionelle Deutschland alsdann ausschließlich unter Preußens Einfluß fallen würde. Es kann jedoch einer edeln Politik nicht in den Sinn kommen, mit constitutionellen Formen in Deutschland eine preußisch-hegemonistische Propaganda zu treiben. Die deutsche Politik Preußens ist so entschieden eine Politik des Vertrauens, daß jenes schon an sich höchst subalterne Manöver sein ganzes Verhaltniß zum gemeinschaftlichen großen Vaterlande zerstören müßte.

Indem Preußen seine inneren Zustände immer inniger mit Deutschland verflicht, darf es das Vertrauen Deutschlands fordern und hat sich dasselbe bereits erworben. Man weiß hinreichend, daß Preußen die politischen Zustände anderer Länder achtet, und jedes Einflusses auf deren innere Angelegenheiten sich enthält, daß es das große Gesammtwohl

oft mit Verläugnung eigener Sonder-Interessen zu fördern strebt, und auch bei dem einmal genommenen Standpunkt stets mehr zu fördern streben muß: in der mächtigen Einheit des deutschen Vaterlandes nach außen, in der Freiheit seiner Reichszustände nach innen, findet Preußen den Frieden Europa's, Deutschlands Wachsthum und sein eigenes davon untrennbares Gedeihen gesichert. Für diese Zwecke hat Preußen das Vertrauen Deutschlands, sowohl des constitutionellen als des nicht-constitutionellen, sich zu eigen gemacht: eine Constitution ist dazu nicht nöthig; ja, gar leicht könnte die Wirkung eine entgegengesetzte sein.

Für manche Gesichtspunkte, dies geben wir zu, könnte man die Frage als contravers betrachten. Es läßt sich darüber zweifelhaft sein, ob eine solche Constitution die historischen Anforderungen erfüllen würde, die man an ein bleibendes politisches Gebilde zu machen berechtigt ist: ferner, ob sie geeignet wäre, die provinziellen Bedürfnisse in derselben schonenden Weise zu berücksichtigen, wie es der unbeschränkt monarchischen Verwaltung bisher gelungen? Andere dagegen erblicken vielleicht in dem centralisirenden Bande, welches die Constitution um die Provinzen schlingen würde, gerade eine größere Gewähr für die Einheit des Ganzen.

Ueber Alles dies läßt sich streiten; auch wollen wir diesmal nicht näher darauf eingehen. Allein es gibt ein Hauptmoment, welches alle anderen überwiegend und welches, nach unserer Ansicht, entscheidend ist. Wir meinen die Stellung Preußens im europäischen Staaten-Systeme und die Rückwirkung, welche innere Veränderungen

auf diese Stellung haben müßten. Denn wie man auch sonst über Constitution denken möge, die Stellung zur äußeren Politik redet ihnen nach den gemachten Erfahrungen nicht das Wort. Hier ist eine Eigenschaft das fast regelmäßige Erbtheil constitutioneller und populär regierender Staaten gewesen: die Unzuverläßigkeit — ohne Frage eine der schlimmsten Eigenschaften für die äußere Politik.

Wie oft wurden nicht schon in solchen Staaten die inneren Entwickelungen durch die Partei-Bemühungen nach außen gestört, verzerrt, vernichtet! Wie oft durch die Unzuverläßigkeit des herrschenden Systems die bestehenden Verhältnisse zu anderen Staaten gelockert, die Bündnisse gehindert, die politischen Zustände stets auf's Neue in's Precaire gestellt! Das mächtige Frankreich klagt über seine (selbst geschaffene) Isolirung und bezahlt dieselbe mit Millionen: man kann jedoch, auch ohne in die Geheimnisse der Cabinette zu dringen, überzeugt sein, daß Frankreichs Staatsmänner die Lösung gewisser europäischer Fragen weit schneller und glücklicher gefunden haben würden, hätte nicht die stete Rücksicht auf die constitutionelle Behinderung der inneren Zustände ihre Hand gelähmt.

Das große, mächtige, isolirte England, das große mächtige, geschlossene Frankreich stehen freilich bisher unangetastet da, was auch die Schicksale ihrer inneren Entwickelung gewesen sind. Würde man in Preußen im nämlichen Falle das Nämliche sagen können? Gelten nicht vielmehr bei Preußens Lage alle jene Gefahren hier hundertfach mehr? Wie wurde nicht schon von allen

Seiten auf Preußens Zerrissenheit speculirt, als man sich während der katholischen Streitigkeiten der jüngsten Vergangenheit einbildete, daß eine solche Zerrissenheit bereits existire? Diese Lehre wenigstens hätten jene, glücklicherweise der Vergessenheit übergebenen Jahre zurücklassen sollen. Darum keine Constitution!

Wir wenden uns noch einmal an diejenigen, welche vermöge der geschenkten Censur-Nachsicht die Meinung der Gegenwart auf Irrwege leiten, und die preußische Monarchie, diesen hehren Bau der Waffen und der Weisheit ihrer Könige, wie der Treue und des Aufschwungs ihres Volkes, auf das Niveau des ordinairen Constitutionswesens herunter bringen, die Sehnen unserer Staatskraft durchschneiden möchten. Wir wollen glauben, daß sie das unwissend thun, aber sie thun es wirklich.

Zunächst verweisen wir auf die Geschichte aller neuconstitutionellen Staaten und den Ursprung ihrer Verfassungen. Ueberall finden wir vorher einen altersschwachen Zustand, von politischen Krankheiten entnervt: den Raum, den ein lebendiges Staatswesen vorher eingenommen, von politischen Mißformen besetzt. Aus dem Druck des Alten sehnen sich die Geister in ein Neues hinüber: Gutes und Schlimmes des alten Zustandes wird von den Einen mit einander verworfen, von den Anderen mit einander fest gehalten. An die nothwendig zu erneuernden früheren Zustände, an ihre Mängel und Particularitäten setzt die Unzufriedenheit ihren Hebel und wirft mit dieser Kraft das Ganze in den allgemeinen Umschwung. Dann pflegt der Sieg des Neuen oft rasch entschieden zu sein. Die Gewalten, die sich geltend

gemacht, sich staatsrechtlich festsetzten, die höchste Gewalt, der man die Ursache der Unzufriedenheit beimißt, wird mißtrauisch beschränkt, der Gang des Staatswesens mit grundsätzlichem Argwohn controllirt. Die Regierung verliert ihre selbstständige Kraft und die Parteien treten an ihre Stelle. Und wohl dem Lande, welches dann überhaupt wahrhafte, auf Kraft großer Interessen oder tüchtiger Gesinnungen gegründete Parteien hervorbringt: sonst fällt die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten den Coterien anheim, oder erlahmt in berechneter wechselseitiger Aufhebung der eigenen Triebkräfte.

Halten wir nun an dieses Bild die Zustände unseres Vaterlandes, wie sie wirklich sind. Ist es hiernach wohl eine historische Wahrscheinlichkeit, daß Preußen eine Constitution herausbilden werde? Wir glauben es verneinen zu dürfen.

Es existiren alle jene politischen Krankheiten nicht, die dem Umsturz alter Verfassungen seine Kraft geben. Preußen hat seinen Umschwung hinter sich.

Was man als die ererbten Mißbräuche früherer Jahrhunderte, als die schweren Lasten für die Neuzeit schildert, alles das hat Preußen vollständig, ja, man sagt sogar, mehr als vollständig abgeworfen; Preußen ist ein Staat des 19. Jahrhunderts so gut als einer. Durch die Resultate dieses Umschwunges haben die Kräfte des Umsturzes ihre Macht verloren; sie finden keinen Unterstützungspunkt für ihre Maschinerie, kein „Gib mir, wo ich stehe."

Sind wir gleich nicht in Allem theoretische Anhänger der Stein'schen Legislation, so verkennen wir doch jenes

große praktische Verdienst in keiner Weise: daß durch eine große sociale Umwälzung die politische, welche gemeinhin damit verbunden ist, uns wahrscheinlich erspart wurde. Fast Alles, was die Neuzeit von staatlichen Resultaten verlangt, findet in Preußen Analogien, zum großen Theil glückliche Analogien. Wir wollen die Reihe nicht durchgehen, aber selbst die Preßfreiheit hat ihre Analogie in der Censur-Nachsicht bekommen. Man hört zwar noch immer über Censurzwang klagen; aber ist es denn nichts, wenn — wie Jeder täglich lesen kann — die Gesetze und Einrichtungen des Staates herabgewürdigt, die Beamten geschmäht, die Volks-Souveränetät gepredigt und die Religion gelästert wird? Was will man mehr? Wäre das hinkende Gleichniß wahr, daß die Presse das Sicherheitsventil der Staatsmaschine sei, bestimmt, die comprimirte Kraft der bösen Dämpfe zu entladen, so scheint uns nach Allem, was wir lesen, die Gegenwart schon ziemlich vor dem Zerplatzen sicher.

Glaube man doch ja nicht, daß wir einen Rückschritt auf diesem Gebiete wünschen, allein wir können den Gebrauch, den man von der gewöhnlichen Censur-Befreiung macht, darum nicht entschuldigen, und müssen allerdings eine bessere Anwendung der Kräfte wünschen. Denn wir halten denselben für die Befestigung eines freieren Preß-Zustandes überaus nachtheilig.

Dies führt uns wieder dem Gegenstande dieser Betrachtung näher. Wir wollen dieselbe mit einem ernsten Worte schließen, für welches, als für unsere innerste Ueberzeugung und bestimmteste Versicherung, wir uns den Glauben selbst derjenigen erbitten, die im Uebrigen auch

anderer Meinung sind. — Wir haben oben angedeutet, daß und weßhalb es derjenigen Ansicht, die die bestehende Verfassung mit einer Constitution zu vertauschen arbeitet, bei uns an günstigen Verhältnissen für ihre Operation fehlt. Man schreibt wohl dies und jenes, allein der Boden, den man unterhöhlen will, ist zu fest, und die Kraft der Action gegen die bestehenden Verhältnisse erreicht nicht von ferne die Kraft der möglichen Reaction, die möglicherweise von dem bestehenden ausgehen könnte. Das anderwärts wohl angebrachte Mittel der Einschüchterung schlägt bei unserer Regierung sicher fehl. Was unsere Regierung gewährt, ist Ergebniß der Ueberzeugung, nicht der Furcht: wird sie besorglich, so ist der Erfolg, wahrscheinlich nicht, daß sie noch mehr gibt, sondern daß sie zurückhält. Will man sich hiervon nicht überzeugen, so ist es die Schuld einer stets wiederkehrenden Verwechselung der preußischen mit fremden Zuständen.

Die Regierung — das liegt Jedermann vor Augen — wünscht gegenwärtig in der Gewährung politischer Befugnisse billigen Anforderungen entgegen zu kommen. Sie will, daß die öffentlichen Angelegenheiten mehr als bisher zur öffentlichen Kenntniß kommen: über die wichtigsten vorliegenden Angelegenheiten sollen die ständischen Organe ihre Stimme geben. Auf diesem Wege des Vertrauens wird die Regierung wahrscheinlich gerne so weit vorgehen wollen, als die Natur der Dinge es ihr nur irgend gestattet. Wie wäre es nun, wenn es den Zeitungen, welche täglich die ständischen Organe zum Hinausgreifen über ihre Befugnisse ermahnen, gelingen könnte, die Besorgniß vor solchen Uebergriffen wirklich rege zu

machen? Würde nicht das aufsteigende Mißtrauen sofort die begonnene Entwickelung des Staatslebens hemmen und die Regierung veranlassen, auf dem Wege der Gewährung stille zu stehen? Es ist doch nun einmal guter Wille und nicht Zwang der Umstände, was sie überhaupt gewähren heißt. Was sollte sie heutzutage erwiedern, wenn man ihr die Früchte zeigt, welche die bisherigen Gewährungen geheiligt haben? auf dem Saatfelde der Forschung statt der edeln Frucht der Freiheit, die Dornen und Disteln der Licenz: auf dem politischen Felde ein sinn- und gedankenloses Hindrängen zur Schwächung und Zertheilung der monarchischen Gewalt, an welcher Preußens Stellung in Europa hängt. Wohl ist es wahr, daß die Regierung die öffentlichen Zustände nicht nach den Artikeln beurtheilt, die in Zeitungen hineingeschrieben werden, wenn dieselben auch selbst gerne als der Ausdruck des Volkswillens angesehen werden möchten. Aber wenn sie es thäte, wenn sie die Ueberzeugung gewönne, daß der eingeschlagene Weg einen Abhang bildete, der allmählich zum Umsturz der gegenwärtigen Verhältnisse hinführt, so wäre eine Reaction, ein Rückgang auf der bisher befolgten Bahn natürlich, nothwendig, unvermeidlich.

Wir schmeicheln uns keineswegs, mit diesen geringen Andeutungen ein erhebliches Gewicht in die Waagschale geworfen zu haben. Allein, daß die Verfassung Preußens unter keinerlei Umständen eine Richtung nehmen werde, welche zur Beschränkung der monarchischen Gewalt führt, wie weit man auch innerhalb dieser Grenze in der Betheiligung des Volkes und der Stände an den öffentlichen Angelegenheiten noch gehen möge: daß

ferner selbst dieser letzte Weg wesentlich gefährdet erscheinen müsse, sobald die gemachten Vorschritte so consequent mißdeutet und das Urtheil über Absicht und Ziel derselben auf ein völlig verschiedenes Gebiet geleitet werden. Daß dem Allem so sei, und warum dem so sei glauben wir den Freunden des Vaterlandes offen an's Herz gelegt zu haben."

So waren, wie ich mit gutem Grunde glaube, die Ansichten und Grundsätze des Königs beschaffen, mit welchen er den Thron bestieg. Wie weit entfernt er von der Absicht war, kraft des so entschieden festgehaltenen monarchischen Princips „die Idee der Gewissensfreiheit und Unabhängigkeit der bürgerlichen Rechte von dem kirchlichen Bekenntnisse zu ersticken, die freie Entwickelung der Wissenschaften und die freie Mittheilung der Gedanken zu hemmen, den philosophischen Lebenstrieb der Nation abzuschwächen, den Staat in einen Zwinger zu verwandeln, wo sich Alles bis auf die Volksschulen herab auf Commando mechanisch dreht, durch das System einer absoluten von der geisterbändigenden Hierarchie unterstützten Gewalt jedes Verlangen nach einer Verbesserung der bürgerlichen Zustände zu unterdrücken, und zu diesem Behufe nur Absolutisten, Obscuranten, Pietisten und Mucker in seine Dienste zu ziehen" — wie ihm Alles dieses von den Zeitungs- und Broschürenschreibern schulgegeben wurde — wie weit, sage ich, er davon entfernt war, beweist am schlagendsten der Inhalt des mitgetheilten Artikels.

Von welcher Beschaffenheit dagegen die kirchlichen und politischen Parteien waren, denen er zum Heile Deutschlands

einerseits die ihnen gebührenden Rechte zu bewilligen, andererseits Maß und Ziel zu setzen hatte, habe ich in dem 1. Theile dieses Werkes und in dem 3. Theile meiner Wanderung ausführlich zu Tage gelegt. — Die merkwürdigen und für Regierte nicht minder als für Regierende lehrreichen Kämpfe jener Parteien gegen das monarchische Princip, die mit der Thronbesteigung des Königs begannen, und mit der Zertretung dieses Princips auf den Straßen der Hauptstadt im Jahre 1848 endigten, werde ich, wenn Gott mir Leben und Gesundheit fristet, in einem besonderen Werke über die ersten acht Regierungsjahre Friedrich Wilhelm IV. zu beschreiben suchen.

Bevor ich zu dem folgenden Artikel übergehe, will ich hier noch einige abgerissene Gedanken mittheilen, die ich zwar nicht als Aster'sche notirt habe, aber doch, wie ich glaube, von Aster herrühren, oder doch nach Gesprächen mit ihm aufgeschrieben worden sind. „Der preußische Staat, heißt es, bildet keine innere Einheit. Verschiedenheit der politischen Bedürfnisse und Verschiedenheit der kirchlichen. Die Einheit könnte nur liegen in dem gleichen Vertrauen der Verschiedenen. Die Möglichkeit, daß alle wahren Patrioten, alle, die das Wohl der deutschen Nation im Herzen tragen, ein gleiches Vertrauen und eine gleiche Liebe zum Staate gewönnen, läßt sich ohne Ungereimtheit denken, wenn man, wie unsere Theoretiker thun, nur die Einsichtigen in's Auge faßt. Würde aber die Zahl und das Ansehen solcher Einsichtigen groß genug sein, um über die große Masse der Nichteinsichtigen und Widerstrebenden eine sie

beherrschende Gewalt üben zu können? Dies ist kaum denkbar. — Läßt sich erwarten, daß die Hierarchie der katholischen Kirche einen so innigen und herzlichen Antheil an dem Bestehen und Gedeihen des preußischen Staates nimmt, als viele katholische Layen dieses thun? Dies dürfte nach vorliegenden Erfahrungen unbedingt zu verneinen sein. Es entsteht die Frage: welchen Einfluß wird die Hierarchie auf das katholische Volk, welches vermöge seiner Bildung mehr ihr, als dem Staate angehört, ausüben? Die Erfahrung hat auch diese Frage in einer nicht sehr beruhigenden Weise beantwortet. — Die sogenannten causae mixtae und der Umstand, daß beide Confessionen mit ihren äußerlichen Bedürfnissen und mit ihrem Schutzrechte auf den Staat angewiesen sind, erleichtern die Aufgabe nicht, sondern erschweren sie vielmehr. Wie leicht entsteht nicht da jenes in der Geschichte so übel berüchtigte Mißtrauen, welches der Staatsgemeinschaft entfremdet, den Revolutionen die Thore öffnet und den Feinden Brücken baut. Auf welchen Wegen glaubt man solchen Gefahren entgehen zu können? Trennung des Staates von der Kirche! Thörichter Rath! Kannst du den Menschen von sich selbst trennen? Derselbe Mensch, der Mitglied der katholischen Kirche ist, ist auch Mitglied der Staatsgesellschaft, und wer den religiösen Menschen beherrscht, der beherrscht auch den politischen, nicht aber umgekehrt; denn die Religion ist das belebende, in alle Lebensverhältnisse eingreifende Princip des Menschen, und einen religionslosen Menschen gibt es nicht. — Eine Gesetzgebung, die allen Confessionen gleiche Gerechtigkeit zusichert! Aber wer soll die Gesetze handhaben und

interpretiren? Sollen es katholische, oder evangelische, oder nach der Kopfzahl der Bevölkerung gemischte Staatsdiener thun?

Man denke sich die Sache praktisch! Man blicke auf die Kammerdebatten in Bayern, Würtemberg, Baden u. s. w. Wo bleibt da die Einheit des Staates, oder gar die Einheit der deutschen Nation? — Es gibt keinen anderen Ausweg, sagte Altenstein, als die Habersymbole und was daran hängt, allmählich durch eine philosophische Gotteserkenntniß zu antiquiren und auf diesem Wege Kirche und Staat zu intentificiren. Einen solchen Vorschlag kann nur ein Staatsmann machen, der von den religiösen Bedürfnissen des Menschen keinen Begriff hat. Käme dieses Altenstein'sche Princip zu einer dauernden Herrschaft, dann würden auch alle Protestanten, die den Trost der Offenbarung Gottes in Christo erfahren haben, ihre Ueberzeugungen fester halten, als ihr Leben, oder unter den mächtigen Schutz des Papstes stellen, d. h. katholisch werden.

III.

Aster's Gedanken über Reformen in Staat und Kirche.

Wer auf die Geschichte des Lebensganges der deutschen Nation während der letzten hundert Jahre zurückblickt, dem fallen, wenn er auch nicht sehr scharfsichtig ist,

krankhafte Zustände der bedenklichsten Art im kirchlichen wie im politischen Leben stark genug in die Augen. Eine Krisis trat mit den Freiheitskriegen ein. Die Aerzte waren getheilter Meinung. Die einen wollten gewaltsame Hemmung, die anderen künstliche Beförderung des Fiebers. Indem beiderlei Staatsheil-Künstler, sich gegenseitig bekämpfend, in ihrem Sinne operirten, machten sie die Krankheiten nur noch schlimmer. Quacksalber auf beiden Seiten die Menge! Hauptsächlich handelte es sich um die Frage: Ob der politische Mensch durch den religiösen, oder umgekehrt, der religiöse durch den politischen zu curiren sei. Im ersten Falle mußten alle Thätigkeiten des Staates auf Wiederbelebung des christlichen Glaubens, im zweiten auf Erziehung zum freien und menschenwürdigen Bürgerthum gerichtet werden. — Daß der wahre Christ zugleich der beste und freieste Bürger ist, entging den Führern beider Parteien.

Alles kam zunächst auf die Richtung an, welche das neue 1817 errichtete Ministerium der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten einschlagen werde. Daß dieses Ministerium unter den obwaltenden Umständen vor allen anderen die wichtigste und zugleich die schwierigste Aufgabe zu lösen haben werde, war Niemanden klarer, als dem Könige. Es konnte dasselbe nur einem Manne klaren Denkens und festen Willens anvertraut werden. Als einen solchen hatte sich der Freiherr von Altenstein in schwierigen Zeiten bewährt.

Von der gewiß redlichen Ueberzeugung ausgehend, daß die christliche Religion sich in ihrer bisherigen dogmatischen Gestaltung überlebt habe und mit dem religiösen

Bewußtsein des gebildeten und denkenden Theiles der Nation unvereinbar sei, widmete er sein Nachdenken dem Problem einer Staatsreligion, die den Gebildeten genüge, ohne die in den hergebrachten Bekenntnissen gebundenen Ueberzeugungen der großen Menge zu verletzen. Zur praktischen Lösung dieses Problems berief er den Philosophen Hegel nach Berlin. Hegel entsprach seinen Erwartungen und schuf ein neues kirchen-politisches System, welches seinesgleichen in der Welt nicht hat. Es fragte sich nun, ob Altenstein es wagen werde, dieses in Grund und Boden widerchristliche System unter einem Könige durchzuführen, der es so treu und so ernst mit dem christlichen Glauben meinte? Er wagte es! Mit welcher Energie und Consequenz er den vorgezeichneten Weg zum Ziele verfolgte, alles Widerstrebende rücksichts- und erbarmungslos niederwerfend, habe ich in dem 4. Theile meiner Schrift „Wanderung durch's Leben" actenmäßig nachgewiesen.

Als Eichhorn mit nicht minderer Energie und Entschiedenheit nur zu rasch das System stürzte, war es erklärlich, daß die ganze sehr zahlreiche Hegel'sche Schule und alle die Personen, welche Altenstein zur praktischen Durchführung des Systems benutzt hatte, in jenen Zorn geriethen, der nicht thut was vor Gott recht ist. — Zu den Theologen von Bedeutung, deren sich Altenstein bedient hatte, gehörte vorzüglich Ph. Marheineke, der sich früher durch seine „Geschichte der deutschen Reformation" und seine „Christliche Symbolik" das Ansehen einer theologischen Auctorität bei allen Geistlichen im Lande erworben hatte. Im Grimm über die Zerstörung des

Werkes, dem er seit Hegels Berufung nach Berlin alle seine Kräfte gewidmet hatte, schleuderte er unter dem Titel „Reform der Kirche durch den Staat" eine Schrift in's Publikum, mit welcher er die Fundamente des Eichhorn'schen Baues in die Luft zu sprengen gedachte. Daß er damit zugleich einen gefährlichen Angriff auf den Staat machte, sah er, von den Nebelwolken der Hegel'schen Philosophie umhüllt, wohl nicht ein.

Das Buch wurde mit jubelndem Beifall, nicht allein von der Hegel'schen Schule, sondern besonders auch von den Anhängern Strauß', Bruno Bauer's, Feuerbachs, kurz von der ganzen Partei der Halle'schen Jahrbücher aufgenommen. Alle Zeitungen waren voll des Lobes. Gegen diese Schrift nun trat die Literarische Zeitung mit einem Artikel auf (Jahrgang 1844, Nr. 30), der sie durch Nachweisung der in ihr enthaltenen Absurditäten und Widersprüche ihres verführerischen Zaubers entkleidete, und als ein Werk schmählicher Sophistik Hegel'scher Theologie erscheinen ließ. Der Erfolg war durchgreifend. Um so heftiger die Ausbrüche des Zornes der Partei, die sogleich ihre geübtesten und schlauesten Schriftsteller auf den Kampfplatz rief, ich sage *sogleich*; denn schon wenige Tage nach der Ausgabe des Blattes brachte die „Deutsche Allgemeine Zeitung" einen Berliner Artikel, worin die Literarische Zeitung und ihr Redacteur mit den der Partei eigenen Lügen-Kunstgriffen verdächtigt wurden. „Es heißt in der Stadt", schrieb dieser Literat, „daß die Literarische Zeitung ihren eigentlichen Redacteur — Dr. Brandes figurirt bekanntlich nur — wechseln wolle, weil man ihm auf anderweitige Veranlassung die famöse Kritik über

Marheineke's Buch aufgedrungen. — —" Gleich hintenher folgten die Trier'sche Zeitung und die Düsseldorfer mit gleichlautenden Artikeln aus Berlin, worin es heißt: „In Folge des gegen die neueste Schrift des Professors Marheineke in der hiesigen Literarischen Zeitung so äußerst heftig gerichteten Artikels, welcher selbst die Freunde des Blattes in nicht geringes Erstaunen gesetzt hat, ist der bisherige Redacteur der Zeitung, Herr Stips, aus der Redaction getreten. Derselbe soll nämlich durch höheren Einfluß gezwungen worden sein, den erwähnten Artikel in die Zeitung aufzunehmen, was derselbe aber nach seiner Ansicht nicht vertreten konnte, weshalb er sich lieber von der Redaction zurückzog." — Mit noch frecherer Stirn trat wenige Tage später ein dritter Berliner Literat in der Magdeburger Zeitung auf. „Jedermann", schreibt er, „ist noch in frischem Gedächtniß, die Mißhandlung, welche der würdige Ober-Consistorialrath Dr. Marheineke in der Literarischen Zeitung erfahren hat, und wenn es möglich wäre, daß dieses Blatt noch tiefer in der öffentlichen Meinung sänke, als bereits geschehen ist, so würde sein Gebahren in der letzten Zeit dazu beitragen. Der Rücktritt des bisherigen Redacteurs desselben wird gegenwärtig viel besprochen. Allgemein wird gesagt, daß der Dr. Brandes als solcher nur figurire, der eigentliche Redacteur sei der ehemalige Pfarrer Stip aus Westphalen, früher Vorsteher eines Erziehungs-Institutes für weibliche Zöglinge. Dieser nun soll sich zurückgezogen haben, weil ihm jene Recension über Marheineke aufgedrungen sei. Bekanntlich hat sich die Redaction kürzlich bei einer anderen Gelegenheit dazu bekannt, eine ihr eingesandte

Recension eigenmächtig verschärft zu haben; unter solchen Antecedentien findet das, was man sich von der Entstehungsgeschichte der Marheineke'schen Recension erzählt, natürlich Glauben. Jetzt hat nun ein Pfarrer aus Pommern bei seiner Anwesenheit in Berlin die Auctorschaft jener Recension auf sich genommen und privatim erzählt, daß er erst hier auf den unschicklichen Ton derselben aufmerksam gemacht sei. Als Nachfolger des Pfarrer Stip in der Redaction der Literarischen Zeitung bezeichnet man den Hofrath Gruppe, bekannt durch die Vertheidigung der gegen Bruno Bauer getroffenen Maßregeln. — —" Daß die Breslauer Zeitung die gute Veranlassung nicht vorbeigehen ließ, ihrem Hasse gegen die Tendenz des Eichhorn'schen Ministeriums Luft zu machen, versteht sich von selbst. Sie stellte „die Männer der Literarischen Zeitung dem perfidesten Feinde des evangelischen Christenthums, dem römischen Perrone" zur Seite. Zur Erklärung dieser wunderlichen Vergleichung bemerke ich, daß, als einmal der Breslauer Consistorialrath, Professor Dr. Schulz, in Koblenz mich besuchte, ich ihm eine von mir verfaßte Charakteristik des genannten römischen Theologen c. S. J. mittheilte.

Diese und ähnliche Artikel gingen wie ein Lauffeuer durch alle oppositionellen Blätter, politische sowohl, als kirchliche, und wurden der Literarischen Zeitung so gefährlich, daß Dr. Brandes sich veranlaßt fand, folgende einfache Berichtigung drucken zu lassen:

„Der Artikel über das Marheineke'sche Buch ist von Niemanden anders als von mir aufgenommen worden, der ich als verantwortlicher Redacteur jede Nummer der

Literarischen Zeitung unterschreibe, und, soweit dieses von der Redaction eines solchen Blattes möglich ist, oder erwartet werden darf, den ganzen Inhalt desselben zu vertreten habe. Jener Artikel wurde von einem Geistlichen der Rheinprovinz verfaßt und ich habe um so weniger Anstand genommen, denselben aufzunehmen, da er sich als ein frisches, lebendiges Zeugniß des Eindruckes gibt, welchen jene Schrift dort (in der Rheinprovinz) gemacht hat. Es ist wahr, daß ich von dem Herrn Pfarrer Stip seit dem Anfange des vorigen Jahres in der Herbeischaffung und Redaction der sogenannten leitenden Artikel unterstützt wurde; allein die Gründe, welche mich als Redacteur und Besitzer der Literarischen Zeitung letzthin zu dem Entschlusse brachten, jenes Verhältniß aufzulösen, fallen durchaus in das Bereich persönlicher Beziehungen, die sich nicht für die Oeffentlichkeit eignen. Jener Artikel über Marheineke wurde Herrn Pfarrer Stip vor dem Abdrucke überhaupt nicht mitgetheilt."

Diese Berichtigung, deren strenge Wahrheit ich bezeugen kann, fand, so viel ich weiß, in keinem jener Blätter Aufnahme. Was den Pfarrer Stip angeht, so wurde mir derselbe von London aus sehr angelegentlich als ein geeigneter Mitarbeiter an conservativen Blättern empfohlen, und ich war es, der ihn auf Grund dieser Empfehlung dem Dr. Brandes zuführte. Aber seine ersten Artikel verriethen mir einen jener übelberüchtigten Pietisten, die ihren Mangel an Glauben durch Eifern für Symbol-Christenthum zu verdecken suchen.

Mit besonderem Eifer suchten die Berliner Verehrer Marheineke's den Verfasser der „Randglossen" zu ermitteln.

Derselbe hatte sich als „einen seiner früheren Schüler" bezeichnet. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher meiner Collegen im Ministerium es war, der die Rede auf Marheineke brachte und mich fragte, ob ich denselben in Heidelberg gekannt. Ich bejahte diese Frage und fügte eine Geschichte seiner theologischen Wandelungen von Kant bis zu Hegel hinzu. — Von da an hieß es in der Geheimen-Raths-Welt: Kein anderer, als Eilers ist der Verfasser des Artikels, 1) weil er „ein früherer Zuhörer" Marheineke's ist, 2) weil der Artikel mit seinen sonstigen Urtheilen über Marheineke übereinstimmt, und 3) weil die Schrift in Uebereinstimmung mit den Protesterklärern recht eigentlich gegen Eichhorn gerichtet ist.

Aus diesen Gründen hielt auch Aster mich für den Verfasser. „Zu dem Besten, was Sie geschrieben haben", sagte er, als ich ihn in jener Zeit besuchte, „gehören die „Randglossen, über Marheineke's Reform". Der gute schwache Mann ist dadurch ganz zu Boden geschlagen und gleichsam an den Pranger gestellt. Ob er nicht etwas mehr Schonung verdient hätte, will ich dahin gestellt sein lassen, zumal seine Erbitterung gegen Eichhorn ganz natürlich ist. Unter Altenstein Factotum, unter Eichhorn eine Null." — Ich muß, antwortete ich, die Ehre der Auctorschaft ablehnen; daß ich aber den Artikel veranlaßt, will ich nicht läugnen. Sie erinnern sich von Koblenz her eines höher gestellten Geistlichen, der sich durch seine philologische und theologische Gelehrsamkeit vor allen Mitgliedern der theologischen Prüfungs-Commission auszeichnete, und überdem durch seinen Witz und seine mimischen Talente das ganze Hochwürdige Consistorium

bei geselligen Zusammenkünften in die heiterste Stimmung versetzen konnte. Sie meinen den Superintendenten N. N., fiel Aster ein. Ja, sagte ich, ihm allein gebührt die Ehre der Auctorschaft. Ich stand stets in einem lebhaften und vertraulichen Briefwechsel mit ihm, der auch nach meiner Versetzung nach Berlin fortgesetzt wurde.

Es war natürlich, daß ich ihn unter anderen interessanten Büchern auch auf Marheineke's Schrift aufmerksam machte, und zwar mit der Aufforderung, mir seine Ansichten darüber mitzutheilen. Er schickte mir den Aufsatz, den ich so treffend fand, daß ich denselben dem Dr. Brandes zur Aufnahme in die Literarische Zeitung empfahl. „Ich muß gestehen", erwiederte Aster, „daß ich ihn, seitdem ich sein Separatvotum über Bruno Bauers Kritik der evangelischen Geschichte gelesen, für einen ehrlichen Denker nicht halten kann, da er in demselben Augenblicke, wo er die Freiheit der Wissenschaft vertheidigt, der Unfreiheit das Wort redet. Gleichwohl ist es mir doch lieb, daß Sie nicht der Verfasser der Randglossen sind; denn es schien mir doch etwas zu rücksichtslos, einen ehemaligen Lehrer öffentlich so bloß zu stellen, als es in den Randglossen geschehen ist."

Allerdings waren die Glossen scharf und treffend, aber doch in einem ernsten und würdigen Tone gehalten, fern von allem boshaften Spotte. Auch waren es nicht die Althegelianer, die damals ihre Errungenschaften schon verloren gegeben hatten, sondern die Junghegelianer, welche sich aus der althegelischen Erbschaft ein ganz neues, durchdringlicheres und schwunghafteres System der Opposition gegen alles Bestehende in Kirche und Staat gebaut

hatten, die durch diesen und andere Artikel der Literarischen Zeitung so der Verachtung aller vernünftigen und besonnenen Menschen preisgegeben wurde, daß sie in eine Art von Raserei geriethen. Wer dieses junghegelsche System in seinem Ursprung und in seiner Entwickelung verfolgt hat, weiß, daß nach dem Vorbilde desselben von allen extremen Parteien, den conservativen sowohl als den liberalen, bis auf den heutigen Tag fort opponirt wird, wovon ich leicht Beispiele noch aus der neuesten Zeit anführen könnte. Nach diesem Gesichtspunkte beurtheilte auch der Randglossator als ein ächt conservativer Mann, der die Wirkung böser Beispiele und das pecus imitatorum genau kannte, das Marheineke'sche Buch.

Ein Aufsatz, der so große Wirkungen hervorbrachte, verdiente wohl, ganz mitgetheilt zu werden. Ich beschränke mich auf einige Proben. „Vor Allem", heißt es, „macht sich eine gereizte Stimmung über manche Entwickelungen und Thatsachen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens bemerklich, die dem Verfasser nicht recht in sein System passen; daneben gibt sich nicht undeutlich das Streben kund, manchen von der gesunden Kritik als durchaus verfehlt bezeichneten Schriften durch Anerkennung und Huldigung zu Ehren zu helfen, z. B. Hinrichs „Politische Vorlesungen"; G. Julius „Hebung des kirchlichen Lebens". Der Verfasser der letzteren Schrift — es ist derselbe G. Julius, der durch die von ihm geführte Redaction der Leipziger Allgemeinen Zeitung auf kurze Zeit eine unglückliche Sensation machte, indem dieses Blatt, nachdem er die Leitung desselben übernommen, von dem preußischen Staate verboten wurde und in Folge

dieser Maßregel aufhörte — dieser wird als ein „competenter Beurtheiler des gegenwärtigen Zustandes“ anerkannt und S. 92 dagegen nur als ein „hoffnungsvoller und talentvoller Candidat, der sich aber leider in's Ausland begeben hat“, bezeichnet! In ihm erscheinen dem Herrn Marheineke mithin Hoffnung und Erfüllung in höherer Einheit zusammenfließend. — Eine große Rolle spielten bei dem Verfasser die Begriffe Wahrheit und Wirklichkeit. Wir lesen S. 13. „Man sieht alsdann nur auf die Wahrheit, nicht auf die Wirklichkeit der Kirche u. s. w.“ und dagegen S. 40: „Wenn alle Wahrheit nicht in Phantasmen und Abstractionen, sondern allein in Concreten zu suchen ist, so muß man auch zugeben u. s. w.“ — Wie sind diese Widersprüche zu reimein? Was ist das für eine Wirklichkeit, die bald der Wahrheit gerades Weges widerspricht, bald allein und ausschließlich Wahrheit enthält; an einer anderen Stelle muß das Wirkliche sich gar noch am Wahren potenziren und zum wahrhaft Wirklichen werden. — Was sollen alle diese Gemeinplätze, die doch sämmtlich entweder nichts sagen, oder in dem schönen Spruche des alten Meisters aufgehen, daß „das Allgemeine die Wirklichkeit flieht.“ — In dem ersten Abschnitte „der Staat“ wimmelt es von luftigen Abstractionen; ja der Verfasser verliert sich in Widersprüchen, die er vielleicht allein in der Einheit, die in höheren Lüften schwebt, auflösen kann. Sogleich S. 9: „Die Geschichte als solche gibt uns kein Princip, sondern dieses kann nur das Vernünftige, Nothwendige, vermittelst des Begriffes Erkennbare sein, in dem geschichtlichen Verlauf eben so oft noch verdeckt und verschwindend.“ —

Was ist dies? Was für eine Geltung hat das Princip ohne Geschichte? Des Verfassers Princip wird freilich nie eine Geschichte haben. — Wohin geräth man, wenn man den festen Boden der Schrift verläßt?! — „Wenn die Kirche", sagt der Verfasser S. 11, „sich nicht durch sich selbst auf den Staat bezöge und die Kirche nicht durch sich selbst eine Beziehung hätte auf den Staat, so würden sie überhaupt nicht in ein inneres und wesentliches Verhältniß zu einander kommen. Dies Gleiche aber, dies Gemeinsame der gegenseitigen Beziehung auf einander, nennen wir die Einheit von Staat und Kirche, welche, weil sie beständig ihre Unterschiede setzt, nicht die todte Einerleiheit, und weil sie gleicherweise die gesetzten Unterschiede beständig aufhebt, nicht die kahle Gleichgültigkeit ist." — Was ist das für eine Einheit, aus flüssigen Elementen zusammengesetzt, zwischen den beiden Polen der „Einerleiheit" und der „kahlen Gleichgültigkeit" anmuthig dahin spielend! Wie klangreich und doch wie leer und nichtig! — S. 14 führt der Verfasser seine Unterscheidung dreier Stadien oder Momente in der Entwickelung der Kirche durch; das erste ist der absolute Anfang derselben, der „ihre heilige Stiftung ist und Alles in sich schließt und selbst in sich abgeschlossen sich in keiner Zeit so wiederholen kann, aber sich auch öffnet und entwickelt, wie der Keim zugleich der Trieb der Pflanze ist und sie aus der Erde hervortreibt." — Ist das ein Naturproceß? Sind die Auswüchse, die freie Wesen veranlassen, auch in dem Keime des Christenthums? Lag eine hyperboreische Philosophie, die das Christenthum

modeln, mit Gnaden in sich aufnehmen will, lag die auch im Keime des Christenthums?

Und wie wird nun aus Marheineke'scher Höhe auf das Urchristenthum herabgeblickt, indem er die „kirchliche Existenz" als das zweite Stadium schildert. — War nichts Herrlicheres vom Urchristenthum zu sagen, als von Conventikeln? — Und wie viele möchten lieber einem solchen Conventikel beigewohnt haben, wo einer der begeisterten ersten Zeugen sprach, als den Erschließungen einer im Hegel'schen Gewande dürftig einherschreitenden Theologie folgen, oder in einem Tempel den Versuchen beiwohnen, mit welchen ein hegelianisirender Prädikant die in einem Schmelztiegel abgekochten Begriffe zu Vorstellungen des Volkes werden läßt. — Ist das ein „Conventikel", wo Apostel sprechen? oder ist Actor. 15 ein Conventikel? S. 20 sagt der Verfasser: „Es ist die weisere Einrichtung, daß die Geistlichen durch Besoldung vom Staate beständig daran erinnert werden, daß sie, der Kirche dienend, aber damit zugleich dem Staate dienen." — Hier blickt die Weisheit dieser Welt schon durch, die durch Geld die Geistlichen erinnern will, daß sie dem Staate dienen; schon hier, wie durch das ganze Werk, namentlich wo Marheineke von Synoden spricht, zeigt sich der Mann, der mit seinen Vorschlägen zur Reform kein Zutrauen erwarten kann, besonders wo Presbyterial-Verfassung waltet. — S. 24 sagt Marheineke: „Der Begriff der Landeskirche spricht unmittelbar die Freiheit des Volkes aus, welche Freiheit sich durch die Frömmigkeit der Geistlichkeit und die Weisheit des Staates vertreten sieht." Und S. 26: „Die protestantische Kirche hat sich

hierin am treuesten der urbildlichen Persönlichkeit Christi nachgebildet, welcher der Grund des Heils ist, nicht so nur, daß er der allgemeine Mensch, sondern daß er als solcher auch der Einzelne, *dieser* Mensch, und so erst der wahrhaft wirkliche ist." — Dieser Satz beleuchtet sich selbst am besten. Aus ihm leitet der Verfasser einen kleinen Ausfall gegen seinen Nachbar zur Linken ab: „Das Papstthum muß mit seinem Grundsatze sich zu Dav. Strauß' Glaubenslehre bekennen, nach welcher der Gottmensch die menschliche Gattung, die Menschheit, dies Abstractum ist." — S. 27 heißt es: „Erst Hegel hat sich um den Begriff des Staates und eben dadurch um den Staat selbst die größesten Verdienste erworben." — Hört! Hört! Nun kommt endlich der rechte Höhepunkt. Unwillkührlich fällt Einem ein, was ein Parodirender sang bei Hegel's Tode: „Der Begriff ist gestorben, die Welt ist leer!" — S. 28 geht diese Erörterung in angemessenem Schritte fort: „Hegel habe den Staat als die Wirklichkeit des allgemeinen objectiven Geistes, als diejenige Lebensgestalt begriffen u. s. w." — Aus S. 29 möge die junge Hegelwelt erkennen, wie der Theologus zeigt, daß dem Staate die Religion nicht gleichgültig sein kann, ja, wie er selbst ihr höchstes Erzeugniß ist; ferner wie der Monarch keinen Menschen, sondern nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich ist — und das Letztere mehr sagen will als jenes. — S. 32 möge das philosophische Israel beherzigen, wie Jerusalem „verdientermaßen" zu Trümmern ging, weil der Hohepriester das Gesetz falsch auf Christum anwendete! In dem allem verdient der Verfasser Lob und hat unseren vollen

Beifall. — Eben daselbst würdigt er die heilige Allianz, durch welche klar wurde, was von nun an noch der Papst in der christlichen Welt zu bedeuten habe; für ihn mußte besonders die Bestimmung des Bundes empfindlich sein, nach welcher die Könige und Kaiser keinen anderen Herrscher als Gott erkennen wollten, als dessen Bevollmächtigte sich die Fürsten wüßten. —

In dieser Weise nimmt der Glossator alle Sätze des Marheineke'schen Buches durch und vernichtet jeden einzelnen mit der einfachen Kraft des gesunden Menschenverstandes. — Wenn Marheineke dadurch seines Ansehens in der theologischen Welt entkleidet, ja, eine Zielschiebe des Spottes wurde, so hat er darüber mehr sich selbst, als seinen Glossator anzuklagen. Der Erwartung seiner Verehrer, „er werde mit gewaltiger Hand den Sykophanten in das Dunkel seines Ursprunges zurückschleudern", entsprach er nicht, sondern überließ das den geschmeichelten Junghegelianern, die dann auch sofort ihre besten Kräfte zu diesem Zwecke, wie oben gezeigt worden, in Bewegung setzten. Eichhorn aber behandelte Marheineke fortwährend mit großer Schonung, wie die Berliner Acten beweisen, während seine früheren Verehrer im Altenstein'schen Ministerium kein Wort zu seiner Vertheidigung laut werden ließen. Uebrigens wirft Marheineke's „Reform der Kirche durch den Staat" ein helles Licht auf Altensteins Kirchenpolitik.

Wie Aster, der nüchterne philosophische und theologische Denker, über die Hegel'sche Philosophie und den übermenschlich kühnen Gedanken: „Ich will reines Wasser über euch sprengen, ich will dem Durstigen geben von

dem Brunnen des lebendigen Wassers", dachte, läßt sich leicht aus dem Verhältnisse abnehmen, in welchem er zu Schleiermacher stand. (Vergl Theil I, pag. 17 ff.)

Schleiermacher leitete in seiner Glaubenslehre den Inhalt des Glaubens von dem Abhängigkeitsgefühle von einer höheren Gewalt ab, welches dem Menschen übrig geblieben, nachdem er die Erkenntniß Gottes durch den Sündenfall eingebüßt; Hegel erklärte dagegen in der Vorrede zur Religions-Philosophie seines Schülers Hinrichs: „Gründet sich die Religion im Menschen nur auf ein Gefühl, so hat solches richtig keine weitere Bestimmung, als das Gefühl seiner Abhängigkeit zu sein, und so wäre der Hund der beste Christ, denn er trägt dieses am stärksten in sich und lebt vornehmlich in diesem Gefühle. Auch Erlösungsgefühle hat der Hund, wenn seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung wird." — Durch diesen rohen Ausdruck titanischer Selbstüberhebung setzte Hegel eine Scheidewand, nicht allein zwischen sich und Schleiermacher, sondern zugleich auch zwischen sich und allem Biblisch- und Philosophisch-Christlichem. Alle seine Schüler, die nicht titanischen Geschlechtes waren, wurden bedenklich. Einige bemühten sich, um sich selbst zu rechtfertigen, die Uebereinstimmung der Lehre ihres Meisters mit dem Christenthum zu beweisen; andere schieden aus und folgten ihm von da an nicht mehr nach.

Seine Grabredner machten sich lächerlich. Marheineke sprach: „Wer wie dieser König im Reiche des Gedankens einen neuen Bau des Wissens gegründet hat auf dem unwandelbaren Felsen des Geistes, der hat sich eine Unsterblichkeit errungen, wie Wenige"; und ein zweiter knüpfte

daran einen Aufruf an seine Schüler, der, wo möglich, seinen Meister und ihn selbst noch lächerlicher machte. „Seine Lehre zu bewahren", sagte Förster, „zu bewahren, zu verkündigen, zu befestigen, sei fortan unser Beruf! Zwar wird kein Petrus aufstehen, welcher die Anmaßung hätte, sich seinen Statthalter zu nennen, aber sein Reich, das Reich des Gedankens wird sich fort und fort nicht ohne Anfechtung, aber ohne Widerstand ausbreiten; den erledigten Thron Alexanders wird kein Nachfolger besteigen, Satrapen werden sich in die verwaisten Provinzen theilen, aber wie damals die griechische Bildung, so wird diese deutsche Wissenschaft, wie Hegel sie in mancher durchwachten Nacht bei stiller Lampe ersann und schuf, welterobernd in dem Gebiete der Geister werden." —

Solche Ueberschwänglichkeiten riefen natürlich Parodien hervor, die vielen, die es sich sonst zur Ehre gerechnet hatten, der Hegel'schen Schule beigezählt zu werden, die Schamröthe in's Gesicht trieben. Vier Jahre nach Hegels Leichenbegängniß trat Dav. Strauß zwischen die Schwankenden und die Absoluten mit einem Machtworte, welches das alte Hegelthum zu Grabe trug und an die Stelle desselben ein junges, frisches und thatkräftiges setzte. Das Wort lautete: „Nicht Christus, den die Evangelien verkündigen, sondern die M e n s c h h e i t ist Gottes Sohn. Der historische, der evangelische Christus ist nichts als ein mythisches Gebilde."

Das war in der That die Vollendung des Hegelschen Systems! Haufenweise eilten die Schüler der

althegelischen Propädeutik herbei, und rasch verwandelte sich der christliche Cultus in den Cultus des Genius.

Der ministeriellen Propaganda der althegel'schen Religionsphilosophie hatten die Mitglieder des Consistoriums und Provinzial-Schulcollegiums in Koblenz nach Kräften widerstrebt, mit um so größerem Erfolge, als ohnehin die Rheinländer sich durch Blendwerke philosophischer Phantasmagorien die Augen nicht so leicht vergaukeln lassen. Aber das Leben Jesu von Strauß ging die Wege historischer Kritik, und dafür haben die Rheinländer Sinn und Empfänglichkeit. Die Wirkung, die ich bei Geistlichen und Lehrern in der Provinz unmittelbar zu sehen Gelegenheit hatte, war zum Erschrecken, und auch Aster hielt diesen Angriff auf das Christenthum für gefährlicher als alle Hegel'schen Künste der Dialektik. — „Die deutsche Nation," bemerkte er bei dieser Gelegenheit, „ist schon so vielfach vom Teufel versucht worden, und hat alles, was im Widerspruch mit den drei ersten Kapiteln des Briefes, den Paulus aus seinem Kerker in Rom an die Kolosser schrieb, sich eingeschlichen, wieder ausgeworfen, und so wird sie auch diese Versuchung bestehen. Diese Ueberzeugung hegte auch Schleiermacher und nahm daher den innigsten Antheil an Neanders „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens", welche wie er selbst sagt, aus dem Streben hervorgingen, „das Bewußtsein der Einheit des christlichen Geistes, der in allen Jahrhunderten wehte, und der uns mit Allem, was von der Wirkung des heiligen Geistes seit seiner ersten Ausgießung ausfloß, verbindet, unter den außerhalb der wissenschaftlichen Theologie Stehenden

lebendig anzuregen und zu erhalten, Interesse für Alles, was aus diesem Geiste ausgegangen ist, zu erwecken, zur allgemeinen Erbauung und Belehrung die Zeugnisse aus dem Leben selbst reden zu lassen, zur Anerkennung wie der Einheit jenes christlichen Geistes so auch der Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungsform hinzuführen.

Schleiermacher war von der Idee der ununterbrochenen Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Gemeinde so durchdrungen, daß er sie in seinen Predigten als das „trostreichste" Moment des christlichen Glaubens bezeichnete. Hegel dagegen läßt das Urchristenthum als überwundene Momente erscheinen, in denen ein anderer Geist waltete, als in den „Momenten der höheren Entwickelungen." Am meisten hat die Stelle in den „Randglossen" Ihres Freundes meine Aufmerksamkeit gefesselt, wo er sagt, daß die Prediger der Hegel'schen Schule darauf studirten, die in einem Schmelztiegel abgekochten Begriffe zu Vorstellungen des Volkes zu machen. So oft ich einen Hegel'schen Prediger höre, mache ich die Erfahrung, daß es wirklich so ist. Das ist eine schlimme, höchst verderbliche Homiletik. Der Hodeget führt die jungen Theologen zur philosophischen Vernichtung des christlichen Glaubens und der Homilet lehrte sie, wie sie es anzufangen haben, den hergebrachten Vorstellungen der christlichen Gemeinde nach und nach durch eine schlaue Accommodation andere unterzuschieben."

Das waren die für Kirche und Staat gleich gefährlichen Vorgänge, welche unsere Aufmerksamkeit fesselten und unseren theils in Koblenz, theils in Berlin geführten Gesprächen über Reformen in Staat und Kirche

Veranlassung und Stoff gaben. Die Gesammtergebnisse, die ich hier mittheilen will, scheinen mir jetzt mehr als je Beachtung zu verdienen.

In größeren Gesellschaften beschränkte Aster seine Theilnahme an den Gesprächen auf allgemeine Bemerkungen, die er hie und da berichtigend oder anregend einwarf. In den Sondergesprächen mit mir nahm er, wie sich's gebührte, einen belehrenden Ton an, und führte, um einen sicheren Maßstab für den besprochenen Gegenstand zu gewinnen, stets auf die Principien zurück. Wenn z.B. von den Liberalen, oder von den Conservativen die Rede war, leitete er das Gespräch stets auf die Frage: von welchen Grundsätzen gehen diese Parteien aus, und welche Ziele verfolgen sie?

„Wenn Reformen im socialen Leben nothwendig geworden sind“, demonstrirte er, „dann ist es die Aufgabe der Staatsweisheit, die rechten Wege dazu zu finden. Die Zustände, welche einer Reform bedürfen, sind immer auf langsamem Wege entstanden, und können daher auch nur auf einem langsamen Wege besonnener Staatsweisheit reformirt werden. Durch schroffe Gegensätze kann man wohl revolutioniren, aber nicht reformiren; zum Reformiren gehört Erkenntniß der Uebelstände, die sich nach und nach im Leben gebildet haben. Ein Staatsmann, der diese Erkenntniß hat, wird sicherlich nicht mit Verordnungen idealen Ursprunges dazwischen fahren. Man irrt sich, wenn man auf der Basis des „beschränkten Unterthanenverstandes“ reformatorische Ideen durchführen will. Solche Staatsmänner sind immer ein schlimmes Zeichen der Zeit; denn sie gewinnen nur Einfluß unter

unruhigen und gefährlichen Bewegungen des öffentlichen Lebens. Da wechseln denn rasch die Minister und ihre Noth- und Hülfssysteme, von denen immer eines das Princip mehr alterirt als das andere. Jeder einzelne Mensch ist naturgemäß einer theils sich von selbst, theils durch Einwirkung anderer Menschen sich vollziehenden Reform unterworfen; diese Reform zerstört aber nicht den Menschen, sondern entwickelt und fördert ihn, oder beseitigt krankhafte Zustände durch geeignete Heilmittel. Ein Arzt, der Mittel anwendete, die dem Kranken den Tod brächten, wäre ein schlechter Arzt. So ist es auch mit sogenannten moralischen Personen, d. h. mit der Vereinigung mehrer Menschen zu einem und demselben Zwecke. Dieser Zweck ist das Princip der Vereinigung, das Band, welches sie zusammenhält. Ist nun von Reformen in Kirche und Staat die Rede, so wird jeder verständige Staatsmann zunächst und am schärfsten seinen Blick auf das Princip richten und Alles was mit demselben unvereinbar ist, selbst vermeiden und, wenn es von Außen eindringt, mit Klugheit ablenken. Denn das Princip ist ja das Uranfängliche einer jeden gesellschaftlichen Verbindung, das, wodurch sie in's Dasein gekommen ist und lebendig erhalten wird. Verläßt ein Staat, z. B. der preußische, sein Princip, so hört er auf als preußischer Staat zu existiren. Unsere Staatsmänner unter Friedrich Wilhelm III. haben weder das eine noch das andere gethan; sie haben vielmehr durch falsche Auffassung und Behandlung des Princips dieses selbst am tiefsten verletzt, und sodann die Kräfte der Feinde desselben, ebenfalls durch falsche Behandlung, viel mehr gestärkt als geschwächt.

Thatsächliche Beispiele davon treten bei den Namen Kamptz und Altenstein so massenhaft in die Erinnerung, daß es keiner weiteren Beweise bedarf. Wir selbst haben ja durch unsere publicistische Wirksamkeit in der Rheinprovinz nicht wenig dazu beigetragen, die stärksten Mißgriffe hervorzuheben und historisch festzustellen. — Viele führen das Wort „Reform" im Munde, wenige verbinden damit einen deutlichen Begriff. Unsere leichtfertigen Literaten sprechen von Reformen und haben Revolution im Sinne, unsere einseitigen Conservativen gebrauchen ebenfalls den Ausdruck, während sie auf Zurückführung überlebter Zustände hinarbeiten, was ebenfalls zur Revolution, d. h. zum Umsturze alles Hergebrachten führt. Diese sich gegenseitig bekämpfenden und im Kampfe zu demselben Ziele hingedrängten Parteien sind es, die seit 1815 Böses ersinnen und die Revolution vorbereiten. Der Kampfplatz und zugleich Schauplatz ist das Zeitungswesen."

Ich habe früher bemerkt, daß meine Erinnerungen Aster'scher Urtheile zum Theil sich an Zeitungsartikel knüpfen, die ich mit ihm besprach. Als solche habe ich, was das Zeitungswesen betrifft, zwei zu meinen Acten gelegt, die im Jahre 1842 in der literarischen Zeitung erschienen, also bevor diese zu den „subventionirten Blättern" gehörte. Beide bezeichnete er als den Ausdruck seiner eigenen Ansichten. Der eine bespricht das norddeutsche, also das preußische Zeitungswesen, der andere „die gegenwärtige literarische Polemik und Taktik." Die Verfasser gehören offenbar zu den ruhigen und tiefer blickenden Beobachtern der bösen Künste, womit die Parteien die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen suchen.

Der Verfasser des ersteren Artikels weist auf die Entstehung des Literatenthums hin und erklärt daraus die schädliche Wirksamkeit desselben. Junge gegen die Regierung compromittirte, oder dilettantisch unterrichtete und deshalb die Examina vermeidende Leute, oder Juden, die sich manche Carrieren verschlossen sehen, sind die Träger der gegen die Regierung aufreizenden Bewegungen. Vor Erweiterung der Preßfreiheit hatten sie sich in Preußen, besonders in Berlin, als Correspondenten auswärtiger preußenfeindlicher Zeitungen wie Raupennester angesetzt. Mit Erweiterung der Preßfreiheit erweiterten sie auch ihre Wirksamkeit und schufen Organe für dieselbe in dem Staate selbst, welchen sie zu Grunde zu richten trachteten. Die Methode ist: Gerüchte, Hoffnungen, Wünsche, Befürchtungen, die in diesen oder jenen „wohlunterrichteten" Kreisen umgehen sollen, tendentiöse Klatschereien aller Art, Serenaden, Becherüberreichungen, Vivats, unverschämte Lügen über dies und das, was die Regierung vorhabe, z. B. jeder Beamte solle gezwungen werden, jährlich viermal zum Abendmahl zu gehen, die englisch-bischöfliche Kirche solle in Preußen eingeführt werden, methodisch ersonnene Gerüchte über Minister und höchstgestellte Personen und dergleichen in's Publikum zu bringen, wobei sie auf die Empfänglichkeit des Publikums nur allzusicher rechnen können. Selbst die Conservativen greifen eher nach solchen Klatschblättern, als nach Zeitungen ihrer Farbe. „Als eine wahre Calamität müssen wir es beklagen", heißt es wörtlich, „daß der Verschleiß dieser Waaren so ganz einseitig nur in gewissen Händen ist; daß wir jene Gerüchte und Klatschereien, jene Zeugnisse der

Hoffnungen und Wünsche der Zeit nur aus gewissen Kreisen erhalten, oder wenn sie aus anderen Kreisen transpiriren, dann erst durch die Hände jener Kreise, die jetzt den Verschleiß als Monopol haben, appretirt. Wenn sich eine Zeitung, die eine der Leipziger Allgemeinen ganz entgegengesetzte Richtung hätte, die aber aus höheren Kreisen das mittheilte, womit man sich dort als Hoffnung, Wunsch, Gerücht und Klatscherei trägt, — wenn sich eine solche Zeitung constituirte, so würde trotz der Feindseligkeit, welche unser Publikum allem Aristokratischen und Exclusiven trägt, vollkommen eben so gut ihre Rechnung finden, als die Leipziger Schwester mit ihren liberalen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen und mit den darauf gebauten Gerüchten und Klatschereien. Die Sache läßt sich fast mathematisch darthun — denn das factum in seiner nüchternen Wirklichkeit interessirt entfernt nicht so sehr, als das noch nicht fertige factum, an welches noch die verschiedensten Interessen sich anknüpfen können, die von der Wirklichkeit dann, wenn das factum fertig ist, scharf abgeschnitten werden. Selbst die geistreichste Kritik der Wirklichkeit trägt den Charakter einer Sache, die post festum kommt, abgesehen noch davon, daß sie in unserer Zeit wahrhaft post festum kommt, denn das Fest besteht ja eben in dem monatelangen Beschwatzen der Dinge, die da kommen sollen, die aber, wenn sie kommen, dann todtgeschwatzt sind, so daß fast immer das was man zuletzt in Händen hat, sei es noch so wichtig, im Vergleich mit dem Berge von Gerüchten, die der Geburt in's Dasein vorhergingen, als ridiculus mus erscheint. Daß das nun aber so ist, daß es keine dem

gebildeten politischen Geschmacke zusagende Zeitung, die doch im wahren Sinne eine Zeitung wäre, wie Engländer und Franzosen, ja, wie Süddeutschland (die Augsb. Allgem. Zeitung) deren haben, in Norddeutschland gibt, das ist eine wahre Calamität. Denn die nothwendige Folge davon ist, daß jene jungen, großentheils unreifen, dilettantischen, von bedeutenden Kreisen ausgeschlossenen fast immer judaisirenden kleinen Leute, und daß die Cliquen der Hauptstadt, die sich derselben zu bedienen wissen, fast allein die öffentliche Meinung mit den Wünschen und Hoffnungen ihrer Personen und jener Cliquen, und mit den Gerüchten und Klatschereien der ihnen zugänglichen Sphäre der Hauptstadt bearbeiten, und daß, wenn sich einmal ein älterer Beamter oder Gelehrter, oder die Regierung sich selbst entschließt, gegen Gerüchte und Klatschereien dieser Extraction aufzutreten, schon die Vereinzelung dieser vertheidigenden, abwehrenden, berichtigenden Artikel sie schwach erscheinen läßt. In der Zeitung, wo sie eine Aufnahme finden, bilden sie dann überdies eine Art Inconsequenz in ihrem Verhältnisse zu dem übrigen Inhalte des Blattes, so daß sich die Redactionen im Gefühle dieser Inconsequenz nur widerstrebend zur Aufnahme entschließen; und ist die Aufnahme in einem Blatte erreicht, so liegt ein solcher Artikel schwer wie Blei in diesem Blatte allein, während andere Artikel, welche die gewohnte Melodie pfeifen, wie populäre Arien sofort von allen Blätter zweiten Ranges über ganz Deutschland hin nachgepfiffen werden."

Man sieht, der Verfasser des Artikels sucht die damaligen Lenker des Staates von der Nothwendigkeit

conservativer Zeitungen zu überzeugen. Das Ruhekissen jener Staatsmänner: „es verschlage dieser Zustand, wie er nun eben sei, nicht allzuviel, denn alles was diese Ausbeutung der öffentlichen Meinung in einseitigem Interesse durch Lügen und Gerüchte, alles was die daran sich anknüpfende Agitation erreichen könne, sei nur eine Vermehrung der moralischen Friction, welche die Regierung bei ihren Absichten, so weit sie nicht mit jenen einseitigen Wünschen der Agitatoren stimmten, zu besiegen habe." — Dieses Ruhekissen läßt der Verfasser mit der Bemerkung dahingestellt sein: „daß über die Gesetze der moralischen Friction, über die Mittel und Wege, wie man ihrer Heer werde, natürlich jeder Staatsmann, wie jeder Feldherr im Klaren sein müsse." Hierher gehört auch das was einer jener jungen Agitatoren einem älteren Manne entgegenhielt: „junge Leute wollen auch leben."

Aster sagte: „Der Verfasser scheint die politische Diagnostik gründlich studirt zu haben; in der That sind das die charakteristischen Merkmale der Krankheit, woran unser Staat schwer erkrankt ist. Ob aber das in Vorschlag gebrachte Heilmittel kräftig genug sein wird, das Uebel, welches ich mit einem Bandwurm vergleichen möchte, zu beseitigen, das möchte ich doch bezweifeln. Das Ruhekissen unserer Staatsmänner könnte ein gutes Ruhekissen sein, wenn sie „die Gesetze der moralischen Friction" genau genug kennten, um über die Mittel und Wege, wie man ihrer Herr wird, im Klaren zu sein. Ich fürchte, daß dieses so wenig der Fall ist, daß sie eines Tages sehr unsanft werden aufgeschreckt werden." Die

Musterung, welche er hierauf mit den einzelnen Staatsmännern vornahm, will ich übergehen, und nur bemerken, daß er Eichhorn für den Einzigen hielt, der die Sache durchschaue, aber ihm nicht Kraft genug zutraute, die rettenden Maßregeln durchzuführen.

Der Verfasser des zweiten Artikels faßt den Zusammenhang der neu-philosophischen Polemik und Taktik mit der politischen in's Auge und trifft hiermit den Quellpunkt des Grundübels unserer Zeit. Die Philosophie hat immer einen fördernden und zuweilen auch einen heilsamen Einfluß auf das Leben geübt, die neue Philosophie aber einen radical zerstörenden. Von dem Gedanken ausgehend, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen, mußte sie den alten Himmel und die alte Erde, den alten Gott, der Himmel und Erde geschaffen, und sich der Menschheit in seinem eingeborenen Sohne erbarmet, aus dem Wege räumen, und sie vollbrachte es, begünstigt von vielerlei Umständen, vermittelst einer neuen recht eigentlich zu diesem Zwecke ersonnenen Logik, die alle bisherige sophistischen Künste weit hinter sich ließ, und sich durch ihr Prinzip gegen Widerlegungen von vorn herein gesichert hatte. „Griff man bestimmte Consequenzen des Prinzips an, so zog man sich in den reinen Gedanken-Nebel der Unbestimmtheit zurück; griff man diese Unbestimmtheit an, so verwies man auf die Diremtionen des reinen Begriffes und auf die weitschichtigen Werke des Meisters. Unter der Tarnkappe der Unbestimmtheit, des allgemeinen Begriffes erschienen sich die Hegelianer selbst als unüberwindliche Siegfriede und ihre Gegner als unspeculative Zwerge, die mit ihnen zu

kämpfen gar nicht würdig seien.“ Und es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Lästerung, und sich eine Gemeinde zu sammeln, die aus lauter Gerechten besteht, die der Buße nicht bedürfen. Das System hat sich zwar in sich selbst verzehrt, aber die Gerechten und ihre Jünger sind geblieben und fahren eifrigst fort, den bestehenden Staat und die bestehende Kirche zu unterwühlen. Als ich zuletzt mit Aster über das Treiben der Hegel'schen Schule sprach, im Jahre 1848, hatte sie es so weit gebracht, daß die damalige Staats-Intelligenz es für rathsam hielt, einen der hervorragendsten Schüler Hegels an die Spitze des Ministeriums der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten zu stellen. „Wir sind auf dem geraden Wege zur Revolution“, sagte Aster, „aber so lange die Armee in Ehre und Treue fest steht und ein preußischer Prinz da ist, der ein Soldatenherz hat, wird es ihnen doch nicht gelingen.“ Das war für mich, den um Deutschlands und der evangelischen Kirche Zukunft ernstlich Besorgten, ein trostreiches Wort.

Zu derselben Zeit (1841), wo die angeführten beiden Artikel dem Juden- und Professorenthum in Königsberg ein Aergerniß und eine Thorheit waren, erscholl in Preußen, d. h. in der Provinz Preußen eine jetzt längst vergessene Stimme aus den Königsgräbern, welche also lautete:

„Wir hinterlassen und übergeben Dir (Friedrich Wilhelm IV.) diesen Staat in der Fülle einer Kraft, wie er sie nie beisammen hatte; herzlich darfst Du uns danken, nun sorge nur, daß Dir unsere Nachkommen auch eben

so herzlich für ihr Erbe Dank wissen können, weil sie sich mit ihrem trefflichen Willen nicht verlassen und ohnmächtig finden. Nimm diesen mäßigen Körper wohl in Acht, er besitzt Nerven, die ihn größeren gleichstellen, so daß Dein Feind nicht mit Dir spassen und Dein Freund Dich hochschätzen wird. Denke nicht, daß Du das Pfand und die Ehre unseres Hauses, auch des Landes Wohlfahrt und sicheres Gedeihen, dem Volke auf eine verläßigere Weise anvertrauen kannst, als Dir selbst. Wer reißt Dich überhaupt mit Deinem Volke so widersinnig auseinander? Mag es zwar für einen fürstlichen Herrn möglich sein, sich selbst zu sammeln in der Zerstreuung des Volkes und im Widerspiel der Partei-Geister; besser und leichter bleibt es aber, Dir das Volk in seiner vollen geistigen Kraft in Deinem Königlichen Herzen zu sammeln. Sieh uns an, die wir unseres Königlichen Berufs mit Ehre und Treue, mit männlicher Tapferkeit und mit dem Segen Gottes gewartet haben! Hatten wir nicht tüchtige Diener, hatten wir nicht ein treu ergebenes und in unserer Sorge wohl belohntes Volk? Stand dies unser Volk anderen jemals nach in dem Maße seiner Mittel, der Freude seines Daseins, im Gefühle seiner Kraft, in der Würde seines geistigen Berufes? Nun rathen sie Dir, die Mächte Deines Regiments, des Volkes und seiner Fürsten zu separiren! Weder Du noch das Volk werden dieser widernatürlichen Scheidung froh, sondern die Intriguen oder doch Chicanen der Verhandlungen und die Capricen des Geschäftsganges, diese natürlichen Feinde des energischen Regiments, werden dann euch beiden fast über den Kopf wachsen. Beide

werdet ihr euch wundern müssen, Du über Deine Minister und übrigen Beamten, das Volk über seine Deputirten und Magistrate, bis dann wieder ein Herr über diese Verwirrung kommt, härter als Du sein möchtest, strenger als wir gewesen sind, nicht nützlicher als Du werden kannst, nicht gesegneter als wir mit Gottes Hülfe geblieben sind. Schlimm, wo dem so ist; schlimmer, wer sich's so machen wollte.

Denkst Du uns mit dieser Erfindung die harten Kämpfe zu lohnen, wodurch wir Dich auf die Höhe gebracht haben, und denkst Du, nun sei die Arbeit gethan, welche nur mit ruhigen, unzerstreuten Sinnen und gesammelter Kraft das Ziel erringt, das errungene Ziel behauptet? Oder hoffst Du, daß Du selbst und gleich Dir die kräftigeren unter Deinen Nachkommen die Hinderungen, die Du Euch allen in den Weg legtest, mit leichter Mühe überwältigen werden? Die schwächeren aber nicht vermögen werden, diesem oder jenem Guten ein Hinderniß zu legen, was des Landes selbstgewählter zahlreicher Rath zur Förderung des allgemeinen Wohles etwa in's Werk zu setzen dienlich findet?

Wem überlässest Du denn forthin die Sorge, diese vielen Väter des Landes zu e i n i g e n? Dem Triebe des National=Interesses? Aber Dein Preußen concentrirt sich ja nicht durch eine eigene Nationalität. Vielleicht wolltest Du wohl Deinen Staat einer höheren Einheit, der Einheit deutscher Nation, unterordnen? Hoffst Du vielleicht auch diese Einheit dirigiren zu können, oder hast Du vielmehr zu erwarten, daß in ein Staatssystem von so tiefer und vielfältiger Spaltung, wie das deutsche, die

Hand des Nachbarn, Regenten oder Parteihauptes, immerdar eingreifen werde? Wir sagen Dir, sie werden es versuchen mit den Ideen und mit solidem Geld, mit Ehre und Welteitelkeit, wie mit der Religion; mit dieser vor allen Dingen? Das Haupt des Protestantismus wird gefallen sein, und nicht einmal mehr vermögen, seinen katholischen Unterthanen, vorerst wenigstens ein begrenztes, aber sicheres Recht zu verschaffen. Wir sagen Dir, alles Schreckliche wirst Du erleben, was einer Macht beschieden ist, die von den Grundlagen tritt, auf denen sie Macht war, und gegen die sich nun alle Interessen, in denen sie sich band, verderbend und zerstörend wenden. Auf die kleineren Staaten Deines Vaterlandes darfst Du Dich durchaus nicht berufen. Die Zukunft soll es noch beweisen, wie deutsch und wie constitutionell sie sich zeigen werden. Dem ruhigen Bestehen Deines Staates, den Fortschritten in der Verwaltung desselben, dem Credit seiner Interessen haben sie bisher überdies nicht wenig zu danken gehabt. Ihr Staat und ihre Staatswirthschaft ist von Haus aus eine andere, weil ihre Politik nur eine untergeordnete zu sein vermag; die politische Bedeutung des Deinigen aber ist Dein und Deines Volkes höchster Schatz und kostbarstes Eigenthum; beide habt Ihr ihrer Ehre genossen, sie ist Euer moralischer Besitz geworden, den Ihr beide nicht mehr missen könnt. **Noch aber ist die Zeit nicht gekommen, in der der Regent Preußens das Schwert zur Seite legen darf; ein König von Preußen muß als Feldherr seinen Staat dirigiren und nur wenn er darauf eingerichtet ist, hat des Volkes Bewaffnung**

in der Energie des Gouvernements, in der Centralität seiner Interessen ein schweres Gewicht. Behüte Dich der Himmel, behüte der Himmel Dein Volk, daß jeder Krieg, den dieser preußische Staat etwa in Folge seiner politischen Stellung auszufechten bekommen könnte, sofort ein Krieg werden müßte, den die Nation für Feuer und Herd kämpfte! Daß diese härtesten Wehen dem Lande großen Theils erspart werden können, ist auch ein Segen, den unsere Wirthschaft, wenn Du sie fortsetzen wirst, einschließt.

Regiere aber dergestalt, daß das Herz Deiner Völker stets bei Deinen Fahnen ist, und das trauen wir Dir zu. Sei immerhin ein König Deiner Zeit, Du vermagst Deinem Lande allein zu geben, was einer Constitution werth ist, was mehr als Constitutionen wiegt, eine solche selbstständige, eigene, charakteristische Ordnung im Lande, bei der ein erkenntlicher Sinn, eine dankbare Gesinnung gedeiht. So wird Dein Volk ohne Neid und ohne Eifer, mit Befriedigung und Ruhe auch der Entwickelung der Lebensverhältnisse in den Staaten der übrigen Völker um Dich her zusehen können. Ist etwa ihrem Thun und Treiben ein Segen beschieden, so wird er zu Euch auch herüber wandern. Du und wir werden uns dessen freuen dürfen; wir werden mit Dir fortleben können und Du wirst Deine Vorfahren nicht in den Schatten der Zeit bannen, indem Du hoffst ein neues Geschlecht zu beginnen und den Mächten des Geschickes ein neues Werk auf neuen Grundlagen entgegen zu stellen."

Eine zweite Stimme, die der gesunden Politik, lautete so:

„Dürfte man wohl das Zeugniß dieses Fürstenhauses nach dem Gange seiner Geschichte dergestalt deuten? Ist es etwa nicht eine Wahrheit von allerhöchstem Gewichte, daß Preußen ein politischer Staat ist, der in seinen besonderen Zuständen nicht nur nicht unmittelbar auf National-Interessen sich stützt, sondern auch in der Selbstständigkeit seiner Politik sich keineswegs lediglich durch National-Interessen bestimmen lassen darf? Zugegeben, daß die Zustände unseres deutschen Volkes sich dergestalt in ein festes Gleichgewicht bringen ließen, daß dabei die politische Stellung desselben nach außen von einem die Totalität bestimmenden Princip dictirt würde (dahin haben wir aber noch gar weit), zugegeben, daß sich auch die fernere Entwickelung einer solchen Nationalpolitik zu ihren höheren nicht bloß beschränkt vaterländischen Interessen, sondern diese in den europäischen Verhältnissen wahrnehmbaren Charakter denken ließe; zugegeben, daß sich Erfolge denken lassen aus einer Ordnung der Dinge, welche erst geschaffen werden soll, und daß, wenn Preußen es auf sich nimmt, für die Bedürfnisse der deutschen Nationalität zu garantiren, die deutschen Mächte die Garantie für die Bedürfnisse des Preußischen Staates nicht ablehnen würden: seit wann wäre es denn erhört, daß ein Staat die selbstständige Sicherheit, die er genießt, indem er sich mit seinen Kräften zu diesem Ziele in Verfassung setzt, an den Organismus eines Systemes dahin gebe, in welchem er schlechterdings nur eine untergeordnete Berücksichtigung finden kann? Die Fragen, in welchen sich diese Conse-

quenzen darstellen, sind so einfach und die Logik derselben ist so gar einfach, wie nur irgend welche politische Fragen sein können. Diejenige Politik, welche die Staatsmacht Preußens geschaffen hat, dictirte sie sich aus dem Territorienetat? Aus dem Willen des Unterthanen, oder aus dem Sinne ihres Regenten? Wurde sie möglich durch den Territorienetat, durch Verwilligungen der Unterthanen, oder durch die Entschlossenheit unserer Fürsten? Jene Politik, der Preußen seine Größe verdankt, war eine europäische; die Idee derselben entsprang der Geisteskraft genialer Herrscher; die wichtigste Garantie ihres Bestandes ist die Ehre des Hauses, die unsere Fürsten wach erhält. Das Volk, der Unterthan hat ihr freilich die außerordentlichsten Opfer bringen müssen; aber ist der Segen eines in der Geschichte einzigen, nun bald zwei Jahrhunderte bestehenden Kampfes zur Wohlfahrt des Staates mit den Unterthanen nicht redlich getheilt worden, und lebt nicht in jedem braven Preußenherzen Dank und Freude, Liebe und Eifer, daß es so gekommen ist?"

Eine dritte Stimme, die des einfachen, nicht des „beschränkten" preußischen Unterthanen-Verstandes, lautete so:

„Wenn wir mit unseren Herren bisher so wohl gefahren sind, warum wollen wir ihnen nicht Gottes Segen wünschen, so fort zu walten, wie sie begonnen haben? Wozu wollen wir denn ein constituirtes Land? Entweder wird es constitutionirt dergestalt, daß der Energie des Fürsten daraus keine Hinderung erwachsen kann; wozu ist denn die Constitution? Was wir einer

solchen Constitution danken möchten, dictirt sich aus den Verhältnissen und deren Regel, dem Gesetze, dem Willen des Regenten von selbst. — Oder es wird constitutionirt dergestalt, daß die neue Constitution auf den Standpunkt der preußischen Staatspolitik, wie er sich historisch zu erkennen gibt, berechnet wird und ein preußisches Staatssystem abschließt, — in dieser vom Leben losgerissenen Chartenförmigkeit noch viel schroffer, als es bis jetzt sich nur je in den härtesten Momenten unserer Geschichte zu erkennen gegeben hat, — dann bleibt eigentlich alles, wie es ist; denn wenn unsere Staatsverwaltung in Bezug auf das Interesse des Unterthanen manche einzelne Rücksicht nicht nehmen konnte in der Summe der übrigen, so wird, wenn die Kraft derselben gleich energisch zusammen gehalten werden soll, die Administration künftig nicht mehr als bisher in die Particular-Interessen aufgehen können, vielmehr wenn wir uns diese letzteren selbst als Summe und Ganzes denken, werden auch diese sich immer noch am besten bei derjenigen Administration befinden, deren höchstes Interesse es ist, der politischen Energie unseres Staates die Kräfte zu sichern. — Freilich in den neuen ständischen Berathungen wird Mehreres zur Sprache gebracht, aber schwerlich ruhiger zur Erwägung gezogen und kraftvoller in's Werk gesetzt werden, als bisher, zumal wenn es etwa nicht wünschenswerth wäre, daß sich unsere Landstände allzusehr in diese oder jene populäre Idee vertieften, damit es nicht an Unbefangenheit und ungetheiltem Eifer, an rascher Entschlossenheit gebreche, wenn die englisch-russischen oder die franzö-

sisch-englischen Verhältnisse, oder die türkisch-egyptischen Fragen eine klare Demonstration oder eine derbe Maßregel erforderten und der günstige Augenblick eben schon da wäre, in dem die Kriegsfrage zwischen Kammern, Ministerium und Fürst dahinblitzt. — Oder endlich der Staat wird constitutionirt deutsch, auf die deutschen Interessen im Ganzen wird er berechnet. In diesem Falle ist kaum abzusehen, was sich als Folge daraus für die Regierungsform Preußens, weiter für den deutschen Nationalismus, ja für das Princip des Nationalismus in Europa überhaupt, zu allernächst in Oesterreich ergeben würde. Denn voraussetzen muß man doch, daß ein mit sämmtlichen constitutionellen Mächten Deutschlands central wirkender Organismus nicht bei den Hütungen und Waldungen, bei den Gutsgerechtigkeiten und Marktrechten stehen bleiben würde; vielmehr würde er eingehen auf die deutschen Dinge, auf die staatsbürgerliche Bildung der verschiedenen Stände und insbesondere unserer Jugend, auf die gleichförmige staatbürgerliche Bildung unserer katholischen Geistlichkeit, auch auf das gleichförmige staatsbürgerliche Recht der katholischen Kirche. Wie denn dann der Conflict mit Oesterreich und noch viel mehr der Conflict mit den Ideen der Zeit? — Dergleichen Conflicte gibt es mehrere mit allen historischen Cultur-Instituten. — Kurz eine politische Reform Preußens auf deutsch-nationalem Standpunkte würde sich nicht auf unser Land beschränken, sondern in ihrer Wirkung auf das Cabinet eine große Umgestaltung der äußeren und inneren Verhältnisse in Europa hervorbringen, bei

der an ein schnelles Gedeihen der staatsbürgerlichen Institute schwerlich zu denken sein möchte, bei der uns aber jedenfalls diejenige Disposition der Dinge verloren gehen müßte, in welcher der Charakter unseres Regentenhauses das ihm anvertraute Land gehoben und gesegnet hat, dessen fernere Wirksamkeit nämlich nicht dem Lande, sondern dem constitutionellen Princip zu Gute kommen müßte."

Dies Alles würde sich der einfache Unterthanen-Verstand hier in Preußen in Absicht der Constitutionsfrage selbst einzuwerfen finden, sobald er nur fähig wäre, Preußen den Staat und Preußen das Land als politische Macht zusammen zu denken. — Noch eine Constitutionsform endlich würde ehrlicher Unterthanen-Verstand gar nicht einmal in Erwägung ziehen, die vom Standpunkte des emancipirten Volkes, welches mit allem, was solches als historische Nation heilig und ehrwürdig macht, mit allen historischen Eigenheiten der positiven Nationalität völlig abbricht, und recht eigentlich jeder Herrschermacht, auch jedem abgesetzten ständischen Charakter gegenüber die Existenz, Moralität und Rechtswelt des absolut freien Volkes zu erschaffen unternimmt. — Er würde schaudern, das Regiment in die Hände verwegener Sprecher und aus ihren treulosen Händen in die noch leichtfertigeren frecher Zeitungsschreiber zu übergeben und auf den Cours der liberalen Opinionen zu stellen. — Das würde ihm heißen, eine Revolution constatiren wollen.

Daß der König die Stimme seiner Vorfahren nicht überhört und auch die der wahren Politik und des gesunden preußischen Unterthanen-Verstandes nicht unbeachtet gelassen hatte, geht auf's deutlichste aus dem Schriftstücke hervor, welches ich oben (pag. 56) mit der Ueberschrift „Sind ständische Ausschüsse der Weg zu einer Constitution?" mitgetheilt habe. Friedrich der Große hinterließ ein politisches Testament, welches seine beiden nächsten Nachfolger merkwürdigerweise uneröffnet liegen ließen. Erst unser König löste die Siegel. Wenigen Personen ward es vergönnt, diese inhaltsreichen und inhaltsschweren weit in die Zukunft hineinreichenden politischen Lehren des großen Mannes zu lesen. Zu diesen gehörte wahrscheinlich auch der Verfasser der mitgetheilten Stimmen, wie ich aus der Uebereinstimmung derselben mit dem Sinne jenes Testamentes schließen zu dürfen glaube.

Ob die nächsten dienstlichen Umgebungen des Königs die politischen Grundsätze Friedrichs des Großen auf die Verhältnisse, wie der Wiener Congreß sie geschaffen hatte, gehörig anzuwenden verstanden, ist eine zu große und zu tief gehende Frage, als daß ich es wagen dürfte, darüber zu urtheilen. Thatsache ist, daß in der Nacht vom 18. auf den 19. März des Jahres 1848 die von vorn herein zu schwache Hemmschuhkette zerriß und der Wagen in jäher Abschüssigkeit bergab rollte, bis die Wahrheit, welche hinter dem Berliner Straßenwitz steckte „Wer will huldigen? Ich nicht! Wer noch?" Halt! gebot, der Reichsverweserschaft ein Ende machte und die Professorenpolitik dem Spotte preisgab. — Seitdem ist wohl der absurde Gedanke, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, für

immer aufgegeben; aber die Idee der nationalen Einheit Deutschlands hat andere Wege gefunden, auf welchen sie mit der ihr inwohnenden unüberwindlichen moralischen Kraft ihr Ziel früher oder später erreichen wird, ohne die Grundfesten der europäischen Großmacht Preußens zu erschüttern. Was alsdann aus den kleineren und mittleren Staaten Deutschlands werden wird, liegt in den Knieen der Götter; aber beachtenswerth ist die Bemerkung eines Politikers, der die Zustände der politischen und religiösen Zerrissenheit Deutschlands genau kannte: „Sie sind," sagte er, „zu schwer mit Protestantismus oder mit Katholicismus beladen, als daß sie sich jemals frei nach dieser oder nach jener Seite hin bewegen könnten." —

Wie es mit dem Parteiwesen in Kirche und Staat beim Regierungsantritt des Königs in Preußen aussah, zeigt sich wohl nirgends deutlicher, als in den kirchlichen und politischen Protesten, die von Königsberg ausgingen, und sich von da über ganz Deutschland verbreiteten. Der Königsberger Verfassungs-Antrag, mit welchem jene Königsberger Partei, die sich später mit Itzstein und Hecker associrte, dem Könige gleich nach seiner Thronbesteigung entgegen trat, hat eine so reiche Literatur hervorgerufen, daß er einer weiteren Besprechung nicht bedarf. Zu dieser Literatur gehört auch die Schrift, aus welcher ich die Stimme aus den preußischen Königsgräbern entnommen habe. Sie wurde im Jahre 1841 in Leipzig unter dem Titel „Ueber den Königsberger Verfassungs-Antrag" gedruckt.

Wenige Jahre später hatten wir eine Verfassungs-Urkunde, in welcher es Artikel 44 heißt: „Alle Regierungs-

Acte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt," und Artikel 49: „Zu Gunsten eines wegen seiner Amtshandlungen verurtheilten Ministers kann das Königliche Recht der Begnadigung nur auf Antrag derjenigen Kammer ausgeübt werden, von welcher die Anklage ausgegangen ist." Lobpreisungen dieser englischen Verfassung waren in aller Munde. Die Theorie: „wo keine Verantwortlichkeit, gibt es auch keine Sicherheit gegen Tyrannei und schlechte Verwaltung," ergab einen bündigen Schluß; diese politischen Theoretiker vergaßen aber: daß Regierungen sich auf eine andere Weise bilden, als Schlußfolgerungen.

Ich hatte noch Gelegenheit, mit dem General über diese Urkunde vom 31. Januar 1850 zu sprechen. „Sie erinnert mich," sagte er, „an den Spruch alter Staatsweisheit, daß ein Reich nur durch dieselbe Politik erhalten werden kann, durch welche es gegründet worden, und an alle die geschichtlichen Vorgänge, durch welche die Wahrheit dieses Spruches bewiesen wird. Allerdings mußte die Cabinets-Ordre-Regierung, wie sie bis dahin bestanden, und von Beamten oft arg genug gemißbraucht worden, aufhören; aber sie konnte beseitigt werden, ohne das monarchische Princip zu vernichten. Und das wollte ja auch der König, und sprach es in unzweideutigen Worten aus. Aber man zögerte zu lange, und als man endlich dazu schritt, geschah es nicht mit der gehörigen staatsmännischen Besonnenheit, Umsicht und Klugheit. Das Jahr 1841 wäre die rechte Zeit gewesen. Damals hatten die demokratischen und die mit ihnen verwandten

constitutionellen Agitatoren zwar schon Kühnheit und Entschiedenheit genug gezeigt, aber im deutschen Volke noch keine so großen Eroberungen gemacht, als die Ereignisse der nächstfolgenden Jahre in Italien, in Spanien und in Frankreich ihnen zu machen Gelegenheit und Muth gaben. Immer allgemeiner wurde, unter der Gunst des deutschen Nachahmungstriebes das Drängen auf Constitutionen nach französischen Mustern. Als nun das Patent vom 3. Februar 1847 erschien, war die Idee des Königs bei dem schwachen und schwankenden Widerstande, welchen die Dränger auf dem „vereinigten Landtage" selbst fanden, so gut als verloren. Die vorherrschende Partei des Landtages war so zu sagen entpreußt und darunter Nachkommen von Männern, die Preußen hatten groß machen helfen. Sie trugen kein Bedenken, im Bunde mit windigen Literaten das höchste Eigenthum, die Krone, durch dessen Heilighaltung die Sicherheit jedes anderen Eigenthums bedingt ist, auf den Rechtsboden eines theoretischen Constitutionalismus zu ziehen, und die Rathgeber der Krone hatten nicht Klarheit genug, die ungeheuern Folgen dieses tief revolutionären Angriffes auf den geschichtlichen Thron zu erkennen. Ich gehörte zu den Warnenden, glaubte aber doch nicht, daß das endliche Ergebniß eine Constitution sein werde, wie die Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 sie publicirt. Hätten Bodelschwingh und die übrigen Minister dieses ahnen können, sie würden wohl mit größerer Entschiedenheit und Durchbringlichkeit aufgetreten sein. Preußen kann sich mit dieser Constitution weder im Innern noch nach Außen hin halten. Aber darum ist Preußen doch

noch nicht verloren. Gefahren werden zur Besinnung führen und den übertölpelten altpreußischen Patriotismus wieder in Harnisch bringen. Alsdann wird man mit dem Artikel 107 nicht viele Umstände machen." — Ob Aster richtig in die Zukunft geschaut, wird die Zeit richten.

In dem folgenden Kapitel will ich die nebenherlaufenden liberalistischen Agitationen auf dem kirchlichen Gebiete meinen Lesern anschaulich zu machen suchen, und Asters Urtheile darüber hinzufügen.

IV.

Die Protesterklärungen vom Jahre 1845 und Aster's Beurtheilung derselben.

Die öffentlichen Protesterklärungen der liberalen Fortschrittspartei gegen das Ministerium Eichhorn begannen im Jahre 1841 mit der Königsberger Protestation gegen die Anstellung eines christlich gesinnten Professors der Theologie, fanden Anklang und Nachahmung in anderen Provinzen, vorzüglich in Sachsen und Schlesien, wurden geschürt von Berlin aus, und zogen endlich die ganze Schaar der ungläubigen Feindseligkeit gegen die Kirche der Reformation, von Wislicenus an bis zum ersten

Bischofe der evangelischen Kirche, in ihren Kreis. Alle liberalen Zeitungen, von den gemäßigten bis zu den extremsten, stellten ihre besten Kräfte in's Feld, und eine große Anzahl von Broschüren wurde in's Publikum geschleudert. Der gemeinsame Zweck war, den Mann, welchen der König mit der Herstellung einer freien und selbstständigen evangelischen Kirche im Sinne der Reformatoren beauftragt hatte, zu einem unmöglichen Minister zu machen. Man hatte es bis zum Jahre 1845 so weit gebracht, daß hochgestellte Staatsbeamte, sowohl in der Residenz als in den Provinzen, und selbst der gebildete Theil des Publikums mit jedem Tage seine Entlassung erwarteten. Je länger sie sich getäuscht sahen, desto heftiger wurden die Angriffe. Endlich glaubten die Urheber und Leiter des Kampfes, daß es nur noch eines Hauptschlages bedürfe, um den Minister zu stürzen. Konnte man eine Anzahl angesehener Männer geistlichen und weltlichen Standes für eine öffentliche Erklärung gewinnen, die sich gegen das durch Eichhorn an's Ruder gebrachte Princip des Kirchenregiments öffentlich aussprächen, dann, meinten sie, werde, wie die Sachen nun ständen, der König nicht weiter zögern können, dem allgemeinen Wunsche der Entlassung seines geistlichen Ministers zu entsprechen. Denn die oft vorgebrachte Vergleichung Eichhorns mit Wöllner, und Thiele's mit dem General von Bischofswerder hatte wirklich den König einen Augenblick geärgert. Zunächst warfen die weltklugen Führer der Partei zur Ausführung ihres Planes ihre Blicke auf einen Malcontenten, den sie selbst zwar wenig achteten, dessen Name aber im Staats-Kalender glänzte,

1) als Mitglied des Staatsrathes seit 1817, 2) als Director im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, 3) als erster Bischof der evangelischen Kirche und Hofprediger, 4) als erstes Mitglied des Ober-Censur-Collegiums und 5) als Dom-Capitular des Dom-Capitels zu Brandenburg. Dergleichen Staats-Kalender-Titel und Ehren üben einen großen Einfluß auf das Urtheil des Publikums, und in der That hielt man den Bischof Eylert in den Provinzen für einen der bedeutendsten Männer des preußischen Staates. In der Wirklichkeit aber war er in allen seinen Stellen: als Mitglied des Staatsrathes, als Director des Ministeriums, als Bischof, als Mitglied des Ober-Censur-Collegiums, gleich Null. Schon Altenstein hatte ihn unbrauchbar gefunden, und statt seiner den geschäftskundigen und weltklugen Bischof Neander als Rathgeber in geistlichen und weltlichen Dingen benutzt. Eichhorn ließ ihn ganz bei Seite liegen, was ihn um so mehr verdroß, als er zugleich eine Abnahme der Königlichen Gunst zu bemerken glaubte. Unter diesen Umständen konnte es den Führern der Partei nicht schwer fallen, den schwachen mit Haß gegen Eichhorn erfüllten Mann auf ihre Seite zu ziehen. Er unterschrieb „den letzten Trumpf", wie sie die Protesterklärung nannten, an erster Stelle. Ihm folgte der Bischof Dräseke, der sich schon im Anfange des Jahrhunderts durch seine Predigten „für denkende Verehrer Jesu" und über „Glaube, Liebe und Hoffnung" einen Namen gemacht hatte, und später für ein Musterbild „gläubiger Kanzelberedtsamkeit" galt, nicht ohne Grund, da seine Predigten sich wirklich durch Gefühlswärme und Gedankenfülle auszeichneten.

Die äußere Lebensgeschichte des berühmten und durch Ruhm eitel gewordenen Mannes ist bekannt. Der Bischof Eylert zog ihn 1832 in den preußischen Kirchendienst. Die Verhandlungen darüber mit dem Könige sind höchst merkwürdig; denn sie charakterisiren einerseits die beiden Geistlichen und stellen andererseits den edeln Charakter des Königs in ein glänzenderes Licht, als die bekannten „Charakterzüge und historischen Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III." es vermocht haben. — Nachdem seine Stellung als General-Superintendent der Provinz Sachsen unhaltbar geworden war, zog er 1843 nach Potsdam, fand sich aber hier in seiner Hoffnung, bei Hofe eine ähnliche Rolle, wie Tiek, zu spielen, bitter getäuscht. Dies trieb ihn zur Oppositionspartei, und er unterschrieb die ihm vorgelegte Protesterklärung nach einigem Widerstreben in zweiter Stelle. So hatte man also zwei weit leuchtende Kirchenlichter an der Spitze einer öffentlichen Erklärung, welche ihrem wahren Sinne nach, die Grundlagen der evangelischen Kirche preisgab. Mehrere der angesehensten Geistlichen und Gelehrten Berlin's trugen nun kein Bedenken, dem Beispiele zu folgen. Die Zahl der Protesterklärer wuchs rasch auf sechs und achtzig. Sofort schritt man zur Veröffentlichung. Die Erklärung war vom 15. August datirt und schon am 26. erschien sie vollständig abgedruckt in den Berliner Zeitungen. „Jetzt sind wir des Sieges gewiß," soll einer der Mitunterzeichner, Professor Lachmann, in einem Speisehause geäußert haben, „und mit dem Eichhorn'schen Kirchenregiment ist es aus."

In der That erregte diese so kühne und entschiedene Demonstration von 86 angesehenen und zum Theil berühmten Männern der Hauptstadt der Intelligenz und des Mittelpunktes der religiösen Bewegungen eine ungeheure Sensation in ganz Deutschland. Fast allgemein war die Meinung, der Minister Eichhorn werde schon im ersten Schrecken das Ruder aus der Hand fallen lassen; selbst viele seiner näheren Freunde und andere hochgestellte Männer, die ihn genauer kannten, hielten ihn für verloren. Einen solchen Sturm, sagten sie, hat noch kein Minister bestanden, selbst die „mit der eisernen Stirn" nicht. Die unerwartete, eigentlich gegen den König selbst gerichtete Demonstration bildete sogleich den Cardinalpunkt, um welchen alle politischen und kirchlichen Zeitungen sich bewegten. Wer die religiösen Stimmungen und Zustände der damaligen Zeit kennt, wird sich nicht wundern, daß fast alle öffentlichen Blätter den Protesterklärern Beifall zujubelten, und nur wenige sich einer Sache annehmen mochten, welche die meisten für verloren hielten. Aber die Wahrheit hat eine siegende Kraft in sich selbst, wenn ihrer auch nur wenige sind, die sie vertheidigen. Neben den Zeitungsartikeln wurde das Publikum mit Broschüren für und gegen die Protesterklärer überschüttet. In kurzer Zeit erschienen deren nicht weniger als fünf und zwanzig, fünfzehn gegen den evangelischen Kirchenglauben und zehn für denselben. Die wirksamste unter den letzteren war die Broschüre: „Zwei Sendschreiben an die Unterzeichner der Protesterklärung vom 15. August von Stahl", weil sie allem Volke klar machte, in welch argem Widerspruche der Inhalt jener Erklärung mit einer anderen stand,

die derselbe erste evangelische Bischof Dr. Eylert sechs Jahre vorher gemeinschaftlich mit acht anderen hohen Kirchenbeamten in Pontificalibus abgegeben hatte: „Wir fühlen uns verpflichtet, als verordnete und berufene Diener des Wortes zu erklären: daß nach unserer festen Ueberzeugung die Agende mit der Lehre der heiligen Schrift als der alleinigen Glaubensnorm unserer evangelischen Kirche, so wie mit dem daraus entnommenen Lehrbegriffe derselben (also namentlich und vorzüglich mit der Augsburgischen Confession) in allen Theilen völlig übereinstimmt, und können nicht zweifeln, daß die sämmtlichen Geistlichen der Provinz zur Einführung dieser von Sr. Majestät bestätigten Agende, wie sich's gebührt, ernstlich mitwirken und dieselbe zur ächt christlichen Erbauung ihrer Gemeinden in unverändertem Gebrauche erhalten werden."

Wenn man bedenkt, daß nach dem der Agende beigegebenen Formular für „die Ordination der Prediger" die Geistlichen ausdrücklich auf die drei Hauptsymbole der alten Kirche und auf die herkömmlichen Symbole der evangelischen Kirche verpflichtet werden, so wird man sich nicht wundern, daß alle Geistlichen, welche die Agende angenommen und eingeführt hatten, mit Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des ersten Unterzeichners der Agende erfüllt wurden, was denn natürlich auch auf die Agende selbst eben kein empfehlendes Licht warf. „Sie verpflichten uns", sagte ein Geistlicher, und mit ihm noch wohl viele andere, „darauf zu wachen und Acht zu haben, daß nicht Wölfe und Rotten sich in die Heerde einschleichen" und nun gesellen sie sich selbst zu

den Wölfen und Rotten, indem sie die Augsburgische Confession für einen „Papstdienst" erklären. Daran knüpfte man sehr bedenkliche Erörterungen der Frage: wie denn die beiden ersten Unterzeichner des Protestes der Verpflichtung, die sie bei ihren Ordinationsertheilungen anderen auferlegt: „Auch sollet ihr züchtig leben und euer Haus, Weib, Kind und Gesinde christlich halten und ziehen", selbst genügt? Dies war die Wirkung, welche Stahls Schrift, den Schmähungen in der Literatur gegenüber, bei vielen Geistlichen hervorbrachte.

Eine zweite Schrift, die unter dem Titel „das Grundprincip der Reformation" erschien und den Regierungsrath Schede zum Verfasser hatte, verstärkte die Wirkung der Stahl'schen Schrift nicht wenig dadurch, daß sie die gefährlichen, dem Sinne und Geiste der Reformation widersprechenden Folgerungen aus jener „Erklärung" in klarer und starker Sprache hervor hob.

Eine dritte, von dem Pfarrer Ernst Friedrich Ball in Barmen unter dem Titel „Offenes Sendschreiben an die Unterzeichner der Berliner Erklärung gerichtet", herausgegebene Schrift, machte auf die gläubigen Christen, die sogenannten Frommen, einen starken Eindruck und soll auch das weiche Gemüth des Bischofs Dräseke ergriffen haben. Es kommt darin die Stelle vor: „Wie einst Petrus in Antiochien, haben auch Sie in der jetzigen Zeit einer Krisis, wo die evangelische Kirche in ihren wichtigsten Fundamentalartikeln angegriffen wird, und heißere Kämpfe, denn lange nicht, zu bestehen hat, statt sich klar und bestimmt für diese auszusprechen und sich dadurch ihren streitenden Brüdern anzuschließen, vielmehr sich ihnen

entzogen und sich gesondert, und dadurch Anlaß gegeben, daß auch andere verführt wurden, nicht nur ein Gleiches zu thun, sondern auch diese Artikel selbst aufzugeben."

Die übrigen Gegenerklärungen waren entweder zu sanftmüthig oder zu zornig und daher von geringerer Wirksamkeit.

Von den fünfzehn Vertheidigungsschriften der Protesterklärung rühren zwölf von den Unterzeichnern selbst her. Sie verrathen alle die Sophistik eines bösen Gewissens. Der erste Unterzeichner behauptete in einem offenem „Briefe an Herrn F. L. Striez", der sich gegen ihn ausgesprochen hatte, ohne alle Begründung: es sei von den symbolischen Büchern in dem Proteste gar nicht die Rede. Man erstaunte über diese Keckheit, Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit.

Der zweite, Dräseke, trat mit einem „Schlichten Nachwort zu der bekannten Erklärung vom 15. August d. J." auf, worin er in der ihm eigenthümlichen salbungsvollen Weise 24 kurze ascetisch gefärbte Sätze aufstellte, deren Beziehungen zu jener Erklärung in mystischem Dunkel eingehüllt sind. Was will er denn eigentlich mit dieser Schrift? fragte man. Die Antwort war: er will seinen guten Ruf sichern und sich zugleich eine Brücke zum Rückzuge bauen! Das schloß man auch aus den Worten: „jene Erklärung sei nur durch die Art und Weise, wie sie Einzelnes gefaßt, seinem Wesen fremd", und besonders auch daraus, daß er in dem Schlußworte auf alle weitere Theilnahme an der Vertheidigung des Protestes verzichtet. Der Rückzug erfolgte denn auch bald nachher in einem officiellen Schreiben an den Minister.

Der Hofprediger Grisson in Potsdam glaubte seinem Collegen, dem Bischofe Eylert, mit „einem kurzen Worte der Rechtfertigung gegen die Anklage des Herrn ꝛc. Striez" unter die Arme greifen zu müssen. Er suchte dem Proteste ein anderes Object zu geben. Nicht gegen die Augsburgische Confession, sagte er, haben wir protestirt, sondern gegen Hengstenberg und die evangelische Kirchenzeitung, und gegen den kränkelnden Mysticismus und Pietismus. Die Unterzeichner des Protestes, behauptet Herr Grisson, hätten nicht im mindesten daran gedacht, die herrlichen Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche herabzusetzen, oder sich ohne Weiteres für ihre Abschaffung erklären zu wollen u. s. w. Hier trat nun doch die Sophistik des Bewußtseins einer schlechten Sache in kecker Läugnung der Wahrheit zu stark hervor, als daß ein vernünftiger Mensch sich hätte täuschen lassen können. Die Schrift diente nur zur vortheilhaften Beleuchtung der Stahl'schen Sendschreiben.

Ein vierter Kämpfer für die Rechtgläubigkeit der Protesterklärer, der Prediger Ernst Orth, trat mit drei Predigten unter dem Titel „Jakob und Esau" auf den Kampfplatz. Er unterscheidet zwischen Glauben und Gläubigkeit. Den Glauben nimmt er für sich und seine Partei in Anspruch; die Gläubigkeit, mit welchem neuen Worte er wohl das Glauben in's Blaue hinein bezeichnen will, überläßt er den Pietisten. Im Uebrigen räth der schwache Mann wohlwollend zur brüderlichen Verständigung. Die Homiletik dürfte doch starke Einwendungen gegen dergleichen Predigt-Texte zu machen haben.

Endlich scheint mir zur Charakteristik dieser Bewegungen auch noch die Stimme eines höheren Beamten, des wirklichen Geheimen Ober-Finanzrathes und Präsidenten Wolfart, erwähnenswerth. Derselbe beschränkt sich auf die Vertheidigung des Ausfalles der Protesterklärung gegen die evangelische Kirchenzeitung und läßt in gewohnter Geheimenraths-Devotion den Minister aus dem Spiele. Wie unglücklich Herr Wolfart in den dreißiger Jahren zur Vertheidigung der preußischen Regierung auf dem publicistischen Gebiete operirte, habe ich bei einer anderen Gelegenheit nachgewiesen; daß er in dieser seiner „Theilnahme an der religiösen Zeitbewegung", wie er seine Schrift titulirt, nicht glücklicher war, sondern abermals das Gelächter des Publikums erregte, kann man aus folgender Stelle sich leicht erklären:

„Endlich wird ein Eifern gegen die evangelische Kirchenzeitung getadelt und vorgerückt, daß man sie wohl gar nicht gelesen habe. Das mag wohl bei Vielen — bei mir gewiß — der Fall sein, die Kirchenzeitung nicht von Anfang bis zu Ende gelesen zu haben, noch auch sie jemals so zu lesen; aber das weiß ich, daß ich so viel daraus und darin gelesen habe, als über und über hinreicht, um Hinsichts ihrer der Erklärung mich anschließen zu können." Das war so der Ton der früheren Berliner Regierungs-Publicisten, sich höhnisch über Zeitfragen von der höchsten Wichtigkeit hinweg zu setzen, als ob es nicht der Mühe werth sei, sie etwas näher anzusehen.

Herr Wolfart's, des hochgestellten Staatsbeamten „Theilnahme" war es wohl hauptsächlich, die das folgende

Urtheil eines wohl nur mir und dem Redacteur der Literarischen Zeitung bekannt gewordenen milde urtheilenden Mannes hervorrief: „Bei vielen von diesen Protesten, welche für unbedingte Glaubens- und Lehrfreiheit die Fahne erheben und zugleich gegen die evangelische Kirchenzeitung ihre Steine schleudern, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihre Urheber das Kriterium der Wahrheit lediglich oder vorzugsweise in der Zahl der Köpfe suchten. Wer die religiösen Bewegungen unserer Zeit verstehen und vollends, wem es eine Gewissenssache ist, hinsichtlich derselben seine Stimme öffentlich abgeben will, der muß eine gründlichere Kenntniß der Gegenwart haben, als sie die Zeitungen, und zumal so unzuverläßige und parteiische Zeitungen, wie die allermeisten unserer politischen Zeitungen zu geben im Stande sind. Hier aber war jeder willkommen, der nur seinen Namen unterzeichnete; selbst die Frauen vergaßen das: Mulier taceat in ecclesia! Unter diesen Umständen kann es freilich nicht Wunder nehmen, daß die Proteste so zahlreiche Unterschriften erhalten haben. Die Art, wie sie zusammen gekommen sind, drückt ihnen unverkennbar das Kainszeichen auf die Stirne. Wo gäbe es eine Ansicht, die nicht Hunderte von Anhängern fände, wo eine Demonstration, die, von Einigen Stimmführern mit Energie betrieben, nicht eben so viele zur Theilnahme bereit fände? Was liegt (so hat jüngst ein beredter Mund in unserer Zeit hineingerufen) was liegt dem Menschen so nahe, als mit zustürzen, wo man Tausende sich hinstürzen sieht, vom großen Haufen mit fortgerissen zu werden, von der Gewalt des Beispiels, vom Strome — ich möchte sagen —

vom Sturme der öffentlichen Meinung rings umher? Und zwar je weniger inneres Gewicht, desto stärker die Gewalt dieses Stromes, je weniger innere von Gott gewirkte Gewißheit, desto stärker die Knechtschaft unter Menschenwahn! „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme", so tönt der Ruf wieder in unserer Zeit, und Tausende von denen, welchen dieses Wort ein Gräuel war, als das christliche Lebensgefühl des Schweizervolkes in Zürich sich gegen die Besetzung eines Lehrstuhles einer christlichen Universität durch einen die Grundlagen des Christenthums auf unerhörte Weise antastenden Mann erhob, lassen sich gegenwärtig schon die Zeitungsverkündigung gefallen: „So viel Namen, so viel Bürgschaften der Wahrheit." Wie sehr bedarf doch unsere Zeit der Erinnerung, daß die Wahrheit oft da am seltensten gefunden wird, wo der Haufen am größesten und lautesten ist, daß zwar viele Augen mehr sehen, als wenige, aber nur dann, wenn die Augen gesund sind, und daß da, wo aus dem Volke die Stimme der rohen Leidenschaft des natürlichen Menschen redet, oder wo eine halbe Bildung nur das Feigenblatt hergibt, um die Leidenschaft zu beschönigen und zu verdecken, man es noch heute erleben kann, daß das Volk über einen Christus das „Kreuzige, Kreuzige" ruft und vor dem Götzen seiner Leidenschaft drei Stunden lang, wie der große Haufe zu Ephesus, nicht zu schreien aufhört: Groß ist die Diana der Epheser!

Aber wenn auch die Zahl der Protestirenden noch viel größer wäre, als sie ist, und wenn es vor allem auf die Zahl der Stimmen ankäme, was sind die wenigen Tausende gegen die acht Millionen Glieder unserer

evangelischen Landeskirche, die laut genug durch ihr Schweigen gegen die Proteste zeugen. Denn hier heißt es: Wer nicht mit ihnen ist, der ist wider sie.

Anders verhält es sich mit der durch die Berliner Blätter unter dem 15. August veröffentlichten und mit 88 Namensunterschriften versehenen Protestation. Sie ist eine innerlich bedeutsame. — Mitten in den Irren und Wirren dieser Zeit will sie einen nach beiden Seiten hin abgeschlossenen Standpunkt einnehmen, sie will keine einseitige Protestation gegen eine einzelne falsche Richtung, sondern nach zwei Seiten hin sich verwahrend, sowohl eine organische Entwickelung der Kirche im Gegensatze zur Erstarrung derselben in bloßen Formeln, als auch jeder Auflösung derselben durch einen consequenten Rationalismus und philosophischen Liberalismus geltend gemacht wissen. Zu ihr hat sich eine Schaar von Männern zusammengethan, deren Namen nicht nur in der Hauptstadt unseres Landes, sondern im ganzen deutschen Vaterlande wie eine Münze von ächtem Gehalt und Gepräge gelten, — von Männern, welche die höchsten Würden in Kirche und Staat bekleiden, welche der Welt Beweise gegeben haben, daß sie in die Tiefen der Wissenschaften eingedrungen sind, und die Gegenwart aus der Vergangenheit zu begreifen wissen, oder denen man wenigstens zutrauen kann, daß sie wahrhaft wissenschaftlichen Sinn und Bildung besitzen.

Gleichwohl und so anerkennenswerth es ist, daß sie mehr auf die Tüchtigkeit als auf die Zahl der Unterzeichner Gewicht gelegt, kann weder Inhalt noch Fassung dieser Erklärung uns befriedigen; die Namen der Unter=

zeichner werfen mehr Glanz auf die Protestation, als umgekehrt die Protestation auf die Namen. Es ist gewiß ein beklagenswerther Irrthum, wenn man die Grenzen der Christenheit so eng absteckt, daß alles, was nicht gleichsam dieselbe geistige Uniform trägt, zum Tempel hinaus gewiesen und gestoßen wird: aber jene Weite, welche nicht bloß die mannigfaltigsten, sondern selbst die heterogensten Richtungen in sich schließt, und Freunde und Feinde in einem Schooße bergen zu können vermeint, ist auch ein Irrthum, und selbst ihr Schein ist Unglück!

Daß nun ein Mann, wie Harms, in jugendlicher Frische und lutherartiger Energie mit einer derartigen Erklärung nicht zufrieden ist, kann uns nicht zur Verwunderung gereichen, aber auch die, welche nach Geist und Ueberzeugung jenen Protestirenden sich verwandt wissen, konnten ihrer Erklärung keinen herzlichen Beifall zu Theil werden lassen. Es herrscht in ihr ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Stellung zur streng symbolgläubigen und zur rationalistisch-libertinischen Richtung. Die Charakteristik der ersteren ist so scharf und bestimmt, die gewählten Ausdrücke haben eine solche Prägnanz, die Züge an dem Bilde treten so markirt hervor, daß das Persianische „digito monstrari et dicier: Hic est" als vollkommen erreicht erscheint; selbst der papierene „Papst", dies der rationalistischen Partei so geläufige Schlag- und Stichwort, fehlt nicht. — Die zweite Partei dagegen wird nur matt und unbestimmt bezeichnet, und keineswegs wirklich charakterisirt. Man durfte nicht vergessen, daß an der evangelischen Kirchenzeitung

sich manche brandende Woge des Unglaubens gebrochen, daß ihre Anhänger bei aller Entschiedenheit für die Symbole, doch für die Union sich ausdrücklich erklärt und auch dafür gekämpft haben. Und wie konnte man hier so streng, dagegen andererseits so milde sein, wo es galt, den Rationalismus und seinen Bund mit dem philosophischen Libertinismus zu zeichnen und die subversiven Tendenzen der Wisliceniſchen Partei in's Licht zu stellen? Und nicht in so vieldeutigen Sätzen, wie „Christus der alleinige Grund unserer Seligkeit" und „von Christo aus und zu ihm hin", durften sie den positiven Inhalt des evangelischen Glaubens hinreichend bezeichnet zu haben glauben, die nach ihrer Auslegungsweise auch Tausende von denen unterzeichnen würden, gegen die man freilich leise genug, aber doch auch protestirt hat. So hat ihnen denn auch — wir hoffen nicht zu ihrer Freude — die Anerkennung der Lichtfreunde nicht gefehlt; fast in Einem Athemzuge haben dieselben Personen ihre und die Breslauer Erklärung unterzeichnet, entschiedene Läugner des positiven Christenthums haben auf sie sich bezogen. Der evangelischen Kirchenzeitung haben sie nicht den Dienst erzeigt, den sie von einer besonnenen wahrhaften Mittelpartei erwarten konnte, den sie selbst ohne Zweifel bezweckt haben, und so sehr wir auch wünschen sowohl als hoffen, daß ihr Protest der letzte sei, so können wir doch nicht sagen, daß der letzte wesentlich besser war, als seine Vorgänger."

Der Minister Eichhorn, auf dessen Sturz es von Anfang an abgesehen war, beobachtete wie ein ächter Staatsmann den ganzen Hergang mit der größesten Gemüthsruhe, ja mit einem Interesse, ähnlich demjenigen, welches ein Arzt an einer merkwürdigen Krankheitsform nimmt.

Uebrigens stimmte die in Vorstehendem mitgetheilte Beurtheilung des Protestwesens so durchaus mit derjenigen des Ministers überein, daß die, welche ihn genauer kannten, wohl auf den Gedanken kommen konnten, der Aufsatz sei in seinem Auftrage und nach seiner Instruction geschrieben worden.

In demselben Geiste wurde auch in der Literarischen Zeitung die Angelegenheit besprochen. Der Jahrgang 1845 führt die ganze Literatur des Protestunwesens vor und begleitet die einzelnen Broschüren pro und contra mit treffenden Kritiken. Außerdem enthält dieser Jahrgang mehrere tiefer in die Sache eingehende Aufsätze, die ihren Verfassern das Zeugniß hervorragender Urtheilskraft und Urtheilsfähigkeit geben. Wer sich gründlich, etwa als Geschichtschreiber unterrichten will, kann hier aus den Quellen schöpfen. Auch die Enthusiasten der deutsch-katholischen und ähnlicher libertinistischer Bewegungen jenes Jahres finden hier im Voraus das Urtheil denkender Männer ausgesprochen, welches später die Alles richtende Zeit über sie gefällt hat.

Unter dem Titel „Ueber das Princip der Rechtgläubigkeit und seine Consequenzen, von einem Weltbürger“

erschien gleichzeitig in Breslau eine kleine Schrift, die wegen ihres Ursprunges sowohl als durch ihren Inhalt mehr Aufsehen erregte, als alle anderen. Der Verfasser war ein Staatsdiener ersten Ranges, und der Inhalt bewies, daß er zu den Verehrern Altensteins gehörte, die mit den vielen noch übrigen Organen des Altenstein'schen Ministeriums die Protestbewegungen für eine günstige Gelegenheit hielten, um die Kirchenpolitik Altensteins der Eichhorn'schen gegenüber in ein glänzendes Licht zu stellen. Das Thema war: „Unser gegenwärtiges Kirchenregiment hat die Rechtgläubigkeit zu seinem Principe gemacht und ist daher zu lauter schlimmen Consequenzen gelangt; unser voriges Kirchenregiment dagegen hatte ein anderes Princip und dabei wurde Ruhe und Ordnung erhalten." Der Recensent, ein würtembergischer Theologe, der, wie viele seiner Landsleute, mit gediegenen Kenntnissen diplomatische Talente verbindet, dämpfte in würdigster Weise die Wirkungen der mit Energie und Geschick geschriebenen Schrift. Er gab zu, daß der Zeitgeist voll bedenklicher Symptome sei, „Krieg, Aller wider Alle, Charakterlosigkeit und völlige Unbestimmtheit, daneben fixe Ideen, welche den verlorenen Mittelpunkt ersetzen und einzelne fanatische Handlungen, welche den verlorenen Muth beweisen sollen; ferner ein lächerlicher Heroismus neben der größesten Feigheit, aufgeblasene Idealität neben der äußersten Gemeinheit, prahlender Verstand neben der äußersten Dummheit u. s. w."; leitete aber dadurch wie von selbst den Leser auf die Frage: woher das Alles komme? Wer diese Frage näher erörtert, wird finden, daß die Hauptquellen aller dieser Uebel in dem Geiste

des Altenstein'schen Kirchenregiments liegt. Das Princip der Kirchenpolitik, bemerkte er dann, auf die Sache eingehend, richtet sich nach der Ansicht, die der Staat von der Kirche hat. Nimmt der Staat an, die letztere sei ein Wesen für sich, auf eigenem Grund und Boden stehend und mit eigenem Leben versehen, so wird er darauf bedacht sein, diejenigen Mittel zu erforschen, durch welche dieses Leben, so weit es nicht vorhanden ist, hervorgerufen, so weit es aber da ist, weiter genährt und gepflegt wird. Und dies heißt: Die Kirche als Kirche regieren. Hält er dagegen die Kirche für ein Wesen, welches nur in der Einbildung oder Vorstellung existirt, so kann er es gar nicht für der Mühe werth halten, ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, sondern er wird sie wie jeden anderen Staatszweig behandeln, nur etwa mit dem Unterschiede, daß er ihr weniger mit der Gesinnung der Liebe entgegen kommt, als mit jenem Verdrusse, mit welchem man ein unvermeidliches Uebel hinnimmt. Stellt nun der Verfasser der genannten Schrift die Behauptung an die Spitze: „Die europäische Menschheit zerarbeitet sich nun beinahe zwei tausend Jahre lang an dem Begriffe der Rechtgläubigkeit, und des Haderns und Streitens darüber wird kein Ende": so wissen wir sogleich, wie wir mit ihm daran sind, wir wissen, daß für ihn die Kirche keinen selbstständigen Inhalt hat, sondern nur etwa eine Anstalt zur Vorbereitung einer geläuterten Moral ist. Denn indem er der Rechtgläubigkeit den Proceß macht, so erklärt er damit den Glauben für eine Null und entzieht der Kirche ihre Grundlage, welche nichts anderes als eben der Glaube

ist. Er steht also auf dem Standpunkte des rechtschaffenen Mannes, oder wie er sich selbst nennt, des „Weltbürgers", und wir werden von ihm wohl erfahren können, was die weltbürgerliche Kirche sei und wie sie regiert werden müsse. Nach der Anleitung des Verfassers läßt sich aber an dieser Kirche ein doppeltes unterscheiden: ihre Grundlage und ihre Geschichte; dabei mag sie den Namen „Christenthum", den sie in der vorliegenden Schrift führt, beibehalten, obwohl in ihr ein Christus nicht vorkommt.

Viel Schönes weiß der Verfasser zunächst vom Christenthume im Unterschiede vom Heidenthume zu sagen. Das Heidenthum konnte nur einen nationalen Cultus hervorbringen, das Christenthum dagegen trat von Hause aus als Weltreligion auf, und welcher Gewinn mußte der Menschheit aus einer Religion erwachsen, welche auf dem reinsten sittlichen Grunde ruht und Lehren predigt, welche eine das Herz erhebende Lösung der tiefsten psychologischen Probleme in sich enthalten! Ja, man staunt, wenn man sieht, an wie zarten geistigen Fäden die Vorsehung hier die Menschheit geleitet hat. Wie bedeutsam war der so reiche mythische und historische Hintergrund des Christenthums, der Zusammenhang mit den ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechtes, das ganze Verhältniß des neuen zum alten Testamente! Wie wichtig der Umstand, daß uns die Bibel in den Ursprachen erhalten worden ist! Führte doch das Studium des Neuen Testamentes ganz von selbst zur schönsten Blüthe des Alterthums zurück, und wurde doch das Alte Testament, abgesehen von seinen eigenen Schätzen an Geschichte und Poesie, ein geistiges Band zwischen Orient und Occident,

welches nachwirken wird, so lange es eine Cultur auf Erden gibt.

So begeistert spricht der Verfasser von der christlichen Religion! Wenn man aber die auf diese Ergießungen folgende Hervorhebung der Gefahren, die eine Religion mit sich bringen soll, welche eine Lehre in bestimmter Form zu ihrem charakeristischen Merkmale hat, näher besieht, so findet man darin zwei Bilder, von denen das eine die gläubige, das andere die weltbürgerliche Kirche vorstellt. Die weltbürgerliche christliche Religion hat die Wahrheit, den sittlichen Gehalt des Christenthums; die sogenannte gläubige Kirche zerarbeitet sich nun beinahe zwei tausend Jahre lang an dem Begriffe der Rechtgläubigkeit und an Dogmen, die nichts als Unsinn sind. Altenstein war der Mann der weltbürgerlichen Kirche; Eichhorn führt das Hadern und Streiten über Dogmen wieder in's Leben.

Es bedurfte nur der Aufdeckung des Sinnes und der Tendenz dieser Schrift, um ihre Wirkung zu vereiteln.

Allen diesen neuen Protestanten, nicht minder denen, die als hohe kirchliche Würdenträger ihren Mangel an Glauben mit der Phrase „Christus gestern und heute" zu verdecken suchten, als denen, die ihren Abfall von der Kirche der alten Protestanten offen und ehrlich aussprachen, waren Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung von Anfang an ein Dorn im Auge, vor allen aber den Männern der „weltbürgerlichen" Religion, die, als sie noch am Ruder waren, alles aufboten, um

Hengstenberg mundtodt zu machen, und auch einmal ganz nahe daran waren, ihren Zweck zu erreichen. Niemals hat wohl ein öffentliches Blatt einen so weit verbreiteten und so tief gewurzelten Haß erfahren als die Evangelische Kirchenzeitung. Selbst die aus derselben Quelle fließende Feindschaft gegen den Rheinischen Beobachter und die Literarische Zeitung läßt sich damit kaum vergleichen.

Als Eichhorn das Ministerium übernahm, rief man ihm mit Beziehung auf Hengstenberg von allen Seiten zu: cave canem! und fast alle Mitglieder des Ministeriums stimmten mit ein. Eichhorn hatte zwar die Zeitung, wenigstens die Jahrgänge 1838 und 1839, etwas aufmerksamer gelesen, als der wirkliche Geheimerath Wolfart; aber die ihm von verschiedenen Freunden zugegangene Mittheilung: „Hengstenberg führe in Verbindung mit Männern, deren Einfluß bis in's Cabinet hinreiche, neben dem officiellen Kirchenregiment ein geheimes", machte ihm doch einige Unruhe, die er nicht ganz durch die eigene vielfache Erfahrung, daß der Haß keine Mittel zu seiner Befriedigung scheut, beschwichtigen konnte. Was die Kirchenzeitung öffentlich mittheilt, sagte er, dient uns zur Belehrung und schärft unsere Urtheile über officielle Berichte, wenn aber Hengstenberg noch einen anderen Gebrauch von seinen Ermittelungen machte, wenn ich hinterlistige Eingriffe in meine Pläne merkte, so würde ich noch ganz andere Schritte gegen ihn thun, als mein Vorgänger gethan hat. — Ich kam in den Fall, meinen Chef vollkommen beruhigen zu können. Hengstenberg legte mir nämlich, ich weiß wirklich nicht mehr aus welcher Veranlassung, seine Correspondenz offen; wahrscheinlich

wollte er mich, bei dem er redliche Absichten voraussetzte, über die kirchlichen Zustände in den verschiedenen Gegenden Deutschlands belehren. Ich las mit aller Aufmerksamkeit elf Briefe aus Königsberg, acht aus Schlesien, mehrere aus Pommern und aus der Provinz Brandenburg, einige aus dem Großherzogthum Posen und aus der Uckermark, sieben aus Quedlinburg, fünf aus der Grafschaft Mark, drei aus dem Ravensbergischen, zwei aus Stettin, vier aus Halle, endlich noch einige aus dem Auslande, namentlich aus den würtembergischen und hessischen Landen. In der That schöpfte ich Kenntnisse aus diesen Mittheilungen, die mir in meiner amtlichen Stellung von großer Wichtigkeit waren, und die ich aus Büchern und Berichten nicht hätte schöpfen können. Der Inhalt der Briefe gab den Verfassern derselben durchweg das Zeugniß redlicher kirchlich-conservativer Gesinnungen, und zum großen Theile auch das Zeugniß einer viel milderen Beurtheilung der abweichenden Richtungen, als Hengstenberg selbst bei Benutzung ihrer Nachrichten kund gab. Von einer „pietistischen Sykophantenpartei" oder „von einer finsteren, stolzen, die Anderen verketzernden Partei", wie ein Prediger sich ausdrückt, der in seiner Kirche ein Vers aus dem Liede: „Wer wollte sich mit Grillen plagen u. s. w." singen ließ, habe ich bei keinem der Hengstenbergischen Correspondenten, so weit sie mir bekannt geworden, auch nur eine Spur entdecken können. Hengstenberg könnte ihre Mittheilungen alle drucken lassen und würde dadurch viele von denen, die seine „Connexionen" zu verdächtigen suchten, beschämen. An Mittheilung von Thatsachen sehr arger Art fehlte es freilich

nicht; ich fand sie aber alle in der Wahrheit begründet.

Auch gaben mehrere der Hengstenbergischen Correspondenten treffliche und wahrhaftige Schilderungen allgemeiner kirchlicher Zustände in einzelnen Städten und Gegenden, z. B. in Königsberg, in Stettin, in Magdeburg, in Halle und anderen Orten. In welchem Sinne diese geschrieben waren, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen: „Kirchliche Verhältnisse in Quedlinburg. Vor 6 Jahren lag das religiöse und kirchliche Leben in Quedlinburg, wie in vielen anderen Orten der Provinz Sachsen fast ganz darnieder. Beinahe sämmtliche Prediger der Stadt, neun an der Zahl, waren Rationalisten vom gewöhnlichen Schlage, hielten in diesem Sinne ihre Predigten und verwalteten auf diese Weise ihr Amt. (Zu diesen Predigern gehörte auch der eben erwähnte, der unter der Predigt einen Vers aus dem Liede: „Wer wollte sich mit Grillen plagen" singen ließ, oder recitirte, und sogar die Predigt in der Meinung, den Pietisten einen Todesstoß gegeben zu haben, mit sammt dem Verse drucken ließ.) Nur einer von ihnen, der jetzt verstorbene Oberprediger Besser, machte eine Ausnahme von seinen Collegen; er gehörte zu den Theologen, die man Supranaturalisten nennt, hielt fest an einer übernatürlichen Offenbarung, erhob zuweilen mit Ernst und Eifer das Bibelbuch auf der Kanzel und ermahnte die Leute, sich an dieses unumstößliche Wahrheit enthaltene Vermächtniß Gottes zu halten und sich daraus Trost für die Trübsale des Lebens zu holen; jedoch schien ihm eine gründliche und vollständige Einsicht in den Zusammenhang der kirchlichen Lehre

abzugehen; das Dogma von der Versöhnung und von der Rechtfertigung durch den Glauben trat in seinen Predigten in den Hintergrund. Uebrigens war Besser unter seinen Mitarbeitern in Quedlinburg derjenige, welcher mit den besten Kanzelgaben ausgestattet war und mit großem Fleiße das Amt der Seelsorge verwaltete. Die übrigen Prediger Quedlinburgs stehen in vielen Stücken dem seligen Besser nach; sie sind alle vulgäre Rationalisten, nehmen an den Bewegungen in der theologischen Welt weniger oder gar keinen Antheil, und keiner von ihnen ist durch tiefere theologische Bildung ausgezeichnet. Einer hat sich viel mit Philologie beschäftigt und hat auch in diesem seinem Lieblingsfache Mehreres geschrieben. Bei einigen ist auch die äußere Befähigung zur Predigt sehr geringe. Mit ihren Gemeinden stehen fast alle in einem etwas losen Zusammenhange, was bei dem in Quedlinburg so lebendig blühenden Familienleben doppelt zu bedauern ist, und obwohl man keinem derselben einen unsittlichen Lebenswandel vorwerfen kann, so nimmt man es doch einigen sehr übel, daß sie so fleißig Gesellschaften besuchen und unmittelbar nach der Nachmittagskirche mit ihrer Familie auf das Casino zu gehen pflegen. Ihre Kirchen werden nur spärlich besucht, besonders die Nachmittagspredigten, und die Wochengottesdienste fallen zuweilen wegen Mangel an Zuhörern aus. Die Gemeinden tragen ganz das Gepräge ihrer Hirten; fast alle Bewohner Quedlinburgs, besonders die Gebildeten und Wohlhabenden, sind von einem rationalistischen Geiste beseelt; indeß herrscht in den meisten Familien noch ein ernster sittlicher Geist, der nicht selten die Brücke

zu einem lebendigen Christenthume geworden ist; in den oberen Ständen blüht ein kräftiges Familienleben, während in den niederen Ständen Unordnung und Sittenlosigkeit um sich gegriffen hat. An der Kirche hält der größere Theil Quedlinburgs fest, aber meistens ist man auch mit dem gegenwärtigen Zustande derselben zufrieden. An manchen Tagen, namentlich an den durch Kirchenmusiken ausgezeichneten Festen, sind die Kirchen überfüllt, aber die meisten Leute werden nicht von einem recht entwickelten Bedürfnisse, sondern von der Gewohnheit hineingetrieben. Die Prediger zeigen sich nicht bloß auf ihren Kanzeln, sondern lassen sich zuweilen auch in den Häusern ihrer Gemeinde sehen, allein meistens werden ihre Besuche nur den Reicheren und Angeseheneren zu Theil, bei denen sie aber ganz und gar nicht auf pastorale Weise verkehren." — Meine Erkundigungen, die ich an Ort und Stelle einzog, stimmten mit dieser Schilderung vollkommen überein, und ich glaube nicht, daß einer der noch jetzt lebenden Quedlinburger Bürger aus jener Zeit sie übertrieben oder irgendwie falsch gefärbt finden wird.

Wie benahm sich Hengstenberg bei diesem gefährlichsten aller Angriffe, die je auf ihn gemacht worden? Er schwieg stille, und schon glaubte man: „Der Schlag habe ihn betäubt." Da täuschte man sich aber sehr. Es war das Stillschweigen eines kaltblütigen und klugen Kämpfers. Erst nachdem die wilden Gewässer der Leidenschaft sich verlaufen hatten, trat er mit einer Erklärung gegen die Protesterklärung vom 15. August hervor, mit welcher er

die sechs und achtzig Unterzeichner völlig entmuthigte. Er konnte nun die starken Blößen, welche sich die Hauptpersonen der Unterzeichner in ihren Rechtfertigungsschriften gegeben hatten, benutzen, und that es, wie jeder sich aus dem betreffenden noch besonders abgedruckten Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung überzeugen kann, mit überlegener Meisterschaft.

Diese Gelegenheit nahm die Literarische Zeitung wahr, um ihr Urtheil über Hengstenberg und seine Zeitung auszusprechen, was deswegen bemerkt zu werden verdient, weil die Speisemeister der öffentlichen Meinung darin das Urtheil des Ministers selbst erblickten, und daraus Consequenzen zogen, die nicht wenig zur Verlästerung seiner Gesinnungen und Absichten beitrugen, indem man nur das Lobende in dem Urtheile dem Minister zur Last legte, das Tadelnde aber übersah, oder im Stillen einem Manne zuschrieb, den der Bischof Eylert in seiner Rechtfertigungsschrift mit dem Namen „Elas" bezeichnet hatte.

„Die Stellung und Eigenthümlichkeit der Evangelischen Kirchenzeitung", heißt es in jener Beurtheilung, „macht einen Blick auf den Charakter und die nunmehr fast zwanzigjährige Wirksamkeit derselben unerläßlich; sie bildet offenbar einen Mittelpunkt der Thätigkeit des Herausgebers; denn mit unermüdlichem Eifer und einer selbst von seinen feindseligsten Gegnern anerkannten Ueberzeugungstreue hat Hengstenberg seit 1827 sich der Leitung dieses Blattes gewidmet. Von Anfang her waren die Bestrebungen der Evangelischen Kirchenzeitung auf Sicherung und Befestigung der kirchlichen Interessen, auf die Begründung des biblischen Christenthums, auf die Belebung

der evangelischen Kirche gerichtet. Kein Kundiger kann ihr die Anerkennung versagen, daß sie mit unabsehbarem Erfolge wahrhaft segensreich gewirkt hat. Ueber den dürren Rationalismus und den unter seinem Einflusse gedeihenden, verflachenden und irre leitenden Eudämonismus, — über die Sophismen einer allem Positiven widerstrebenden Identitätsphilosophie, — über ein den sittlichen Entartungen und Mißbildungen unseres Zeitalters zulächelndes Schriftstellerwesen hat sie unzweifelhafte Siege erfochten und noch in diesem Jahre ist ihre Bedeutung durch Gegenerklärungen der verschiedensten Art auf's Glänzendste und entschiedener als je hervorgetreten. Und man kann nicht sagen, daß Alles durch eine geschickte Taktik, durch überlegtes Manövriren erreicht worden sei, da sie im Bewußtsein der inneren Stärke und der Wahrheit ihrer Sache stets die freieste und kühnste Sprache ohne Rückhalt und Mäßigung führt.

Aber freilich nicht ganz ohne Trübungen ist sie durch die schweren Kämpfe inmitten einer bewegten Zeit hindurchgeschritten; sie hat ihre Wirksamkeit selbst vielfach beeinträchtigt und gestört. Statt die Bestrebungen der Zeit in einem freien und erhebenden Lichte zu erblicken, statt das Gesunde und Tüchtige vom Kränkelnden und Faulen zu unterscheiden, hat sie — wie mit der eisernen Consequenz einer finsteren Exclusivität — immer alle Waffen gegen das gesammte Leben der von ihr bekämpften Tendenzen, Systeme und Parteien gerichtet. Zugleich wurde sie zu einer schreckenerregenden disciplinarischen Macht, die in allen Provinzen des Staates und fast in allen Theilen des evangelischen Deutschlands geeignete Berichterstatter

hatte und durch diese mit dem Charakter der Geistlichen, mit ihren Schwächen und Abirrungen in Lehre und Wandel bekannt war. So hat sie hie und da einen bitteren denuncirenden Ton und Charakter angenommen, dergestalt, daß selbst solche Männer, die sich innerlich ihr nahe verwandt fühlten, entschieden von ihr sich abgewendet haben. (Neander und seine Schüler.) Dies ist sehr zu beklagen. Dieselben Schattenseiten entdecken sich aber auch in der obigen Schrift Hengstenbergs, wie siegreich und mächtig auch die Wahrheit seiner Sache in ihr hervortritt. Er hat die Angriffe der Erklärung vom 15. August mit der überlegenen Macht der Wahrheit zurückgewiesen, für die Güte seiner Sache ein schönes Zeugniß abgelegt. Aber seine Polemik gegen den verewigten Schleiermacher, welche er in extremer und bitterer Schärfe zum erstenmale durchzuführen sucht, verfehlt des günstigen und gewinnenden Eindruckes; sie konnte in einer so kurzen mehr andeutenden als ausführenden, mehrfach nicht befriedigenden Kritik der dogmatischen Grundlehren Schleiermachers nicht abgeschlossen werden und hätte, da sie einmal so lange zurückgehalten war, auch jetzt lieber fern gehalten, als so behandelt werden sollen, zumal da nur ein Mißgriff solcher Männer unter den Protesterklärern zu rügen war, die von ihm als Schleiermacherianer, im minder guten Sinne des Wortes, bezeichnet und, wie es scheint, von ihm fast verspottet werden." — Mit diesem Urtheile stimmten zwei urtheilsfähige Männer, Eichhorn und Neander, ganz überein.

Ich habe in Vorstehendem die Hauptmomente der inneren Geschichte des heillosen Protestwesens zusammengestellt, weil es die Zeit charakterisirt, und dann auch, um meine Leser in Stand zu setzen, die nun folgende Aster'sche Beurtheilung mit ihrem eigenen Urtheile begleiten zu können.

Es geht, sagte Aster, dem Zeitgeiste gegen den Kragen, was Eichhorn von allen Dächern predigen läßt; aber einem Zeitgeiste, der sich auf dem langen Wege einer hundertjährigen Culturgeschichte gebildet und verbildet, und nach und nach die ganze Nation durchdrungen hat, auf einmal beim Kragen nehmen und zur Thüre hinauswerfen wollen, ist eine unweise Politik. Daraus erkläre ich mir die Protesterklärungen und alle ähnlichen Manifestationen, Stahl's und Hassenpflug's Empfang in Berlin, die Schmähungen, welche von allen Seiten über Eichhorn und seine Organe ausgeschüttet werden u. s. w. — Verbieten, was Alle wollen, und zugleich gebieten, was Alle nicht wollen, läßt sich kaum bei Völkern durchführen, die an Sclaverei gewöhnt sind, geschweige denn in Preußen, wo der Freiheitsgeist durch die Ereignisse der letzten 40 Jahre und durch das Bewußtsein, die Freiheit mit eigenem Blute errungen zu haben, auf's höchste gesteigert ist. Mit dem politischen Freiheitssinne geht aber der religiöse stets Hand in Hand. Man kann das in unserer Geschichte genau verfolgen. Wer hat den Geist religiöser Ungebundenheit geweckt? Waren es nicht jene Pfaffen, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem Volke „die Geburtslinie aus Christo" predigten und jeden in die Hölle warfen, der sich ihre Symbole nicht aneignen

konnte, während sie selbst nach „der Geburtslinie aus Adam" so grobsinnlich lebten, daß ihr Unglaube und ihre Heuchelei allem Volke offenbar wurde? Und waren nicht Lessing und die übrigen Aufklärer zugleich auch Apostel der politischen Freiheit? Die philosophische Entwickelung kam hinzu und ließ bei dem gebildeten Theile der Nation den positiven Theil der Religion vollends in Moral aufgehen. Wer rettete damals den wesentlichsten Theil der christlichen Glaubenslehre? Waren es nicht die sächsischen Rationalisten? Und welches Geistes Kinder sind die, welche jetzt Reinhard, Schleiermacher u. s. w. verketzern? Haben sie der Weltliebe und dem was in der Welt ist entsagt? Man sehe genauer zu, und man wird finden, daß sie tief in der Weltliebe stecken und klüger sind, als die Kinder Gottes. — Der verewigte König hatte die gesunde und zeitgemäße Idee der Union. Ein nicht genug zu bedauerndes Unglück war es, daß er zur Ausführung derselben einen Mann wählte, der von der Ueberzeugung geleitet wurde, daß die rechte und für den Staat heilsame Union in der Beseitigung alles Positiv-Christlichen liege, und zu diesem Zwecke in dem philosophischen Deutschland mit einem Erfolge operirte, der das Christenthum mit der Wurzel auszurotten drohte. Aber ein eben so großes, ja vielleicht ein noch größeres Unglück war es, daß unmittelbar auf Altenstein ein System folgte, welches man nicht ganz mit Unrecht das Rechtgläubigkeits-System nennt. Was thaten nun die Hegelianer, die im Besitze vieler Staats- und Lehramtsstellen waren und ihrer zahlreichen Jüngerschaft Aussicht auf Anstellung und Beförderung eröffnet hatten, wenn sie sich das System

gründlich aneigneten? Sie fingen an zu rasen! Was that die große Zahl der rationalistischen Geistlichen, die den Maßstab der Rechtgläubigkeit ebenfalls zu fürchten hatten? Einige grollten im Stillen, andere duckten sich treu gehorsamst, die meisten hingen den Mantel orthodoxer Frömmigkeit um! Was thaten die rationalisirten Beamten in den Landescollegien und die Gebildeten des höheren Bürgerstandes? Sie spotteten, räsonnirten und opponirten in ihren geselligen Kreisen. — Das waren die natürlichen Folgen.

Sie meinen also, fiel ich ein, der König hätte die Dinge gehen lassen sollen, wie sie auf dem angebahnten Wege munter genug vorwärts gingen? Keineswegs! antwortete der General; ich finde nur die Schroffheit des Gegensatzes bedenklich. Ein rascher Wechsel verschiedener oder gar entgegengesetzter Systeme richtet jeden Staat zu Grunde, zumal einen Staat, der aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, wie der preußische. Ein solcher Systems- und Ministerwechsel raubt den Unterthanen das Vertrauen auf die Dauer der Grundsätze, aus welchen reelle Lebensgestaltungen sich bilden können und sollen. Alles geräth in den Zustand der Unsicherheit und des Schwankens. Die Communal-Beamten sind unsicher, ob sie Verfügungen ernstliche Folgen geben sollen, die nach kurzer Zeit vielleicht anderen entgegengesetzten weichen müssen; die Capitalisten sind unsicher, ob sie industriellen Unternehmungen ihr Geld anvertrauen sollen, die in ihrem Gedeihen mehr oder weniger von Regierungssystemen abhängig sind; die Lehrer sind unsicher, in welchem Geiste sie die Jugend unterrichten sollen, weil

der nächst folgende Minister vielleicht tadelt und bestraft, was der gegenwärtige lobt und belohnt. Eines der schlimmsten Uebel, die mit dem häufigen Wechsel der Systeme verbunden sind, ist die Corruption der Organe der Regierung, des Beamtenstandes. Widmet einer seine ganze Kraft mit Liebe und Hingebung dem Systeme eines Ministers, der eben am Ruder ist, dann kann er sicher sein, daß der nächst folgende Minister eines entgegengesetzten Systems ihn über Bord wirft. Müssen da die Beamten, zumal die höheren, nicht im Voraus auf Handlungen hinter dem Rücken des Ministers sinnen, mit welchen sie ihre Ausrede, sie hätten dem vorhergehenden Minister nur mit Widerwillen und so weit es nothwendig gewesen gedient, beweisen können.

Beispiele aus der Geschichte springen dem Geschichtskundigen massenweise in die Augen; nur ein einziges aus der englischen Geschichte mag hier angeführt werden. „Kaum ein Stand", heißt es bei Macaulay, „entging der Ansteckung durch die (unter Karl des zweiten Regierung) herrschende Unsittlichkeit; diejenigen aber, deren Geschäft die Politik war, waren vielleicht der verderbteste Theil der verderbten Gesellschaft. Denn sie waren nicht nur denselben schädlichen Einflüssen ausgesetzt, wie die Nation im Allgemeinen, sondern auch einem Ansteckungsstoffe von besonderer und äußerst bösartiger Gattung. Ihr Charakter hatte sich mitten unter häufigen und heftigen Revolutionen und Contrerevolutionen gebildet. Im Laufe weniger Jahre hatten sie das Kirchen- und Staatswesen ihres Vaterlandes wiederholten Veränderungen unterliegen sehen. Sie hatten eine bischöfliche Kirche die

Puritaner, eine puritanische Kirche die Bischöflichen und wieder eine bischöfliche Kirche die Puritaner verfolgen sehen. Sie hatten die erbliche Monarchie abgeschafft und wieder hergestellt gesehen. Sie hatten das lange Parlament dreimal an der Spitze des Staates und dreimal unter den Verwünschungen und dem Gelächter von Millionen aufgelöst gesehen. Sie hatten eine neue Dynastie mit reißender Schnelligkeit auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes steigen und dann plötzlich ohne Kampf vom Throne herunter stürzen sehen. Sie hatten gesehen, wie ein neues System der Volksvertretung aufgestellt, versucht und wieder aufgegeben, wie ein neues Oberhaus geschaffen und wieder zersprengt wurde. Sie hatten gesehen, wie große Massen von Eigenthum gewaltsamerweise von Cavalieren auf Rundköpfe, und von den Rundköpfen wieder auf Cavaliere übergingen. Während dieser Ereignisse konnte Niemand ein thätiger und glücklicher Staatsmann sein, der nicht bereit war, mit jeder Drehung des Glückrades sich selbst zu drehen. Wer in solch einer Zeit nach politischer Größe strebt, muß jeden Gedanken an Consequenz aufgeben. Anstatt mitten in endlosen Wandelungen unwandelbar zu sein, muß er stets auf die Anzeichen nahenden Umschwunges achten. Er muß den richtigen Augenblick ergreifen, um eine verlorene Sache zu verlassen. Nachdem er mit einer Partei, so lange sie die Oberhand hatte, durch Dick und Dünn gegangen ist, muß er sich sogleich von ihr losmachen, sobald ihre Schwierigkeiten beginnen, muß sie bekämpfen, verfolgen und in Gesellschaft neuer Verbündeten eine neue Laufbahn der Macht und des Glückes einschlagen. Seine Lage

entwickelt in ihm natürlicher Weise im höchsten Grade eine besondere Art von Fähigkeit und eine besondere Art von Lastern. Er wird ein gewandter Beobachter und erfinderisch in Hülfsmitteln. Er erfaßt mit Leichtigkeit den Ton jeder Secte oder Partei, mit welcher er zufällig in Verbindung kommt. Er weiß die Zeichen der Zeit mit einem in den Augen der Menge wunderbaren Scharfblicke zu erkennen. Aber wir werden in einem so geschulten Staatsmanne selten Rechtschaffenheit, Beständigkeit, noch irgend eine von den Tugenden der edeln Familie der Wahrheit finden. Er glaubt an keine Lehre, er schwärmt für keine Sache, er glaubt nicht an Verbesserung, er verspottet eben so gut die, welche auf Erhaltung bedacht sind, wie die, welche nach Verbesserungen trachten. Es gibt nichts im Staate, an dessen Vertheidigung, oder an dessen Vernichtung er nicht ohne Bedenken, oder ohne Erröthen Theil nehmen könnte. Treues Festhalten an Meinungen und Freunden scheint ihm nichts als Dummheit und Verkehrtheit u. s. w." [1])

Unter solchen Verhältnissen ist das Verlangen nach einer Constitution und nach einer Theilnahme des Volkes an der Regierung sehr erklärlich. Tritt eine solche constitutionelle Verfassung ein, dann wollen sich in den Kammern die verschiedensten Interessen und Parteien geltend machen, und nun fängt die Verwirrung erst recht an: es ist eine in sich zerfallene nach verschiedenen Seiten

---

[1]) Das Gespräch wurde lange vor dem Jahre 1848 gehalten. Was wir seitdem erlebt haben, gibt einen für den Vaterlandsfreund nur zu traurigen Commentar zu vorstehender Schilderung.

hinstrebende Macht in's Leben gerufen, die der Staat nicht zu zügeln vermag. Wir stehen somit an dem Rande der Revolution und nur eine kräftige Soldatenhand kann uns retten.

Was das Kirchenregiment angeht, bemerkte ich, so kann ich mir doch ein Uebergangsministerium von Altenstein zu Eichhorn nicht recht denken. Altenstein wollte die Kirche als ein für sich bestehendes Wesen nicht gelten lassen, Eichhorn dagegen will sie von Gottes und Rechts wegen in ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit herstellen. Welchen Uebergang gibt es zwischen Niederreißen und Aufbauen?

So stehen die Sachen nicht, erwiderte der General. Zunächst kam es nur darauf an, die Arbeiter und Handlanger am Niederreißen im Stillen nach und nach außer Thätigkeit zu setzen, und das konnte ohne großes öffentliches Aufsehen zu erregen auf dem Wege der Verwaltung durch Revision der Unterrichtspläne, der Prüfungsreglements, Heranziehung tüchtiger Schulräthe und zweckmäßige Besetzung der Präsidentenstellen in den Consistorien und Provinzial-Schul-Collegien geschehen. Und, fügte ich hinzu, durch Benutzung der Heuchelkünste Hegelscher Theologen! Das ist nicht Heuchelei, erwiderte Aster, sondern Staatsweisheit. Ein festes Ziel in's Auge fassen und Schweigen bei gutem Gewissen, das ist ächte Staatsweisheit! Steht das nicht auch in Ihrem Aristoteles? Ich habe dies Alles Ihrem Chef selbst gesagt, als er vor der Uebernahme des Ministeriums über die Aufgabe desselben mit mir sprach.

Und stimmt auch, fuhr ich fort, mit seinem eigenen Plane im Wesentlichen ganz überein. Aber die Bedingungen, unter welchen dieser Plan allein ausführbar war, stießen auf unüberwindliche Hindernisse. Wie konnte er, abgesehen von den geistreichen Rathgebern rechts und links, mit den Organen, die so treffliche Dienste beim Niederreißen der Kirche geleistet hatten, die Kirche wieder aufbauen? Was das Predigen von allen Dächern angeht, so war es meiner Ueberzeugung nach eine Nothwendigkeit, den lügenhaften Angriffen, Verlästerungen und Verspottungen der öffentlichen Blätter die Wahrheit öffentlich entgegen zu halten.

Die Beseitigung jener Organe, erwiderte Aster, war allerdings nicht zu umgehen; es scheint mir aber, als ob Eichhorn die Weisheit, welche in dem Göthe'schen Spruch:

„Wer's Recht hat und Geduld,
Für den kommt auch die Zeit."

liegt, nicht gehörig beachte. Das Recht ist da, aber die Geduld fehlt, und wenn die fehlt, kommt auch die Zeit nicht. Eichhorn konnte und mußte Vieles ignoriren, während er den Grund zu einem Neubau der Kirche legte. Das Ignoriren hat eine tödtende Kraft für altes Leben und Streben, wenn neues unter geschickter und ruhiger Leitung sich Bahn bricht.

V.

Die politischen und kirchlichen Gesinnungen in der Provinz Preußen.

Anknüpfend an die Geschichte der Protesterklärungen warf Aster einmal die Frage auf: wie soll man sich's erklären, daß gerade in derjenigen Provinz, die dem ganzen Staate seinen glorreichen Namen gegeben, der religiöse und politische Liberalismus eine so gefährliche Macht gewonnen? — Dieselbe Frage, antwortete ich, brachte auch Eichhorn vor einiger Zeit zur Erörterung. Berichte und Privatmittheilungen darüber lagen in Menge vor, boten mir aber keine sicheren Anhaltspunkte zu einer genügenden Beantwortung dar. Ich hatte nämlich in der Rheinprovinz, wo ich einen großen Theil des Jahres auf Reisen war, die Erfahrung gemacht, daß es nur wenige Landräthe und andere Beamte gibt, die bei ihren Berichten über Zustände und Stimmungen einen Standpunkt der Objectivität einnehmen, von welchem man die Dinge sieht, wie sie sind. Ich fand sie in der Regel, wenn ich selbst zusah und mit den Leuten sprach, ganz anders als sie geschildert worden waren. Den unaufgeforderten officiösen Berichterstattern ist nun vollends gar nicht zu trauen, weil sie meistens von selbstsüchtigen Absichten geleitet werden. Als der Minister mich vor einiger Zeit als Commissarius zur Revision der Unterrichtsanstalten in die Provinz schickte, bot sich mir die günstigste Gelegenheit dar, Land und Leute unmittelbar kennen zu

lernen. Ich ergriff sie mit lebhaftem Interesse und bereitete mich zur möglichst gründlichen Benutzung derselben durch ein sorgfältiges Studium der inneren und äußeren Geschichte des Landes vor. Stein's Memoiren, die mir handschriftlich vorlagen, und Urtheile, die ich von ihm selbst gehört hatte, namentlich über Herrn von Schön, dienten mir zum Leitfaden.

Von den Ergebnissen meiner Reise theilte ich dem General ungefähr Folgendes mit:

Mein Auftrag war, die Unterrichtsanstalten in den größeren Städten der Provinz: Königsberg, Danzig, Elbing, Marienburg, Marienwerder, Gumbinnen, Tilsit und andere zu besuchen, und Elementarschulen auf dem Lande so viele, als die Zeit es erlaube; die Hauptaufgabe aber war, das wirkliche Leben des Volkes in der Provinz richtig aufzufassen. Königsberg, die Hauptstadt, spannte meine Aufmerksamkeit natürlich am meisten. Hier hatte die liberalistische Agitation, politische sowohl als kirchliche, ihren Hauptsitz, und von hier aus wurde die Verdächtigung der kirchlichen Richtung des Königs über das ganze Land, ja über ganz Deutschland verbreitet. Den tieferen Ursprung suchte ich mir durch Besprechung mit zuverläßigen Freunden, von denen wenigstens der eine die Geschichte und das geistige Leben der Provinz genau kannte, klar zu machen. Das correcte Lutherthum und die Symbolgläubigkeit hatten in Preußen, der Provinz, nie florirt. Seit Kants mächtiger Wirksamkeit war die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft die Religion aller Preußen geworden, die auf Bildung irgend Anspruch machten, nicht allein der Layen, sondern auch

der meisten Geistlichen. Nirgends ist wohl Wöllner mehr verachtet und verspottet worden als in Preußen. Die Cabinets-Ordre, welche Friedrich Wilhelm III. wegen Fichte's Berufung erließ, war ganz im Sinne der Preußen. Aber Borowsky? — Der war ein liebenswürdiger, milder und frommer supranaturalistischer Prediger, dessen Predigten auch Kant besuchte, mit dem er in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand. Die Union, welche der König wahrscheinlich zuerst mit Borowsky besprach, begrüßten die Preußen mit Freuden; aber die darauf folgende Agende roch ihnen etwas zu stark nach Muckerthum. So sehr war ihnen das Christliche entschwunden, daß sie es mit dem Unchristlichsten verwechselten. Denn was kann christlicher sein als die Agende, und was unchristlicher als das Muckerwesen? — Das Wort „Mucker" ist preußischen Ursprunges und erhielt seine häßlichste Bedeutung durch eine geheime religiöse Verbindung in Königsberg. Ein theosophischer Schwärmer, Namens Schönherr, hatte sich die Entstehung des Weltalls aus der Zusammenwirkung zweier geistig-sinnlicher Urwesen zu erklären gesucht. Zwei seiner Schüler, die Prediger Ebel und Diestel in Königsberg, bildeten hieraus einen geheimen Gottesdienst geschlechtlicher Mischung, indem sie lehrten, dies sei der rechte Weg, das Fleisch durch den Geist zu heiligen und die paradiesische Unschuld wieder herzustellen. Männer und Frauen aus höheren Ständen ließen sich einweihen und übten fleißig den neuen Gottesdienst unter anständigen Formen, wobei die Geistlichen selbst es an thätiger Theilnahme nicht fehlen ließen. Das Publikum glaubte, es sei ein Verein streng orthodoxer

Christen; um so größer war die Indignation, als ein Mitglied die wahre Beschaffenheit des Conventikels enthüllte. [1]) So sind sie Alle, hieß es nun. Wo Orthodoxie ist, da ist auch Heuchelei. — Schlimm, daß sie ihre Behauptung mit tausend Beispielen belegen konnten!

Charakteristisch sind auch folgende Aeußerungen, die ich hörte: „Mit Gott für König und Vaterland in den Tod, das ist die rechte Preußen-Religion.“ — Dabei wurde ein Soldatenlied recitirt, dessen Hauptgedanke war: wenn die Kugel trifft, dann fährt die Seele in's blaue Himmelzelt, der Pelz bleibt auf der Welt. — „Gott vertrauen und brav um sich hauen — das ist preußische Farbe.“ — „Mit euerer Lämmleinsreligion hättet ihr niemals Preußen und Deutschland von der schnödesten Knechtschaft befreit.“ Der Spöttereien, die ich in den Postwägen und in den Wirthshäusern über „Pietisten und Mucker“ hörte, will ich gar nicht erwähnen. In einem Postwagen sprach sich ein Gutsbesitzer, immer die Augen auf mich geheftet, in Beziehung auf die Königsberger Muckergeschichte in so schamloser Weise aus, daß ich es kaum anhören konnte.

In dem Gegensatze des Eichhorn'schen Ministeriums zum Altenstein'schen erblickte man die Wiederkehr der Wöllnerischen Zeiten, und zwar mit Beziehungen, die mir

---

[1]) Niemand wird die Acten der nun eintretenden gerichtlichen Untersuchung ohne Entsetzen lesen können. Nicht lange nachher trat man in bekannten Literaturkreisen offen hervor mit der Lehre von der Emancipation der Frauen und des Fleisches. Es bedurfte dem für Preßfreiheit schwärmenden Publikum gegenüber keiner Heuchelei mehr.

mit den preußischen Gefühlen, die ich überall vorfand, in Widerspruch zu stehen scheinen. „Das kommt von den Juden,“ sagte mir einer meiner Freunde, „und nur die Empfänglichkeit für dergleichen unwürdige Lügen ist auf preußische Rechnung zu schreiben. Woher denn dieser Einfluß der Juden? Während die Franzosen das Land beherrschten und uns aussogen, lautete die Antwort, schlich sich eine Unzahl von Juden ein, die den Franzosen und Bayern als Spione dienten, überall ausschnüffelten, wo noch etwas zu finden war, und solches den raubgierigen Offizieren verriethen, nebenbei aber auch für sich sorgten, die christlichen Krämer und Kaufleute um ihren Erwerb brachten und den Bauern den letzten Heller aus der Tasche lockten. Die Accis-Kassen wurden um ihre Einnahmen betrogen, die Beamten bestochen, Diebstähle von ihnen selbst begangen und durch Diebeshehlerei begünstigt, kurz, sie arbeiteten an dem sittlichen und materiellen Ruin des Landes eifriger und gründlicher als die Franzosen selbst. Der damalige Minister von Schrötter ergriff strenge Maßregeln und verfügte sogar ihre Ausweisung; aber seine Maßregeln und Verfügungen führten zu nichts. Sie wurden nicht nur von den Franzosen beschützt, sondern auch von den bestochenen Beamten und Steuerräthen, die sie durchschlüpfen ließen. Es ergab sich aus einer Untersuchung, daß ein Steuerrath sich mit hundert Dukaten hatte bestechen lassen. Inzwischen siedelten sie sich an und erwarben Heimathsrechte. So ist es gekommen, daß wir jetzt so viele und darunter sehr reiche Juden im Lande haben. Die reichen ließen ihre Söhne theilweise studiren, und eben diese studirten

Juden sind es, die mit ihrem angeborenen Hasse gegen Christenthum und christliches Königthum politisch agitiren und sich dabei so recht in ihrem Elemente fühlen. In diesem Augenblicke beherrschen sie sogar den Geist der Universität." — Letzteres schien mir doch in Hinblick auf die berühmten und ehrenwerthen Namen des Lehrerpersonales aller Fakultäten etwas stark; daß sie aber einen nicht geringen Einfluß übten, davon konnte ich mich selbst bei der Nachforschung über die niederträchtige Behandlung des Professors Hävernick überzeugen. Einer dieser politischen Juden schlich sich auch an mich heran; ich heuchelte Unwissenheit und Dummheit, und wies die guten Dienste, welche er mir leisten wollte, zurück. Er drängte sich sogar in meinen Wagen, mit welchem ich durch die Stadt fuhr.

Der bedeutendste und einflußreichste Mann in der Provinz ist Herr von Schön. Obwohl nicht mehr Ober-Präsident, beherrscht er doch den ganzen politischen und religiösen Ideenkreis der Gebildeten im Lande. Alle thatkräftigen und charaktervollen Beamten aus älterer und neuerer Zeit hangen ihm an und glauben in ihm Schutz nach allen Seiten hin zu finden. Wie er überall Muckerthum witterte, wo religiöse Vorstellungen über die Kant'sche Grenzlinie hinausgingen, so auch die ihm anhänglichen Beamten. Dem neuen Ober-Präsidenten ist es ihm gegenüber fast unmöglich, das erforderliche Ansehen zu gewinnen. Sogar die Schullehrer in Litthauen verfuhren noch nach seiner Instruction, um die Eingeborenen zu germanisiren und ihre Kinder der angeborenen Sprache mit Gewalt zu berauben, bis ich in meiner

Eigenschaft als Commissarius durch eine öffentliche Erklärung in der Kirche von Pillkallen der Sache ein Ende machte. Von seinem die Gemüther beherrschenden Einflusse erhielt ich überall auf meiner ganzen Reise, vorzüglich in Gumbinnen, die stärksten Beweise. In ihm schaute das Volk sein eigenes geistiges Wesen, sowohl in religiöser als politischer Beziehung an. Was ihm zuerst die allgemeinste Liebe des Volkes erworben hatte, war sein kräftiges Auftreten gegen die Russen, als diese im Jahre 1813 den östlichen Theil der Provinz in Besitz nehmen wollten, und gegen den Minister von Stein selbst, als dieser die Verwaltung der Provinz als kaiserlich-russischer Commissarius an sich zu reißen Miene machte. Das war mehr als alles andere im Sinne des Volkes gehandelt. Ueberall traf ich in allen Volksklassen auf Mißtrauen, ja auf Haß gegen die Russen. Nähere Nachforschungen ergaben, daß dieser Haß nicht, wie man in Berlin behauptete, seinen Grund in der allen Verkehr abschneidenden, oder doch lästig erschwerenden Handelsabsperrung habe, sondern ein nationaler sei, und daß die Zollsperren nur dazu dienten, dem Hasse täglich neue Nahrung zu geben. — Als Ober-Präsident erwarb sich Herr von Schön unstreitig große und dauernde Verdienste um die Provinz, obwohl er durch sein energisches Durchfahren manches Interesse, besonders auch der adeligen Grundbesitzer, verletzte, wie denn überhaupt seine Ansichten den Vorrechten des Adels nicht günstig waren. Dies geht am deutlichsten aus dem von ihm verfaßten sogenannten „Testamente von Stein" hervor. Dasselbe bekennt sich zur Fortführung der privatbürgerlichen Befreiung

aus den hemmenden Resten des Feudalstaates. Die Erbunterthänigkeit, heißt es, sei vernichtet; nun gelte es, die Souveränetät noch zu vollenden und Patrimonial-Polizei und Patrimonial-Gericht zu beseitigen: also, daß nur der König allein Herr und daß gleiches unabhängiges Recht und Gericht allen Unterthanen gemein sei. Wenn auf diese Weise die Reichsunmittelbarkeit jedem Unterthanen gewährt worden, dann seien noch die beschränkenden Verwickelungen der Natural- oder Antheils-Wirthschaft zu lösen und so endlich die vollfreien Individuen in die vollfreie Disposition über ihre Kräfte und ihr Eigenthum einzusetzen.

Ich weiß nicht, ob man nicht demjenigen alles Gefühl für Theilnahme am menschlichen Wohlergehen absprechen müßte, der diesen wahrhaft humanen politischen Ideen widerspräche; aber einen um so traurigeren Eindruck hat auf mich die zahlreiche Klasse von Tagelöhnern gemacht, die sich, so viele ich deren in ihren Hütten besucht habe, kaum eines menschlichen Daseins zu erfreuen haben. Die Hörigkeit ist hinweggenommen, der Magen, der Hörigkeitszwinger, ist geblieben, und Niemand will oder kann die Opfer bringen, welche nöthig wären, um den Zustand dieser armen Leute zu verbessern.

Daß ein so charaktervoller Mann sich der kirchlichen und politischen Richtungen, die sich beim Thronwechsel kund gaben, nicht fügen, noch weniger ihnen dienen wollte, sprach er selbst nur zu deutlich in „den vier Fragen" aus. Er nahm seinen Abschied; aber die Träger seiner Ideen und die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes blieben! Daraus kann man sich, wenigstens zum Theil,

die Macht des religiösen und politischen Liberalismus in der Provinz Preußen erklären.

Bei meinem Besuche der Landschulen wurde ich, wo möglich, noch mehr von der großen Wichtigkeit einer vernünftigen Volkserziehung durchdrungen, als ich es schon war. Was ließe sich nicht aus diesem Volke machen? Ich bin gewiß, daß man in ganz Deutschland eine kräftigere Jugend nicht findet, als in diesem Theile Deutschlands. Durchweg stieß ich bei Jungen von 12 bis 15 Jahren auf einen ganz eigenthümlichen herausfordernden Trotz, der Anlage nach dasselbe, was uns übrigen Deutschen bei jungen preußischen Offizieren oft unangenehm auffällt. Die Väter hatten ihnen von ihren kriegerischen Erlebnissen und tapferen Thaten erzählt, die Lehrer von Friedrich dem Großen, von den Mißhandlungen, welche Vater und Mutter, Großvater und Großmutter von französischen und bayerischen Offizieren und Soldaten erlitten [1]), von den Leiden der Königin Luise und von den Heldenthaten der Befreier und Rächer. Pädagogen wissen, wie so etwas auf die Charakterbildung der Jugend wirkt. Ein alter Schulmeister sagte mir: die Bengels würden mir aus der Schule laufen, wenn die Kriegsposaune abermals ertönte. Von demselben

[1]) Es wäre wohl der Mühe werth, genauer zu untersuchen, aus welcher Gegend des Königreichs Bayern diejenigen Offiziere und Soldaten gewesen, die neuerdings öffentlich von „dem Lieblinge der deutschen Nation" so hart angegriffen worden sind. Aus den Tagebüchern der Pfarrer und Gutsbesitzer ließen sich noch wohl Thatsachen und Namen, wenigstens von Offizieren, ermitteln. Der Name des commandirenden Generals ist ohnehin bekannt genug.

kriegerischen Geiste fand ich das ganze Volk beseelt. Es steckt eine ungeheure kriegerische Kraft in diesem Volke! Auch habe ich mich überzeugt, daß das Königthum eben so tief in den Herzen der Preußen, als in ihrer Geschichte wurzelt, und daß Niebuhr recht hat, wenn er sagt: der Preuße kann sich einen Staat ohne König gar nicht denken. Eben so wenig haben sie eine Vorstellung von einem constitutionellen König, und glauben, meiner Ueberzeugung nach, mit Ausnahme der Danziger und Elbinger, die eine andere Geschichte haben, bis auf den heutigen Tag nicht an einen solchen constitutionellen König. Hierher gehört, um den Gegensatz zwischen Demokratie und Preußenthum anschaulich zu machen, eine Geschichte aus dem Jahre 1848. In den Tagen, wo die demokratischen Volksredner in den Straßen von Berlin ihr Wesen trieben, traf ich unter den Linden einen Haufen Volkes um einen Redner versammelt, der vielleicht einer der frechsten der ganzen Sippschaft war. Ich blieb stehen und hörte ihn Schimpfreden gegen den König ausstoßen, welche zu wiederholen schon eine Impietät verrathen würde. Dann ging es wo möglich noch ärger über den Prinzen von Preußen her. Da rief ein neben mir stehender Mann, seiner Kleidung nach ein Handwerker, mit furchtbar starker Stimme in den Pöbelhaufen hinein: „Ja, der Prinz von Preußen ist auch nicht der rechte Mann; wäre er es, er würde Euch Lumpenpack wie Dreck von der Straße wegfegen, und hätte ich nur hundert von meinen alten Kameraden bei mir, ich würde es allein thun!" Der Redner erblaßte und verstummte, der Pöbel machte lange Hälse nach der Seite hin, woher die

Stimme kam; keiner wagte ein Wort zu erwidern. Der Mann entfernte sich langsamen und festen Schrittes. Ich ging ihm nach, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: So lange es noch solche Männer gibt, wie Sie, ist Preußen nicht verloren. Da sprach der Mann die merkwürdigen Worte: „Preußen ist verloren, denn der Geist der Hohenzollern ist todt!" Einige Zeit nachher traf ich zufällig den Prinzen von Solms in dem Gasthofe zum weißen Roß in Bingen, und erzählte ihm die Geschichte. Wozu erzählen Sie mir das, fragte mich der Prinz. Weil ich wünsche, antwortete ich, daß Eure Durchlaucht es zur Kenntniß des Prinzen von Preußen bringen möchten. Ob das geschehen, weiß ich nicht. Es war das ungefähr um die Zeit, wo Bassermann nach seiner Zurückkunft von Berlin in der Reichsversammlung zu Frankfurt Folgendes vortrug: „Die Bevölkerung, welche ich in Berlin in der Nähe der Ständeversammlung sah, erschreckte mich, Gestalten befanden sich unter ihr, die ich nicht schildern will. Mitglieder der Rechten haben nur dem Zufalle ihr Leben zu danken. Die rothe Fahne ward aufgepflanzt. Ein Redner forderte die Menge auf, kurze Messer und Beile mitzubringen, weil man damit den Mann besser finden könne; und am nächsten Abend waren Beile in vielen Händen zu sehen. Man rief nach den Abgeordneten: wo ist dieser, wo ist jener? Die Abgeordneten entgingen oft nur durch List oder Dienstleistung eines Freundes der Lebensgefahr u. s. w."

Viele charakteristische Anekdoten erzählte mir einer meiner oben erwähnten Freunde, der als Provinzial-Schulrath den Geist in allen Theilen des Landes genau

kennen gelernt hatte, Anekdoten, die meinem Zwecke sehr förderlich waren. Der Mann selbst war eine Charakteristik des Beamten- und Gelehrtenstandes. Er fürchtete sich gewaltig vor „den literarischen Juden der Hartungschen Zeitung", wie er sich ausdrückte. Dieselbe Furcht fand ich bei mehr als einem der Königsberger Gelehrten; bei anderen dagegen große Vorliebe für dieses Blatt. Damit hatte ich ein Partei-Kennzeichen, was mir für meinen Zweck, zu erforschen, wie der religiöse und politische Liberalismus in Preußen eine so gefährliche Macht gewonnen, sehr nützliche Dienste leistete.

Aus diesen Mittheilungen überzeugte sich auch Aster, daß der politische Liberalismus in Preußen keine so große Durchdringung gewonnen, als die Zeitungsschreiber und die süddeutschen Agitatoren sich einbildeten. Was ich ihm von der kräftigen Jugend und dem kriegerischen Geiste erzählte, schlug in sein Fach ein, und nahm sein Interesse vor allem Anderen in Anspruch.

Mit zwei Grundüberzeugungen, so schloß ich meinen Vortrag, habe ich die Provinz verlassen:

1) Volksthum und Königthum sind so in einander verwachsen, daß Fortschritt, Constitution und dergleichen Redensarten, die im südlichen Deutschland Sinn und Bedeutung haben, dort nichts als leere Phrasen sind, und dabei habe ich doch nirgends in Deutschland einen kräftigeren Freiheitssinn gefunden, selbst in Ostfriesland nicht, als in der Provinz Preußen.

2) Es ist ein großer politischer Fehler, daß in Königsberg nicht ein preußischer Prinz kriegerischen Geistes

als Gouverneur residirt. Die bloße Anwesenheit eines solchen Gouverneurs würde hinreichen, alle jüdischen und christlichen Wühler in der Provinz in Respect zu halten.

VI.

Gespräche über die politische Bedeutung des Freimaurerthums und der evangelischen Allianz.

„Sind Sie denn auch so fromm", fragte mich Aster in einem Tone des Unwillens, der mehr meinem Chef als mir galt, „daß Sie einen wackeren Patrioten und christlich frommen Geistlichen deshalb für unfähig zu einem höheren Kirchenamte halten, weil er Freimaurer ist!" Veranlassung zu dieser Frage gab ihm ein Vorfall, der damals in Berlin großes Aufsehen machte. Das Consistorium hatte nämlich den Prediger an der Jerusalemskirche, Herrn Deibel, zu einer Consistorialrathsstelle in Vorschlag gebracht, die Genehmigung war aber von dem Ministerium abgelehnt worden. Die Qualification Deibels zu einer solchen Stelle unterlag keinem Zweifel; man schloß also, und zwar ganz richtig, der Umstand, daß er dem Freimaurerorden angehöre, habe die Zurückweisung motivirt. Nichts hat wohl Eichhorns Namen in den höheren und höchsten Kreisen des Lebens durch ganz Deutschland so sehr in Mißkredit gebracht, als dieser Vorgang. Wer die Macht des Ordens und die Wirksamkeit desselben im bürgerlichen Leben einigermaßen

kennt, wird dies begreiflich finden. In Deutschland allein gehören mehr als sechshundert protestantische Geistliche dem Orden an. Die näheren Freunde Eichhorns konnten sich die Sache nur aus einer Abhängigkeit erklären, die ihnen mit seinem Charakter im Widerspruche zu stehen schien; denn daß nicht eigene Ueberzeugung ihn bestimmt habe, glaubten sie aus seinem Verhältnisse zu Schleiermacher und aus seinem früheren Verkehre mit Freimaurern schließen zu dürfen. Zu diesen gehörte auch Aster. Aster war überdem ein persönlicher Freund Deibels. Als meine Versetzung nach Berlin erfolgt war, erkundigte ich mich bei ihm nach einem geeigneten Seelsorger und Religionslehrer für meine Familie. Er nannte mir mit großen Lobeserhebungen den Prediger Deibel und fügte hinzu, er predige und lehre mit derselben Innigkeit den christlichen Glauben, wie sein Schwager Groos. Ich fand das Urtheil in Bezug auf Glaubensinnigkeit richtig, ja, seine Predigten erinnerten mich manchmal an Dräseke's „Gemüthswärme". Ich hielt mich daher zur Jerusalemer Gemeinde, bis der Theil der Parochie, wo ich wohnte, sich trennte und eine eigene Gemeinde, die der Jakobikirche, bildete. Die neue Gemeinde wählte mich und noch einige andere Ministerialräthe zu Presbytern und legte uns damit die Pflicht auf, für das Gedeihen derselben nach Kräften zu sorgen. Dies hatte die Aufhebung meines bisherigen Verhältnisses zu Deibel zur Folge; aber meine Achtung blieb unverändert. Er war ein Mann von ehrenwerthen Gesinnungen und ächter Treue. Als in den Schreckenstagen 1848 einige Geistliche feige genug waren, in dem Kirchengebete, welches nach Anordnung

der Liturgie auf das Glaubensbekenntniß folgt, den Namen des Prinzen von Preußen wegzulassen, hob Deibel diesen Namen mit feierlicher Erhebung der Stimme hervor, und während die meisten übrigen Geistlichen Berlins dem scandalösen Leichenconducte nach dem Friedrichshaine geistliche Weihe ertheilten, gedachte er des Begräbnißplatzes an der entgegengesetzten Seite der Stadt, wo die tapferen Krieger begraben waren, die in der Schlacht bei Dennewitz zur Vertheidigung Berlins ihr Leben verloren hatten. — Ob übrigens Aster sich aus freimaurerischer Sympathie so lebhaft für Deibel interessirte, muß ich um so mehr dahin gestellt sein lassen, da ich nicht einmal weiß, ob er selbst dem Orden angehörte; gesagt hat er es mir nie.

Ich erwiderte dem General auf seine etwas verletzende Frage: die Sache gehört nicht zu meinem Referate; von den Verhandlungen ist nicht das mindeste zu meiner Kenntniß gekommen, auch habe ich mit keinem meiner Collegen darüber gesprochen. Als ich einmal die Acten einzusehen wünschte, sind sie mir unter dem Vorwande, sie lägen dem Referenten vor, verweigert worden.

Daß Sie nicht dabei thätig gewesen, habe ich mir wohl gedacht; aber was sagen Sie denn zu der Zurückweisung, die einem allgemeinen Verbote der Theilnahme evangelischer Geistlicher an der Freimaurerei gleich kommt?

Meine Meinung ist, antwortete ich, daß es sich für einen Diener des Evangeliums nicht schickt, Mitglied einer geheimen Verbindung zu sein, die nun einmal bei vielen gläubigen Christen in dem Verdachte steht, Zwecke zu verfolgen, die entweder mit den christlichen Bekenntnissen

im Widerspruche stehen, oder doch im Christenthume ihre viel vollkommenere Erfüllung finden. Wenn aber einmal, sagte Aster, ein Prediger der Freimaurerbrüderschaft angehört, ohne dadurch seiner Gemeinde Anstoß zu geben, so sehe ich nicht ein, warum er nicht auch die Stelle eines Consistorialrathes bekleiden könnte, zumal es ja auch Consistorial-Präsidenten gibt, die dieser Verbindung angehören. Das Hauptgewicht liegt auf dem Prediger, und es scheint mir inconsequent, wenn das Kirchenregiment den Prediger wegen seines Freimaurerthums unangefochten läßt, aber ihn zu einer kirchlichen Verwaltungsstelle für unfähig erklärt. Darauf läßt sich erwidern, bemerkte ich, daß ein Consistorialrath, der Freimaurer ist, bei jeder Erledigung einer guten Pfarrstelle leicht fragen könnte: Ist kein Freimaurer da?

Ich fasse, antwortete Aster, die Sache tiefer und allgemeiner auf, und frage zunächst: steht das Princip des Freimaurerthums mit dem Principe der christlichen Offenbarung im Widerspruche? Oder mit anderen Worten: Würde Christus zu einem ächten und wahrhaftigen Freimaurer sagen: Hebe dich weg von mir Satan! Die Parabel vom barmherzigen Samariter deutet nicht darauf hin. Aber freilich nicht alle, die der Verbindung angehören, sind ächte und wahrhaftige Freimaurer, wenn anders das Princip, welches man aus den Schriften über Freimaurerthum mit ziemlicher Sicherheit entnehmen kann, den rechten Maßstab für die Beurtheilung eines ächten und unächten Freimaurers abgibt.

Was ich von Freimaurerwesen weiß, antwortete ich, habe ich nicht aus Schriften, sondern aus meinem Verkehre

mit Freimaurern erfahren. Durch eine seltsame Fügung geschah es, daß ich schon als Knabe mit Freimaurern in Berührung gebracht wurde, und seitdem auf allen Stationen meines Lebensweges in mehr oder weniger enge Verbindung mit Freimaurern kam. Ja, ich muß gestehen, daß meine größesten Wohlthäter und treuesten Freunde Freimaurer waren, und daß ich edlere Menschen und frömmere Christen in der orthodoxen Umzäunung der christlichen Welt nicht gefunden habe, als unter den Freimaurern; aber freilich auch nirgends größere Schelme und abgefeimtere Heuchler, als bei ihnen.

Aster wünschte darüber Näheres und Specielleres zu hören, und ich erzählte ihm ungefähr Folgendes:

Meine früheste Jugend fiel in die Zeit, wo das Illuminatenwesen spukte, und Knigge und Consorten von Bremen aus den reichen Bauern im Buthjadinger- und Jeverlande allerlei lächerliche Dinge aufbanden, um ihnen das Geld aus der Tasche zu locken. Gewiß waren diese verführten Bauern keine ächten Freimaurer; sie brachten aber durch ihr frivoles Leben den Freimaurernamen bei allen schlichten und frommen Bauern so in Verruf, daß sie selbst und ihre Kinder beim Anblicke eines Freimaurers schauderten. Und diesen Schauder habe auch ich als Knabe, vielleicht tiefer als andere, empfunden. Ich hatte das Knabenalter noch nicht überschritten, als ich in ein dienstliches Verhältniß zu einem Hauptfreimaurer kam, und dieses Mannes Leben und Grundsätze waren von der Beschaffenheit, daß sie meinem kindischen Vorurtheile selbstbewußte Gründe unterlegten. Ich empfand zum erstenmale das Gefühl der Verachtung, welchem ich später

in meinem ganzen amtlichen Leben nur zu offen und unumwunden zu meinem großen Schaden Ausdruck gab. Als ich das Gymnasium in Jever bezog, kam ich abermals mit einem Freimaurer, der sogar Meister vom Stuhl war, in ein Familiaritäts-Verhältniß. Dieser Mann erwies mir so viel Liebe und Wohlwollen, als er nur einem eigenen Sohne hätte erweisen können; aber seine Gewissenlosigkeit in Bezug auf Gelderwerb wurde mir bald so zuwider, daß ich mich sittlich genöthigt fühlte, das Verhältniß aufzulösen. Gleichwohl bewies er mir Liebe und Wohlwollen bis an sein Ende. Hauptsächlich waren es die falschen Eide, welche bei jenem Gelderwerbe im Spiele waren, die mich empörten, und das laute Gelächter, welches er aufschlug, als ich ihm meine Empfindungen offen aussprach. — Ich bezog die Universität Heidelberg, und dort fügte es sich zum drittenmale, daß ich mich bei einem Meister vom Stuhle einmiethete. Dieser wahrhaft edle Mann ließ es sich angelegen sein, mir eine vortheilhafte Meinung von der Verbindung einzuflößen, deren Vorstand er war. Meine eigenthümlichen Lebensverhältnisse hatten seine Aufmerksamkeit erregt und mir sein Wohlwollen erworben. Er sah, daß ich durch Unterrichtsertheilung meinen Unterhalt erwarb, und zugleich, daß junge Leute, die als vornehm und reich bekannt waren, mich häufig besuchten. Auch gefiel es ihm, daß ich pünktlich meine Rechnungen bezahlte. Bei Gelegenheit solcher Rechnungszahlungen knüpfte er Gespräche mit mir an. Ich hielt ihn anfangs für einen ehrlichen und gutmüthigen Philister und traute ihm kein Interesse zu für Dinge, die außerhalb dieser Sphäre liegen. Darüber

wurde ich bald enttäuscht. Er stellte mir vor, wie nützlich und förderlich es für mich unter meinen Verhältnissen sein würde, mich in den Orden aufnehmen zu lassen. Förderung eines tugendhaften und menschenwürdigen Lebens und Wohlthätigkeitserweisungen, sagte er, sind die Zwecke der Verbindung. Auch machte er mich auf eine Schrift aufmerksam, deren Titel mir entfallen ist. Daub, mit dem ich darüber sprach, sagte: ich kenne die Verbindung und tadle sie nicht; aber der christliche Glaube und die christliche Moral machen die Freimaurerei überflüssig; auch haben sich viele unmoralische Menschen in den Orden eingeschlichen.

In Frankfurt kam ich mit keinem Freimaurer in nähere Berührung, wohl aber lernte ich zwei dem Orden angehörige Geistliche kennen, die ich als Heuchler, Kriecher und Epicuräer tief verachten mußte.

In Bremen hatte ich Gelegenheit, tiefere Blicke in das Wesen des Ordens zu thun, wenn sich anders von der Theologie eines Meisters vom Stuhl auf die religiösen Grundsätze der Verbindung im Allgemeinen schließen läßt. Bei den Besuchen, die ich nach meiner Ankunft in Bremen meinen Vorgesetzten zu machen hatte, traf ich auf einen der seltensten und seltsamsten Menschen, die mir bis dahin vorgekommen waren. Er hatte nur ein Auge; an der Stelle des anderen hatte er sich ein gläsernes einsetzen lassen, was beim ersten Anblicke einen zurückstoßenden Eindruck machte, der aber bald durch das Ehrliche und Treuherzige, welches aus dem lebendigen Auge hervorleuchtete, verwischt wurde. Wer Knaben unterrichten und erziehen will, hat sich vor Allem mit den

Lebensverhältnissen und Lebensansichten der Eltern bekannt zu machen. Je verschiedener diese sind, desto schwieriger ist die Aufgabe. Die mir überwiesenen Schüler gehörten dem vornehmen und dem Mittelstande an; nach beiden Seiten hin bis zur äußersten Grenze. Da bedurfte ich der Hülfe von Männern und Frauen, die diese verschiedenen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kannten. Gleich nach meiner ersten Unterredung mit dem Senator Vollmar, so hieß mein neuer Freund, erkannte ich in ihm den rechten Mann, mir solche Hülfe zu leisten. Ein mir näher stehender Senator, dem ich meine Absichten mittheilte, sagte: „ja, der weiß Alles; er durchschnüffelt alle Gassen und Winkel der Stadt und sucht nach armen Wittwen." Die Aehnlichkeit seines Knabenlebens mit dem meinigen und die noch größere Aehnlichkeit seiner religiösen und sittlichen Weltanschauung mit der meinigen bahnte rasch den Weg zu gegenseitigem Vertrauen. „Er hatte sich", heißt es in einer von mir früher gegebenen kurzen Charakterschilderung, „von einem armen Knaben zu einem der ersten und reichsten Kaufleute, und von einem kaum angesehenen jungen Manne zu einem der angesehensten Männer in Bremen emporgearbeitet. Es gibt eine Klugheit, welche stets die besten Mittel zum Zwecke, aber nie unehrenhafte oder unredliche wählt; diese Klugheit besaß Vollmar von Natur und bildete sie auf seiner kaufmännischen Laufbahn, die mit einem kleinen Garnhandel begann, bis zur höchsten Virtuosität aus. Sein Zweck war allerdings, wie der aller Kaufleute, Vermögensvermehrung; es war aber dieser Zweck nicht der einzige, den er verfolgte. Noch mehr vielleicht

als seine kaufmännischen Interessen, lagen ihm die edelsten sittlichen Lebenszwecke am Herzen. Seine Menschenliebe verbreitete sich in der That und Wahrheit über alle Menschen, über Gute und Böse. Er versicherte: er halte sich nicht für besser, als einen Verbrecher, der zum Schaffot geführt werde, und wenn er ein besserer und glücklicherer sei, so habe er das einzig und allein der Gnade Gottes zu verdanken. Man sieht, wie das mit der Lehre vom Gesetz, von der Rechtfertigung und von der Gnadenwahl zusammenhängt. Die Lehre von der Gnadenwahl war ihm in ihren Consequenzen nicht deutlich; er begnügte sich für seine Person damit, daß dieser Glaube ihn demüthig, dankbar und mitleidig mache, und ihm ein mächtiger Antrieb sei, seinen Mitmenschen so viel Gutes zu thun, als er nur könne. Ohne das könne er keinen Frieden haben, und eben in seinem Frieden finde er die Bestätigung seines Glaubens. In diesem Sinne machte er denn auch Gebrauch von seinem Reichthume, der ihm ja seiner Ansicht nach gleichsam von selbst zugeflossen war. Es ist mir versichert worden, daß er mehr als die Hälfte seines Vermögens in stiller, verständiger Wohlthätigkeit den Armen habe zukommen lassen. Fast die ganze Stadt begleitete seine Leiche zu Grabe. Der Himmel war mit Wolken bedeckt. In dem Augenblicke, wo der Sarg durch das Thor des Kirchhofes getragen wurde, brach die Sonne hervor und warf einen hellen Lichtstrahl auf den Sarg. Dieser Zufall machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Menge. Mich rührte tief und zu Thränen eine andere Erscheinung. Ich blieb nämlich auf dem Kirchhofe zurück, bis sich die Menge verlaufen hatte. Da sah ich,

wie sich eine große Zahl von älteren und jüngeren armen Wittwen schluchzend und wehklagend an dem Grabe niederwarf.

Der Zug zum Geheimnißvollen, Mystischen und Symbolischen schien ihm angeboren zu sein und daraus läßt sich erklären, daß ihm das bekannte Buch „Arndt's wahres Christenthum“ von allen theologischen Schriften am meisten zusagte. Dieses Buch fand man während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts in vielen Bauern- und Handwerkerfamilien des nördlichen Deutschlands, wird also auch ihm früh in die Hände gefallen sein. Die am meisten verbreitete Ausgabe, gedruckt zu Frankfurt a. M. im Jahre 1723, ist mit symbolischen Bildern versehen, die für einen jungen Menschen von Vollmars Gemüthsanlagen von vornherein viel Anziehendes haben mußten.

Vollmar begnügte sich nicht mit der Deutung der Bilder, sondern es war ihm eine ernstliche Angelegenheit so zu leben und Liebe zu üben, wie das Evangelium nach Arndt's Darstellung und Veranschaulichung es lehrt und fordert. Zur näheren Bezeichnung seiner christlich-freimaurerischen Religion bedarf es nur weniger Sätze. „Wer seinen Nächsten nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? In diesem Spruche lag seine Theologie und seine Moral. Gott meint's mit allen Menschen gut: wer das auch thut, der ist eines Sinnes und Herzens mit Gott; wer's nicht thut, der ist wider Gott und Gottes Feind, weil er des Nächsten Feind ist. Es ist aber der Liebe Art, daß sie sich über die Gebrechen des Nächsten erbarmet. Die Gebrechen deines Nächsten sind die Spiegel, in welchen du deine

eigene Schwachheit anschauen und erkennen sollst, daß du auch ein schwacher Mensch bist. Darum soll jeder seinem Nächsten seine Schwachheit mit Geduld, Demuth und Sanftmuth tragen helfen. Wer über seines Nächsten Gebrechen lieblos aburtheilt, beweiset eben dadurch, daß er der erbarmenden Liebe Gottes ermangelt und Gott nicht bei ihm ist. Außer der Liebe Gottes und des Nächsten ist Alles teuflisch, was am Menschen ist, und grundböse. Daran kann man erkennen, welche Gottes und des Satans Kinder sind. Es gibt keine schwerere und härtere Knechtschaft, als die ist, wenn man sündlichen Affecten dient, von welchen Feindschaft der schlimmste ist. Denn die Feindschaft bindet und belästigt alle Leibes= und Seelenkräfte und läßt dem Menschen keinen Gedanken frei. Wer aber die Liebe übet, der ist recht frei in seinem Herzen, der ist kein Knecht und Leibeigener des Zorns, des Neides, des Geizes, Wuchers und Mamons, Hoffart, Lügen und Verläumdung. Die Liebe macht ihn alles dessen frei und läßt sich nicht überwinden von jenen schändlichen Lastern; er ist ein rechter Freier in Christo durch den Geist der Freiheit. Viele haben einen Schein der Gottseligkeit, aber die Kraft verläugnen sie. Dazu gehören alle die, welche über dem vielen heftigen Disputiren, Streit=Predigten, Schreiben und Wiederschreiben des christlichen Lebens, der wahren Buße, der Gottseligkeit und christlichen Liebe ganz vergessen, gleich als stände das Christenthum nur im Disputiren und Vermehrung der Streitbücher und nicht vielmehr darin, daß das heilige Evangelium und die Lehre Christi in ein heilig Leben verwandelt werde."

Meine Schlußfolgerung war: Wenn ein Mann solchen Geistes und Lebens von einer geschlossenen Gesellschaft zum Vorstande gewählt wird und sich wählen läßt, so kann diese unmöglich widerchristliche Zwecke verfolgen. Gleichwohl konnten Vollmar's Aufforderungen mich nicht bestimmen, einer Verbindung beizutreten, der sich so viele unreine Elemente beigemischt hatten.

Auf meiner nächsten Station, in Kreuznach, traf ich einen lieben Jugendfreund, den ich schon in Heidelberg als einen strengen Katholiken kennen gelernt hatte. Als ich ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, daß er Freimaurer geworden, sagte er: Freimaurer kann ich sein ohne alle Beeinträchtigung meines katholischen Glaubens; aber nimmermehr Protestant. Wir Katholiken halten viel auf die guten Werke. Unsere Kirchendisciplin und Kirchenzucht beruht darauf und unser Glaube, daß der heilige Vater über den Schatz der überflüssigen guten Werke der Heiligen zu Gunsten eines Sünders unter gewissen Bedingungen als Statthalter Christi disponiren könne, ist nicht so absurd, als euere Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben. Die Brüderschaft der Freimaurer aber hat es nur mit guten Werken zu thun. Mein Versuch, ihm eine richtigere Vorstellung von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben beizubringen, war vergeblich; wegen seines Freimaurerthums ertheilte ich ihm Absolution unter der Bedingung, daß der Papst das Amen dazu spreche. Der Papst aber hat das Amen nicht gesprochen.

Ueber meinen freundschaftlichen Umgang mit hervorragenden freimaurerischen Personen in Koblenz brauchte

ich dem General nichts zu sagen; er war sowohl mit diesen Personen, als mit meinen Verhältnissen zu ihnen ohnehin sehr genau bekannt.

Nach dem zu urtheilen, was Sie auf Ihrem Lebenswege vom Freimaurerthum rechts und links aufgelesen haben, begann nun Aster, können Sie unmöglich die Meinung der Feinde dieser Verbindung theilen, daß das Princip der Freimaurer mit dem Principe der christlichen Offenbarung im Widerspruche stehe; daß aber nicht alle, die dem Orden angehören, gute Christen, oder auch nur gute Menschen sind, liegt zu klar am Tage, als daß die eifrigsten Vertheidiger der Verbindung es läugnen könnten. Auch mögen Sie recht haben, daß es sich für einen Diener des Evangeliums nicht wohl schickt, einer geheimen Verbindung anzugehören, welche irgend welche mit der Religion zusammenhängende sittliche Zwecke verfolgt. Was übrigens das W e s e n der Freimaurerei angeht, so habe ich dasselbe in der sehr schwierigen und verwickelten Geschichte derselben zu erforschen gesucht, und bin zu dem Resultate gekommen, daß es, wie die Mysterien bei den Griechen, seinen Ursprung in edleren, ihrem Zeitalter in humaner Bildung vorausgeeilter Naturen, genommen hat, und daß die Abgeschlossenheit der Zusammenkünfte aus denselben Rücksichten folgte, welche auch die griechischen Philosophen auf den Volksglauben zu nehmen hatten. Die Zurückführung des Ordens auf Noah ist eine reine Mythe, eben so die Annahme, er sei eine ununterbrochene Fortsetzung der griechischen Mysterien, und nicht minder der bei den Freimaurern beliebte Glaube, Salomo, der weise König, habe ihn bei Gelegenheit

des Tempelbaues in Jerusalem gestiftet. Eine wirkliche Geschichte des Ordens beginnt erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, wo der anglikanische Prediger, Jakob Anderson, mit der Ausarbeitung eines neuen Constitutionsbuches für den Orden beauftragt wurde. Diese Constitution gewann die Bedeutung eines Regulatives für alle anderen Logen. In derselben werden die Mitglieder zu der Religion verpflichtet, in welcher alle vernünftigen Menschen übereinstimmen, nämlich an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde zu glauben. Aus diesem Glauben folgt von selbst werkthätige Nächstenliebe und Unterthanentreue. — Die Lehre von der Unterthanentreue, die Verpflichtung, sich nie in Zusammenrottungen und Verschwörungen gegen bürgerliche Gewalten einzulassen, vielmehr dergleichen wühlerischen Umtrieben entgegen zu wirken, diente dem Orden bei allen bestehenden bürgerlichen Gewalten zur Empfehlung. Der ächte Freimaurer ist in politischer Beziehung conservativ durch und durch, und in allgemein menschlicher Beziehung ein Feind alles Haderns und Streitens über verschiedene Religions- und Staatsformen. Nichts desto weniger hat er unter den gewaltigen Umwälzungen, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf allen Gebieten des socialen und geistigen Lebens stattgefunden haben, eine politische Bedeutung gewonnen, wie er sie vorher nicht hatte. Er ist aus seiner friedlichen conservativen Haltung herausgedrängt und zur Selbstvertheidigung genöthigt worden. Man hat ihn gezwungen und zwingt ihn fortwährend, eine polemische Stellung gegen einen anderen mächtigen Orden, den der Jesuiten, zu

nehmen. Der Papst spricht die Excommunication über jeden Katholiken aus, der sich an der Freimaurerei betheiligt, und die katholischen Mächte können keinem Excommunicirten irgend ein Amt anvertrauen, ja dürfen einen solchen nicht einmal in ihren Staaten dulden. Dagegen haben die Freimaurer aus der Geschichte der Gesellschaft Jesu gelernt, welche große Dinge eine Verbindung von Männern auszuführen vermag, die von Einem Geiste geleitet ihre Thätigkeiten auf einen Punkt concentriren. Ohne die Gegenwirkung der Jesuiten hätte die Reformation ganz Deutschland, die ganze Schweiz und wahrscheinlich auch einen großen Theil von Frankreich und anderer Staaten erobert, ja man kann sagen, daß die Geschichte aller europäischen Staaten einen anderen Gang genommen hätte, wenn die Jesuiten nicht gewesen wären. Alle Elemente einer ähnlichen Wirksamkeit in entgegengesetzter Richtung trägt die Freimaurer-Verbindung in sich: Männer, die den höchsten Ständen angehören, Männer ferner, die über große materielle Mittel zu verfügen haben, Männer sodann, die jeder, er sei Katholik oder Protestant, zu den ersten wissenschaftlichen Notabilitäten rechnet, Männer endlich in großer Anzahl, die als Juristen, Aerzte, Kaufleute, Gutsbesitzer und selbst als Geistliche einen unberechenbaren Einfluß üben. Kurz, die Freimaurerei enthält einen ungeheuern Schatz von geistigen und materiellen Mitteln, die durch alle Adern des Volkslebens fließen. Wie wenn sich nun diese Verbindung zu einer antijesuitischen gestaltete, die den Protestantismus eben so zu kräftigen suchte, wie die Gesellschaft Jesu den Katholicismus, und die protestantischen Mächte eben so,

wie die Jesuiten die katholischen Mächte? Es ist dieses im allgemeinen Interesse Deutschlands durchaus nicht zu wünschen; aber um so mehr sind die thatsächlichen Erscheinungen zu beklagen, welche dahin drängen.

Man tröstet sich damit, daß es dem Freimaurer-Orden an einer religiösen Weihe fehle, in deren Kraft allein die Jesuiten so große Dinge vollbracht, einer Weihe, welche der Protestantismus zu geben nicht vermöge. — Es gibt aber auch eine patriotische Weihe, die wohl bekannte: „Mit Gott für König und Vaterland", ohne deren Kraft weder von Wiederherstellung des Kirchenstaates, noch von Wiederherstellung der Jesuiten hätte die Rede sein können, und ohne welche die Macht des Papstes noch jetzt eben so federleicht in politischen Waagschalen gewogen hätte, als zu Napoleons Zeiten.

Und von welcher Beschaffenheit sind denn alle die großen Werke, welche die Jesuiten in der Kraft ihrer religiösen Weihe vollbracht haben? Sie liegen im hellsten Lichte der Geschichte vor aller Menschen Augen. Wer auch nur oberflächlich seine Augen über diese, nicht von Protestanten verfaßte, sondern von katholischen Gerichtshöfen und vom Papste selbst constatirte Geschichte hingleiten läßt, wird mit sittlicher Entrüstung ausrufen müssen: tanta mala suadet superstitio! Liegt nicht in dieser Geschichte und in den Bestrebungen, deren sie sich seit ihrer Wiederherstellung mit althergebrachter Klugheit befleißigen, eine starke Aufforderung, auf Gegenwirkungen Bedacht zu nehmen, zumal, wenn man zugleich die ungeheuern Erfolge ihrer Bestrebungen in's Auge faßt? Ernster und dringender wird diese Aufforderung noch

durch die aus Veranlassung des mißlungenen Versuches der bayerischen Kniebeugungs-Ordre gegebene Parole: „Man beraube die gemischten Staaten ihres protestantischen Charakters!“ woran ihre schlauesten Politiker mit der ehrlichsten Paritätsmiene seitdem arbeiten. Wer die religiösen und die mit derselben stets in Verbindung stehenden politischen Gegensätze, welche gegenwärtig das innerste Leben der europäischen Menschheit durchwühlen, anzuschauen vermag, wird sich der Befürchtung großer Katastrophen, die sich unter der Decke einer oberflächlichen oder schlauen Politik vorbereiten, kaum erwehren können. Ein tiefer politischer Geist, der genau wüßte, von welchen Wünschen und Hoffnungen die Staatsmänner der einzelnen Staaten in ihrem diplomatischen Verkehre mit den anderen Staaten im stillen Innern geleitet werden, würde vielleicht die Behauptung wagen: es ist unmöglich, daß die politischen Zustände und Verhältnisse, wie sie sich seit dem Wiener Congresse entwickelt haben, noch lange fortdauern. Unser Staat, dem es seit Friedrich dem Großen an solcher Conjecturalpolitik mehr als allen anderen großen Staaten gebricht, hat daher, wie die Sachen jetzt stehen, vor allen anderen Ursache, die Frage der Wehrkraft scharf in's Auge zu fassen. Zur nachhaltigen Wehrkraft gehört Patriotismus der Unterthanen; der Patriotismus aber ist bedingt durch eine gute und gerechte Verwaltung im Inneren.

In dieser Beziehung ist die Presse, welche in preußenfeindlicher Gesinnung Parteizwecken und Parteileidenschaften dient, ein sehr gefährlicher Feind für den preußischen Staat.

Die Zeitungspolemik zwischen verschiedenen Staaten und Religionsparteien geht ihrer Natur nach auf Gehässigkeiten aus; was aber die bayerische Presse an Gehässigkeiten gegen Preußen, gegen den König persönlich und gegen seine Vorfahren, gegen die evangelische Kirche, gegen preußische Staatsdiener und gegen das preußische Volk ausstudirt und zu Tage gefördert hat, übersteigt alles Maß. Zwar hat sich diese ganze Literatur nach und nach in einen Misthaufen verwandelt, der aber doch immer noch durch die ganze deutsche Atmosphäre einen übeln Geruch verbreitet. Jesuiten und ihre Affiliirten waren die Urheber und Beförderer dieser allergehässigsten durch und durch undeutschen Polemik; Mitglieder des Freimaurer-Bundes waren es, die ihre verderblichen Wirkungen mäßigten, nicht sowohl durch Gegenschriften als in ihrem Verkehre mit den einflußreichsten Männern aller Stände. In dieser Weise ist in der That, wie einer unserer Kirchenhistoriker sagt, die Wirksamkeit der Freimaurerlogen größer, als die meisten Mitglieder wissen und die Gegner glauben; denn über dem vulgären Freimaurerthum steht noch ein anderes höherer Weihe.

Zieht man die Thatsache in Erwägung, daß die meisten Freimaurer der protestantischen Kirche angehören, daß viele derselben ihr auch wahrhaft anhänglich sind, und unter diesen sich berühmte evangelische Katheder-Theologen befinden, so möchte sich wohl auch ergeben, daß die protestantische Kirche, zwar nicht in ihren verschiedenen sich gegenseitig mit sehr unchristlicher Leidenschaftlichkeit bekämpfenden Glaubenslehren, wohl aber in ihrem allgemeinen

Bestande nach Außen hin in der Freimaurerei ihre stärksten Stützen hat.

Oesterreich war und ist unbestritten die Haupt-Schutzmacht der katholischen Kirche und zieht aus diesem Verhältnisse politische Vortheile von unermeßlichem Gewichte. Preußen war unbestritten die Haupt-Schutzmacht der protestantischen Kirche und gewann dadurch ein politisches Gewicht, welches beinahe hinreichte, dem österreichischen Einflusse in Deutschland das Gegengewicht zu halten, besonders seit das sächsische Fürstenhaus zur katholischen Kirche übergetreten. Dieses Gewicht hat Preußen der Erhaltung des Friedens in Deutschland geopfert; ein zwar edles, aber nicht sehr politisches Opfer! Indessen ist doch dieser „Diamant der preußischen Krone" nicht so weit weggeworfen, daß er nicht jeden Augenblick wieder aufgegriffen werden könnte. Und gerade Freimaurer waren es, welche zur Zeit des Kniebeugungszwanges in Bayern auf diesen Diamant hinwiesen! — Es ist sehr merkwürdig, daß, wie die Jesuiten durch ihre Mißhandlungen der Protestanten unter den pfälzischen Kurfürsten von der Neuburgischen Linie die Idee einer großen evangelischen Allianz hervorriefen, dieselbe Idee durch den jüngsten bayerischen Kniebeugungszwang abermals mit einem Erfolge ins Leben zurück gerufen wurde, der sich noch in der Entwickelung befindet. — Es findet eine Wahlverwandtschaft statt zwischen dem Freimaurerthum und der evangelischen Allianz. In dem Freimaurerthum sind Bestandtheile, die sich mit Bestandtheilen der evangelischen Allianz verbinden, und umgekehrt. Die Herstellung der ächten und wahren Katholicität auf dem Grunde der allgemeinen

Bundeslehre, „daß alle Menschen in ihren höchsten Beziehungen einander gleich sind, und daß vor den Vorzügen, welche allen Menschen gemeinsam sind, alle Unterschiede als unbedeutend verschwinden", ist eine den Freimaurern höheren Grades sehr geläufige Idee, und dasselbe will ja auch die evangelische Allianz; nur daß diese es mit den confessionellen Unterschieden nicht so leicht nimmt, wie der freimaurerische Professor und Doctor der Theologie, der die angeführten Worte in einer Logenrede gesprochen, es zu nehmen scheint. Aber ist nicht jener Professor auch ein offenbarungsgläubiger Theologe? Und gehört er nicht auch zu den eifrigen Beförderern der evangelischen Allianz? Kurz, man kann bei beiden Verbindungen, so verschieden sie auch in confessioneller Beziehung sein mögen, dieselbe Liebe und denselben Haß nachweisen. Und welch zerstörende Kraft des Zusammenwirkens darin liegt, lehrt uns die politische Geschichte aller Völker, besonders aber die Geschichte des englischen Volkes. Was würde wohl aus Deutschland werden, wenn österreichischer Haß und österreichische Liebe, und wie man gegensätzlich wohl sagen kann, preußischer Haß und preußische Liebe auf einander platzten? Gewiß würden die beiderseitigen Staatsmänner, wenn sie sich die ungeheuern Folgen eines solchen Aufeinanderplatzens klar dächten, Alles in gegenseitiger Verständigung aufbieten, um die Ursachen, wenn nicht ganz zu beseitigen, was unmöglich ist, doch zu mildern, was bei redlichem Willen sehr wohl möglich ist. So lange aber Oesterreich in dem Papstthum die Grundlage und Schutzwehr seiner politischen Macht sucht, und demgemäß die Jesuiten hegt und

pflegt, wird auch Preußen, wenn es sich nicht selbst in die Rappuse einer sicher bevorstehenden großen europäischen Umwälzung werfen will, genöthigt sein, die Schirmherrschaft des Protestantismus als die ursprüngliche Grundlage seiner Macht, kräftiger als bisher zu handhaben, und demgemäß das Freimaurerthum und die Idee einer großen evangelischen Allianz zu hegen und zu pflegen. Dabei ist Preußen in der glücklichen Lage, daß es von jeher nach alter und neuer Gesetzgebung seine katholischen Unterthanen durchaus paritätisch behandelt hat, so daß diesen nichts zu wünschen übrig bleibt, während die protestantischen Unterthanen Oesterreichs sich schwer gedrückt fühlen, und wenn ihnen irgend eine Concession hinsichtlich ihrer religiösen Bedürfnisse gemacht wird, so muß es, wie sie selbst sich ausdrücken, gleichsam hinter dem Vorhange geschehen, damit der Papst, der die Bibelgesellschaften und folglich auch die Gustav-Adolf-Stiftung öffentlich und feierlichst für Erfindungen des Teufels erklärt, es nicht sieht.

Die Gegensätze liegen tief und sind auf beiden Seiten gleich mächtig; wenn man aber den Geist, der durch die Freiheitskriege auf den Schauplatz der deutschen Geschichte gerufen worden ist, nämlich den Geist der nationalen Einheit des deutschen Volkes, in Erwägung zieht, dann möchte wohl das Uebergewicht der Macht aus dem einfachen Grunde auf preußischer Seite liegen, weil der preußische Staat viel mehr deutsche Elemente enthält, als der österreichische. Geächtet, gehetzt und verbannt hat dieser Geist unter der Hand im deutschen Volke eine so große Macht gewonnen, daß er, wie wir in diesem

Augenblicke sehen, dem Kaiser und dem Könige das Scepter zu entwinden vermochte.

Mag nun auch der weitere Erfolg sein, welcher er will, jedenfalls werden alle deutschen Regierungsgewalten nicht im Stande sein, diesen Geist der nationalen Einheit des deutschen Volkes zu tödten. Schon jetzt hätte er dauernd die Oberhand gewinnen können, wenn seine Organe, die sich während des vereinigten Landtages in Berlin, dann in Heppenheim, Mannheim, Heidelberg u. s. w. zusammen schaarten, sich nicht in ihren mündlichen und schriftlichen Manifestationen als durchaus unfähige Politiker und Staatsmänner erwiesen hätten. Die Partei hat aber bei dieser Gelegenheit Erfahrungen gemacht, die sie sich bei ihren weiteren unabläßig in Einheit des Geistes fortdauernden Bestrebungen zur Lehre dienen lassen wird. — Wenn die Lenker der deutschen Staaten alle diese sich gegenseitig anziehenden und abstoßenden Kräfte, deren lebendig wirksame Existenz nur ein in Vorurtheilen befangener Staatsmann abläugnen oder für ungefährlich halten kann, in Betracht ziehen, so werden sie gewiß alles Ernstes auf Abmilderung der Gegensätze Bedacht nehmen, und alle Hindernisse, sei es Lutherthum, sei es Papstthum, bei Seite schieben.

So lange Oesterreich und Preußen einig sind, hat Deutschland nicht zu fürchten, daß es abermals ein Raub fremder Völker werde. Diese im höchsten Interesse des deutschen Volkes so sehr zu wünschende Einigkeit erfordert aber von beiden Seiten das Opfer von Partei-Vorurtheilen und Sonder-Interessen, mit denen gleiche Wohlfahrt und gleiche Gerechtigkeit nimmer bestehen können.

VII.

Bunsen's „Verfassung der Kirche der Zukunft" und Aster's Urtheile darüber.

Was ist der Protestantismus? Was ist er früher gewesen? Was wird er künftig sein?

Was ist das Papstthum? Was ist es früher gewesen? Was wird es künftig sein?

Was ist Deutschland und das deutsche Volk? Was ist es früher gewesen? Was wird, soll und muß es künftig werden?

Diese Fragen waren es, welche alle Gemüther seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. leidenschaftlicher als je bewegten und Parteikämpfe hervorriefen, wie sie Deutschland so vielgestaltig bis dahin noch nicht gesehen. In den Jahren 1845 und 1846 erreichten diese Kämpfe ihren Höhepunkt und ließen die politische und religiöse Zerrissenheit Deutschlands im traurigsten Lichte erscheinen. Sogar Geschichtschreiber verließen ihre Quellenstudien, gingen bei den Partei-Philosophen in die Schule, schrieben Geschichte der Ideen und warfen tagtäglich politische und kirchliche Zeitungsartikel und Broschüren in's höhere Publikum, während die vulgären Zeitungsschreiber das Volk bearbeiteten und zu tumultuarischen Auftritten arger Art, wozu namentlich der Leipziger Tumult vom 15. August 1845 gehört, aufreizten. Lichtfreunde und Protesterklärer traten hervor, die nur darin übereinstimmten, daß sie beide keine Symbole wollten und mit vereinten Kräften das bestehende Kirchenregiment verlästerten,

zugleich aber sich gegenseitig Proteste an die Köpfe warfen. Toleranz und Intoleranz im leidenschaftlichen Kampfe: Toleranz bis zur völligen Gleichgültigkeit gegen jedes christliche Glaubensbekenntniß, Intoleranz bis zur strengsten Gebundenheit in den Symbolen. Streit über Kirchenbau und Kirchenbaukunst, ohne inneres Verlangen nach Kirchen. Ein vorher nie gesehenes Eifern, Denkmale zu stiften und der Propheten Gräber zu bauen, während die Lehren derselben unbeachtet blieben. Daneben die heftigsten Schmähungen der ultramontanen Presse auf die evangelische Kirche verbunden mit thatsächlichen Angriffen der ärgsten Art, wie z. B. der Kniebeugungszwang in Bayern. Dieses „gewissen- und sinnlose Sich-Vergreifen und Abschließen in Extremen für Partei-Ergreifen", nennt Niedner mit einem etwas feineren Ausdrucke einen bengelhaften Zeitgeist. Unter diesen gewissen- und sinnlosen Parteikämpfen des ultramontanen Papstthums, des symbolischen Lutherthums, der „protestantischen Freunde", des religiösen Protestantismus oder Pietismus u. s. w. trat ein Mann auf den Kampfplatz, der durch philosophische, kirchengeschichtliche, profangeschichtliche und philologische Kenntnisse, durch Kühnheit und Gewandtheit des Geistes in Ideen-Mischungen und Bewegungen, endlich durch Meisterschaft in jener Welt-Klugheit, die ihre Zwecke scharf in's Auge faßt und die rechten Mittel und Wege dazu nach allen Seiten hin zu erspähen weiß, alle anderen Kämpfer weit überragte, und überdem noch dadurch in der theologischen Welt ein besonderes Ansehen gewonnen hatte, daß man allgemein glaubte, er stehe bei dem Könige in besonderer Gunst

und übe einen bestimmenden Einfluß auf die kirchenreformatorischen Ideen desselben. Es war im Jahre 1845, wo Bunsen mit der Schrift „Ueber die Verfassung der Kirche der Zukunft" auf den Kampfplatz trat. Es handelte sich hauptsächlich um Geltung und Bedeutung des Priesterthums in der christlichen Kirche. Die katholische Kirche hatte ihre bis in's Grenzenlose fortschreitende Macht dadurch gewonnen, daß sie, anknüpfend an das heidnische Priesterthum, das mosaische in sich aufgenommen und bis zu dem Lehrsatze sich versteigert hatte: wenn ihr nicht an den Hohenpriester glaubet, könnet ihr nicht selig werden. In der Verwerfung dieses furchtbar mißbrauchten Priesterthums bestand die Reformation. Luther lehrte: die Pfarrer sind nur Priester in so fern, als jedem wahren Christen priesterliche Würde zukommt, und meint, es wäre besser gewesen, den Priesternamen gar nicht aufkommen zu lassen. Hätte Luther in die Zukunft schauen können, er würde sich wohl etwas vorsichtiger ausgedrückt haben. Denn es bildete sich nach und nach ein lutherisches Pastorenthum, welches, indem es seine Stütze und seinen Lebensquell mehr in den Symbolen, als in der „Erkenntniß dessen, der uns berufen hat durch seine Herrlichkeit und Tugend" suchte, und so zu Buchstaben ohne Geist, zu Formeln ohne Leben und zu einer Polemik ohne Liebe erstarrte, bis die Fluth der Aufklärung es ganz vom christlichen Boden hinwegschwemmte. Der Pietismus, den das religiöse Bedürfniß des menschlichen Herzens unter dem Drucke des erstarrten Lutherthums und der aufklärenden Philosophie gebar, konnte nur eine krankhafte Secten bildende Kraft äußern.

In England hatte die Reformation das römische Primat und Episcopat in die Hände des grausamsten aller Tyrannen gespielt [1]), der es als ein Werkzeug der Herrsucht und Habsucht noch ärger mißbrauchte, als Rom gethan hatte. Spaltungen aller Art erfolgten: eine hochkirchliche und eine niedrigkirchliche Partei, Dissenters, Puritaner, Baptisten u. s. w., wozu denn noch in unseren Tagen der Puseyismus kam. — Gleichzeitig hatten in Deutschland die Unionsbestrebungen in der deutschen Kirche das eingeschlafene Lutherthum geweckt und aus zwei evangelischen Confessionen deren drei hervorgebracht.

Das war die Situation, als Bunsen mit einer ganz neuen aus dem urchristlichen Leben hervorgeholten kirchlichen Verfassung mitten unter alle diese Parteien trat.

Da ich nicht für Fachgelehrte, sondern für gebildete Layen schreibe, so wird es nicht überflüssig sein, Einiges zur Erklärung der Grundlage des eben so kühnen als geistreichen Bunsen'schen Reformationsplanes vorauszuschicken. Auch greift Bunsen durch seine großartigen literarischen Unternehmungen fortwährend so tief in die kirchlichen Interessen der Gegenwart ein, daß seine Ideen über die kirchliche Zukunft Deutschlands eine etwas ausführlichere Behandlung wohl verdienen.

Als einmal, erzählt uns der Evangelist Matthäus

[1]) Heinrich VIII. ließ 2 Königinnen, 2 Kardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Aebte, 500 Mönche, 38 Doctoren der Theologie, 12 Herzöge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger und 110 Frauen hinrichten. Noch ärger trieb es die „blutige Maria", wie die Engländer sie nennen.

Cap. 18, die Jünger zu Jesu traten und fragten, wer ist doch der Größeste im Himmelreich, rief Jesus ein Kind zu sich und stellte das mitten unter sie und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie dies Kind, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“ Es wird erzählt und ist sehr glaublich, daß diese Auszeichnung verbunden mit dem auf ihn gerichteten Blicke des Herrn einen so tiefen Eindruck auf den Knaben gemacht, daß er von diesem Augenblicke an Christum im Herzen trug. Wahrscheinlich ließen ihn auch die Jünger nicht aus den Augen, und wenn Johannes, wie erzählt wird, seine Mutter kannte, die offenbar zu den Müttern gehörte, die ihre Kindlein zu Jesu brachten, daß er sie anrührte (Marcus 10, 13.), so ist nichts natürlicher, als daß Ignatius, so hieß der Knabe, ein Pflegesohn und Schüler dieses Apostels wurde. Ueber den Gang seiner Bildung und über seine Jugendgeschichte ist uns nichts Sicheres überliefert worden. Wir sehen ihn zuerst wieder als Bischof einer der ersten und blühendsten christlichen Gemeinden des Orients. Es ist allgemein bekannt, daß zu Antiochien, der Hauptstadt in Syrien, einer der üppigsten und volkreichsten Städte der damaligen Welt, die mit Jerusalem in lebhaftem Handels-Verkehre stand, sich sehr früh eine christliche Gemeinde bildete. Als Gründer derselben kann mit Recht der Apostel Paulus betrachtet werden. Die dortigen zahlreichen Juden waren wahrscheinlich von Allem genau unterrichtet, was zu Jerusalem mit Jesu von Nazareth vorgegangen war, als Paulus sie mit Barnabas besuchte und ihnen ein volles Jahr lang mit fast wunderbarem Erfolge das

Evangelium von Christo mit denselben christlichen Glaubenslehren predigte, die er überall und in allen seinen Briefen vortrug: christliche Freiheit und Gleichheit. „Der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Bestehet in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat. Sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleische nicht Raum gebet, als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit.“ Das waren die Texte seiner Predigten. Während Paulus in diesem Geiste die Allgemeinheit und Freiheit des Christenthums predigte, kamen etliche im Judenthume geborne und erzogene Männer von Judäa nach Antiochien, Männer des conservativen Princips, wie wir jetzt sagen würden, die jüdisches Volksthum und mosaisches Gesetz im Christenthume nicht wollten aufgehen lassen, und erregten Unruhe in der jungen Gemeinde durch das gegen ihres Gründers Lehre gerichtete Geschrei: „wo ihr euch nicht beschneiden lasset nach der Weise Moses, so könnet ihr nicht selig werden!“ Wie verhielt sich dabei Paulus? Obwohl er ein Apostel des Herrn war, so gut wie die anderen, nahm er doch der Gemeinde gegenüber keine besondere geistliche Auctorität in Anspruch, sondern stellte durch sein eigenes Beispiel thatsächlich das Princip der Gemeindefreiheit fest. Auf seine Veranstaltung beschloß die Gemeinde eine Deputation nach Jerusalem zu senden, um die streitige Frage durch die Apostel und Aeltesten entscheiden zu lassen, und wenn Paulus selbst mit anderen zu dieser Deputation erwählt wurde und sich wählen ließ, so liegt hierin abermals ein Beweis, wie ferne ihm der Gedanke priesterlicher Herrschaft lag.

Diese von solchem Geiste beseelte Gemeinde war es, die den Ignatius zu ihrem Bischofe wählte, wahrscheinlich noch vor dem Märtyrertode des Apostels Paulus.

Wer hätte nun wohl ein vollgültigeres Zeugniß über kirchliche Lehre, Verfassung und Regierung in der ersten nachapostolischen Zeit ablegen können, als Ignatius? Hat er Schriften hinterlassen, aus denen man darüber sichere Belehrung schöpfen kann? Nach dem Zeugnisse der Kirchenväter schrieb er auf seiner Reise nach Rom zum Märtyrertode an verschiedene Gemeinden, unter anderen auch an die zu Rom, Briefe, und diese sind die einzigen schriftlichen Denkmale, die er hinterlassen hat. Es ist erklärlich, daß diese Denkmale frühe die Aufmerksamkeit der verschiedenen christlichen Parteien erregten und daß jede derselben sie zu ihren Gunsten und zu ihrer Rechtfertigung, selbst durch Fälschungen, auszubeuten suchte.

Die wichtigste und am tiefsten eingreifende Frage war: bestand in jener Zeit schon ein hierarchisches Priesterthum, und, wenn ein solches nicht bestand, wie und mit welchem Rechte bildete es sich später? Welches historisch begründete und christlich berechtigte Fundament hat dann das Papstthum und die bischöfliche Succession der englischen Kirche? Es entstand in Erörterung dieser Fragen eine Ignatianische Zank-Literatur, die durch das ganze Mittelalter hindurch geht, und nach Erfindung der Buchdruckerkunst an Lebhaftigkeit zunahm. Erst waren es nur drei Briefe, die 1495 zu Paris gedruckt wurden, zehn Jahre später kamen elf andere hinzu, und am Ende des 17. Jahrhunderts konnte man deren bereits fünfzehn

zählen. Nebenher gingen natürlich die Kämpfe über Aechtheit und Unächtheit. Calvin, ein scharfer Kritikus, spricht sich mit wahrer Entrüstung über die unverschämten Fälschungen aus, welche die Hierarchie bei dieser Gelegenheit sich zu schulden kommen ließ. „Nihil", schreibt er, „naeniis illis, quae sub Ignatii nomine edita sunt putidius. Quo minus tolerabilis eorum impudentia, qui talibus larvis ad fallendum se instruunt."

Unter solchen Kämpfen wuchs das Verlangen nach Ausscheidung des Falschen und Bewährung des Aechten, besonders in England, wo ja die kirchlichen Parteien bei der Frage über den christlichen Ursprung des römischen Primats und Episcopats in hohem Grade interessirt waren. Außerordentliche Mühe, die Frage der Entscheidung näher zu bringen, gab sich der gelehrte englische Orientalist Cureton. Nachdem er lange vergeblich geforscht hatte, begab sich's, daß ein koptischer Sprachgelehrter, Henry Tattam, in den Jahren 1838 und 1839 auf einer Reise nach Aegypten in einem uralten Kloster der Nitrischen Wüste einige syrische Manuscripte von hohem Alter an sich brachte und dem englischen Museum zukommen ließ. Unter diesen Manuscripten fand Cureton eine vollständige syrische Uebersetzung des von den Kirchenvätern namentlich aufgeführten Ignatianischen Briefes an Polycarp. Der Fund schien den Curatoren des brittischen Museums bedeutend genug, um den koptischen Gelehrten zu einer zweiten Reise zu demselben Kloster auszurüsten, und nicht vergeblich war dieser abermalige Kostenaufwand. Tattam fand bei der nochmaligen Durchsuchung der Manuscripte des Klosters mehrere Auszüge aus Ignatianischen

Briefen und ein Manuscript aus dem 7. Jahrhundert, welches unter anderen die drei Briefe des Ignatius: an die Epheser, an die Römer und an Polycarp enthielt. Diese Briefe nun gab Cureton mit allem, was sich darauf bezieht, im Jahre 1845, wo Bunsen sich als preußischer Gesandter in London befand, in dem syrischen Texte mit gegenüber stehender wörtlicher englischer Uebersetzung heraus. — Es läßt sich leicht denken, wie begierig das gelehrte und kirchliche Publikum in England nach diesem Buche griff.

Ueber den Gesammtinhalt spricht sich ein, nicht nur mir, sondern auch dem Herrn Cureton wohl bekannter Recensent in der Liter. Zeitg. folgendermaßen aus:

„Fassen wir den Gesammtinhalt der drei Briefe, wie sie in der neuen Recension vorliegen, zusammen, so ergibt sich eine große Einfachheit in Betrachtung der äußeren Verhältnisse, ein eigenthümlicher Reichthum an praktischen Ermahnungen und Lebensregeln, die oft sinnreich an einander gereiht sind und durch eine ausdrucksvolle Sprache gehoben werden; endlich enthalten sie reiche Reflexionen über das unserem Märtyrer bevorstehende Schicksal, von den Löwen im Circus zu Rom zerrissen zu werden. Der dogmatische Gehalt steht neben jenen Bestandtheilen fast zurück; es wird in dieser Beziehung mehr vorausgesetzt, als gelehrt. Mit großer Bedeutung weist der Apostelschüler darauf hin, daß auch er noch ein Lernender sei. Die Lehre von der Trinität ist nicht blos erwähnt, sondern in kühnen Bildern zur Anschauung gebracht; eben so die Lehre von der Gottheit Christi, die aber auch mehr vorausgesetzt, als dogmatisch erörtert wird.

Die Einheit Christi mit Gott ist sogar in die Sprache eingedrungen; Christus wird an mehreren Stellen mit dem Ausdrucke θεός ohne weiteren Zusatz bezeichnet. Göttlichen Wesens und Ursprunges ist er vor aller Zeit gewesen und über alle Zeit erhaben; er gehört nicht der Körperwelt an, und doch wurde er auf Erden gesehen; ohne Sünde und Schuld hat er für uns gelitten und vertritt uns in jeder Weise. Das alte Reich des Aberglaubens und der geistigen Fesseln ist vorüber, seitdem Gott in Menschengestalt erschien. Der im Neuen Testamente und besonders in Paulinischen und Johanneischen Briefen herrschende Gegensatz zwischen Fleisch und Geist, die höhere Weihe, die das Christenthum über das ganze Menschenleben bringt, die Lehre von der vorweltlichen Erwählung u. s. w. — Dieses sind die Gedanken, die in der Seele des Ignatius eine hohe Bedeutung haben.

Die Ansicht von der bischöflichen Würde und Geltung wird eine ganz andere; für den, der sich mit Herrn Cureton von der Authentie dieser durch die syrische Uebersetzung gewonnenen Recension überzeugt, sind die bisherigen, mit so großem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn geführten Erörterungen über den Ursprung des Episcopats und über dessen Bedeutung in der nachapostolischen Zeit, so weit sie sich auf die Ignatianischen Briefe stützen, ganz vergeblich gewesen. Denn hier tritt uns nirgends das Bild einer hierarchisch organisirten Kirche entgegen. Offenbar steht dem Verfasser das Leben und Gedeihen der christlichen Gemeinde, die fruchtbare Entwickelung des Christenthums (es finden sich bereits die

Ausdrücke „Christen" und „Christianismus") viel höher, als die Feststellung einer kirchlichen Verfassung. Indem er aber sieht, daß nur durch Zusammenwirken in Einheit der rechte Segen für Dogma und Sittlichkeit, — wie sie den Mittelpunkt seiner heißen Wünsche bilden — gewonnen werden kann, bringt er auf diese, ohne jene übertriebenen Anforderungen der wörtlichen Uebereinstimmung in Lehrformeln u. s. w., die in dem griechischen Texte stets wiederkehren. Im Sinne dieser Einheit wird das enge Anschließen an den Bischof mit der dem Verfasser eigenthümlichen Lebendigkeit empfohlen; ja einmal sagt er, daß er sein Leben gebe für diejenigen, die sich dem Bischofe, den Presbytern, den Diakonen unterordnen. Dieses ist aber auch die stärkste Stelle, der Gipfelpunkt derartiger Mahnungen. Will man in ihr die Andeutung einer hierarchischen Gliederung finden, — von welcher sich übrigens durchaus keine bestimmte Züge entdecken lassen, — so ist den Hypothesen und Folgerungen ein unabsehbares Feld geöffnet. Abgesehen von der glühenden, starken Sprache, die in den vorliegenden Briefen vorherrscht, fehlt es nicht an anderen Stellen, die für unsere Auffassung einen anderen Maßstab darreichen. — In dem Briefe an die Römer kommt gar keine Erwähnung des Bischofs vor. — Der Brief an die Epheser enthält in dieser Beziehung nur die Mahnung, den Bischof zu lieben, sein Beispiel zum Muster zu nehmen, sie mögen sich freuen, einen solchen Bischof zu haben. — Polycarp wird ermahnt, seiner Stellung eingedenk zu sein, keine Sorgfalt und Anstrengung weder der Seele noch des Leibes zu scheuen, um die Einheit zu

erhalten und zu befestigen; es sei seine Pflicht, alle zu tragen, über alle zu wachen, aber auch jeden mit weiser Berücksichtigung der Individualitäten und Verhältnisse rathend und helfend zur Seite zu stehen. — Es ist unzweifelhaft, daß Ignatius durchaus die persönlichen Beziehungen im Auge hatte. Nach bestimmteren Hinweisungen auf eine gewisse den Bischöfen übertragene Macht, wie sie in den als falsch ausgeschiedenen Theilen vorwiegen, suchen wir vergeblich — —".

Wie mißliebig Curetons Arbeit von der hochkirchlichen Partei und von den Puseyiten aufgenommen wurde, kann man daraus abnehmen, daß gleich nachher in der 8. Nummer des **English Review** vom Jahr 1846 die von ihm gegebene syrische Version für einen „elenden Auszug eines Monophysiten" erklärt wird.

Diese Leute schienen nicht übel Lust zu haben, den alten Streit über die Naturen in Christo zu erneuern. In der That haben die kirchlichen Streitigkeiten des 5. Jahrhunderts viel Aehnlichkeit mit den kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Hat man doch sogar das Unionsedict des Kaiser Zeno vom Jahre 482 (Henotikon genannt) in den Unionsverordnungen Friedrich Wilhelms III. wieder finden wollen!

Ganz anders faßte Bunsen die Ignatianischen Briefe auf. Sie schienen ihm ein ächt christliches Fundament für die von ihm längst gefaßte Idee einer neuen umfassenderen Reformation der deutschen Kirche und zugleich durchdringliche Waffen darzubieten, um alle widerstrebenden Feinde aus dem Felde zu schlagen. Im Jahre

1845 erschien seine Schrift „über die Verfassung der Kirche der Zukunft.“

Kaum war die Cureton'sche Ausgabe erschienen, als auch schon Bunsen mit zwei Schriften hervortrat, die den Gegenstand für das deutsche Publikum mit Geist und Gelehrsamkeit in anziehender Weise behandelten. Die eine Schrift führt den Titel: „die drei ächten und die vier unächten Briefe des Ignatius von Antiochien. Hergestellter und vergleichender Text mit Anmerkungen. Von C. C. J. Bunsen“; die andere: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit. Sieben Sendschreiben an Dr. August Neander.“ Bunsen behauptete, er habe immer mit Niebuhr an einen ächten Kern der falschen Ignatianischen Briefe geglaubt. Da war es denn ja auch ganz natürlich, daß seine lange gehegte Liebe zu dem Geiste jenes Blutzeugen jetzt um so lebendiger erwachte, indem ihm durch den Cureton'schen Fund „aus der entstellenden Bedeckung plötzlich wie durch einen Zauberschlag die Glieder eines Heroenbildes oder die Züge eines Engels hervorleuchteten“. In der ersten der angeführten Schriften gibt uns Bunsen vollständig und in zweckmäßiger Anordnung alles Urkundliche, was zum philologischen Verständnisse des Ignatius und des Textes seiner Briefe gehört. Es ist bekanntlich Bunsens Gewohnheit, seine Schriften irgend einem bedeutenden Manne zu widmen, von dem er Billigung und Förderung erwarten zu dürfen glaubt. So hat er dies noch vor 2 Jahren mit dem glänzendsten Erfolge gethan, indem er seine „Zeichen der Zeit“ unserm E. M. Arndt in Briefen „über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde“

widmete. Den hier in Rede stehenden kritischen Theil seiner Arbeit über Ignatius widmete er dem Professor Lachmann mit Erinnerungen an gemeinschaftlich verlebte Jugendjahre. Lachmann hat indessen sein Urtheil über die Hauptfrage, ob wirklich der von Cureton wiedergefundene Text das Werk des Bischofs von Antiochien sei, zurückgehalten. Eben so schweigsam verhielt sich Neander über die an ihn gerichteten sieben Sendschreiben, deren Inhalt von viel größerer Wichtigkeit ist, als die kritische Ausgabe des Ignatianischen Textes; denn hier beantwortete Bunsen in gewandter und geistreicher Weise die tief in das kirchliche Leben eingreifenden Fragen: wie verhält sich der jetzt als ächt anerkannte Text zu den Schriften des neuen Testaments in Beziehung auf kirchliche Lehre und Kirchen-Verfassung? Wie zu den späteren Kirchenvätern? Wie erscheint die darin vorherrschende Anschauung vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus? Welches ist der Gewinn oder auch die Bestätigung, die sich für die Beurtheilung der so unsäglich von einander abweichenden Versuche eigenthümlicher Ansichten über die Quellen und die Urgeschichte des Christenthums ergeben? Dabei wird auf die Fragen und Probleme, welche in der evangelischen Kirche der neuesten Zeit sich in den Vordergrund gedrängt haben, hingewiesen, ja wir finden nach der von Bunsen geltend gemachten Anschauungsweise, jetzt die geistigen Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts in denen des zweiten wieder; dieselben Interessen, dieselben Principien, dieselben Verirrungen erregten schon damals die christlichen Gemeinden und ihre geistlichen Häupter; nur Wort und Form sind verändert; das Wesen

ist dasselbe. Und dieser Maßstab zur Beurtheilung unserer Zustände und Verhältnisse wird von Bunsen nicht blos auf das kirchliche, sondern auch auf das politische Gebiet übertragen.

Neander und Lachmann waren zu sehr gewohnt, die Wege der Wissenschaft langsam und bedächtig zu wandeln, als daß sie diesen kühnen Ausflügen ihres Freundes hätten folgen können. Am meisten mögen es wohl die gewagten Folgerungen, die Bunsen aus seinen Anschauungen zog, gewesen sein, welche diesen Männern Bedenken erregten. Es waren folgende:

1) Die römisch-katholische Kirche mit ihrem Papstthum, mit ihrer Werkheiligkeit, mit ihrer Hierarchie entbehrt des eigentlichen christlichen Bodens. Auf absichtsvolle Fälschungen, bei denen wir nunmehr den Betrüger auf der That ertappen, wurde das System gegründet; auf einen Lügen-Ignatius, dessen Erdichtungen mit täuschender List angelegt sind, der mit einer bisher ungeahnten Großartigkeit seine fein gewebten Netze weithin ausbreitete, ist der päpstliche Thron erbauet; aus gründlich verderbten Quellen ist die Knechtung des ursprünglich freien christlichen Lebens, der heutige krankhafte Zustand der römisch-katholischen Christenwelt abzuleiten.

2) Die Grundsätze und Bestrebungen der strengen Episcopalisten in den protestantischen Kirchen sind, ebenfalls gegenüber der reinen christlichen Urkirche, wie wir sie im Anfange des zweiten Jahrhunderts dargestellt sehen, nur als verwerfliche Mißbildungen oder Mißverständnisse zu betrachten.

3) Im Puseyismus zeigt sich nur das erneuerte Abbild einer mittelalterlichen Romantik mit einer geringen Dose von Poesie und mit noch weniger Klarheit des Verstandes über die unvermeidliche Folge seiner Doctrin; die Geschichte kann seine Doctrin nur unter die unreifen und unhaltbaren Gegenbestrebungen unseres Jahrhunderts gegen die auflösenden Richtungen des achtzehnten rechnen.

4) Das System der „jung-tübingischen Schule", welche die evangelische Geschichte in Mythen auflösen will, oder in Anzweifelung der Aechtheit neutestamentlicher Schriften Bewährung sucht, ist jetzt in der Mitte seiner Verirrungen nicht allein gestört, sondern von einem tödtlichen Schlage gelähmt; das Dichten und Trachten von Schwegler, D. F. Strauß, und dem späteren von Ferd. Chr. Baur erscheint in seiner ganzen verlassenen Blöße.

5) Auch „die neuen altkirchlichen Dogmatiker", welche in das 17. Jahrhundert zurückführen, den Buchstaben und das Wort an die Stelle des Geistes setzen wollen, jene geistigen Brüder der Papstkirche finden in diesen Stimmen der christlichen Urzeit ihre vollständige Widerlegung.

Wenn diese Folgerungen richtig sind, dann ist in der That der neue Fund größer, als irgend einer von denen, deren wir uns in den letzten drei Jahrhunderten auf dem Gebiete der Kirchengeschichte zu erfreuen gehabt haben.

Die ersten fünf der genannten Sendschreiben an Neander verbreiten sich über Veranlassung und Plan, über die Ansicht des Verfassers von der höheren kritischen Untersuchung, über den von Cureton versuchten Wahrscheinlichkeitsbeweis, über die Eigenthümlichkeiten der drei

ächten Briefe, über die vier erdichteten Briefe, und über die Entwickelung der christlichen Kirchenverfassung. Im sechsten Briefe wird die Lehre des Ignatius und des nächstapostolischen Zeitalters und deren evangelisch-apostolische Grundlage erörtert. — Das siebente Sendschreiben endlich enthält eine zusammenfassende Darstellung des Inhalts der früheren Briefe mit Beziehungen auf die theologischen Arbeiten und kirchlichen Zustände der gegenwärtigen Zeit.[1]) Bunsen gibt sodann auf Grund der durch das Studium des Ignatius und seiner Zeit gewonnenen Ansichten eine schöne kunstreich gearbeitete Darstellung des Werdens der kirchlichen Verfassung in der frühesten Zeit bis zum Tridentinischen Concil. Für die apostolische Zeit lehrt er eine dreifache Entwickelung der kirchlichen Verfassung:

1) Die Form der Kirchenregierung durch Aelteste, deren Amt nicht lebenslänglich war (vorherrschende Wirksamkeit des Petrus und Jacobus).

[1]) Die Kritiken und Recensionen der Bunsen'schen Schriften, welche sich in den Jahrgängen 1845, 46 und 47 der L. Z. finden, wurden unter meinen Augen und zum Theil unter meiner Mitwirkung veranstaltet, die werthvollsten sind von Dr. Brandes. Die kurze Inhaltsanzeige der Bunsen'schen Sendschreiben an Neander habe ich hier wiederholt, um meine jüngeren theologischen Leser zu veranlassen, sich diese zur Charakteristik der damaligen und noch fortdauernden Bewegungen und Strebungen auf dem kirchlichen Gebiete höchst lehrreichen Schriften anzuschaffen. „Die Zeichen der Zeit" von Bunsen haben zwar viel Lärm gemacht, weil sie nach dem Geschmack des auf der Oberfläche der öffentlichen Meinung hin und her schwankenden Publikums geschrieben sind, haben aber sowohl hinsichtlich der Veranlassung, als des Zweckes im Vergleich mit den hier in Rede stehenden Bunsen'schen Schriften einen geringen Werth.

2) Durch lebenslängliche Aelteste: Paulus.

3) Durch einen Bischof mit Aeltesten: Johannes.

Resultat: die Form der Regierung der Kirche ist unter den Aposteln aristokratisch; aber die Anfänge des monarchischen Princips sind zuverlässig älter als die Zerstörung Jerusalems. — „Das ächte Bisthum", heißt es, „ist den Heidenchristen entsprossen und von ihnen fortgebildet. Es ist das an keinen Stamm gebundene Amt der freien Persönlichkeit, neben welchem ein berechtigter Rath und eine freie Gemeinde steht. Es ist die Gewähr der Fortdauer des Rechtes einer freien Persönlichkeit, welche zuerst nur schien bestimmt zu sein, sich in den Aposteln darzustellen: es ist die Morgenröthe des freien und verfassungsmäßigen germanischen Königthums, mit der Verschiedenheit des Gebietes der Liebe und des Rechtes, der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse. — Man kann sagen, daß in diesen ersten Schöpfungen des göttlichen Geistes in der Menschheit, nämlich in den Gemeindevätern des Diakonats, des Presbyteriats und des Bischofthums, die ganze spätere Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft bedingt und vorgebildet ist. So wird in der ersten Frucht göttlicher Liebe, welche aus dem Zusammenwirken von Gemeinde und Amt entsprossen, in dem Diakonate, die Freiheit der Menschen geübt als dienende Liebe: in derselben Zeit, wo die eiserne Faust des Despotismus den ganzen Erdkreis stärker und hoffnungsloser als je zu umklammern schien. Die Regierung der in einer

Gemeinde vereinten christlichen Familien durch ihre Aelteste war das Vorbild der freien bürgerlichen Gemeinde der Zukunft: und die germanischen Stände und Parlamente sind lange vorgebildet in den kirchlichen Synoden, zu einer Zeit, wo es nicht mehr eine alte, und noch keine neue Nation gab. Eben so ist das wahre christliche Königthum vorgebildet im Bischofe. Der Bischof ist die erste Verkörperung der Idee, daß die höchste Gewalt wesentlich die eines freien Gewissensrechts, und daß dieses Recht der Persönlichkeit nicht allein wohl verträglich sei mit körperschaftlichem und gemeindlichem Rechte, sondern die Gewähr beider und die Krone des Ganzen. Dies scheint mir eben so unläugbar, als daß die Idee der unbedingten Monarchie, und zwar aus göttlichem Rechte sich lange schon im Papstthum ausgebildet hatte, ehe sie sich in Philipp II. und Ludwig XIV. darstellte, und daß, wer die Reformation von 1517 nicht wollte, seine Rechnung mit der Revolution von 1789 abzumachen haben mußte."

Wer Bunsens Wirksamkeit in Kirche und Staat etwas näher kennt, wird finden, daß er mit diesen Worten den Grundgedanken aller seiner kirchlichen und politischen Thätigkeiten ausgesprochen hat.

Daß diese große menschliche Bedeutung des Episcopats schon lange nicht mehr recht verstanden und nie zur vollen Entwickelung gekommen sei, legt er den Theologen und Kanonisten zur Last. Ihrem Bemühen sei es allmählich gelungen, das Christenthum und die Kirchengeschichte aus der Gesammtentwickelung des menschlichen Geistes heraus=

zusondern und so dasjenige, was den Mittelpunkt der Ideen-Entwickelung in sich schließt und darstellt, aller lebendigen Ideen der menschlichen Vernunft und Sittlichkeit baar und ledig zu machen. — Eine furchtbare Beschuldigung!

Der zweite Zeitraum beginnt mit der Zerstörung Jerusalems (70) und geht bis zum Tode des Ignatius (107). Während desselben dehnt sich das bischöfliche System der jüngsten apostolischen Zeit allmählich aus, und als Polycarp starb (169) war der Sieg der bischöflichen Verfassung bereits entschieden.

Der dritte und letzte Zeitraum der Bunsen'schen Perioden geht vom Nicäischen bis zum Tridentinischen Concil, mit welchem alle Entwickelung der Verfassung aufhört und der starre Absolutismus des Papstthums und der Geistlichkeit die gesetzliche mit Bewußtsein herbeigeführte Form der alten Kirche wird. Während dieser Zeit ist Ignatius, weil seine Schriften in einer auf Trug angelegten Fälschung vorlagen, der mythische Name für alles Hierarchische und Pfäffische gewesen; und namentlich hat die römisch-katholische Kirche mit ihrer Hierarchie sich unaufhörlich auf die Ignatianischen Briefe berufen. Mit der Entdeckung des ächten Textes fällt auch dieses Bollwerk in dieselbe Kategorie mit den pseudoisidorischen Decretalen und mit dem Pseudodionysius Areopagita.

Auch die Puseyiten hatten sich auf die Ignatianischen Briefe berufen, und ein gelehrter Freund des Stifters dieser Secte bemerkt: „es sei unmöglich die Hand der Vorsehung zu verkennen in der Fügung, welche der Kirche

den ächten Text des Ignatius in jener verhängnißvollen Zeit gegeben, wo das apostolische Bisthum in England so hart bedroht gewesen." Diesen unglücklichen Vertheidiger der Herren Pusey und Newman schlägt Bunsen mit der Gegenbemerkung zu Boden: „es mag uns erlaubt sein, eine nicht weniger merkwürdige Fügung der Vorsehung darin zu erkennen, daß eine uralte syrische Uebersetzung der Briefe des Ignatius in einem Kloster der libyschen Wüste, und zwar in dem Moder eines unterirdischen Gewölbes gefunden und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Unächtheit jenes Textes, auf welchen ihr euch beruft, zu beweisen und die wahren Briefe jenes Märtyrers herzustellen."

Merkwürdig sind noch folgende Aeußerungen: „die höchste und letzte Aufgabe des Christenthums ist, das staatliche Leben zu durchdringen: Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, will Staat werden, wie er Familie und Gemeinde geworden. — Christus will Volk und Staat werden, und wer sich dem widersetzt, läugnet seine Menschwerdung. — Das Christenthum kann nur vernichten, was sich nicht mehr erneuern will. Es mußte das Judenthum sprengen, da das starre, engherzige, verdorbene Volk ihm keine Herberge in seinem Gesammtleben gewährte. — Nun ergoß es sich in die Heidenwelt und schuf hier die Familie um, ja es bildete eine in sich geordnete Gemeinde in Stadt und Dorf. Allein das Christenthum fordert den ganzen Menschen. Seine volle gesunde Entwickelung ist nur im christlichen Staate möglich, ein christlicher Staat nur unter einem freien christlichen Volk. So lag es im göttlichen Berufe

des Christenthums, das Römerreich zu sprengen. Es ist Thorheit, läugnen zu wollen, daß das Christenthum dieses gethan."

Die Philosophie und ihr Verhältniß zum Christenthum faßt Bunsen in Hegel'scher Weise auf, worauf schon die oben angeführten Sätze hindeuten: „Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, will Staat werden, wie er Familie und Gemeinde geworden ist." — „Christus will Volk und Staat werden, und wer sich dem widersetzt, läugnet seine Menschwerdung." Wie oft sind nicht diese Sätze von Hegel'schen Katheder-Theologen vor- und nachgebetet worden! Und wie könnte man auch die Hegel'sche Vorstellung von der Menschwerdung Christi treffender und zweckmäßiger ausdrücken! — Bestimmter legt Bunsen sein Verhältniß zu dieser Philosophie in folgenden Sätzen dar: „Wir stehen endlich selbst, sofern wir Christen sind und der Philosophie des Geistes nicht ganz unkundig, innerhalb der Wirkungen desselben Geistes, mit dessen Hülfe die apostolischen Väter auf solchem Grunde, unter solchen Verhältnissen, die Lösung dieser Aufgaben unternehmen konnten, und der Abstand von siebenzehn Jahrhunderten macht uns die weltgeschichtliche Würdigung jener Männer nur desto leichter." — „Das Selbstbewußtsein Christi ist die höchste Gewähr für die Wahrheit unserer Vorstellung von ihm. Dieses Selbstbewußtsein finden wir übereinstimmend bezeugt in den Nachrichten der Apostel und Apostelschüler über ihn, aber wahrhaftig zu verstehen vermögen wir es nur im Leben durch das sittliche Bewußtsein, im Geiste durch die Philosophie oder die Wissenschaft des Geistes." Gerade so

Marheineke in seinem Buche „über Reform in Kirche und Staat.“ Ebenso sind folgende Sätze ächt Hegel'schen Ursprungs: „Der Schritt von der Zeugung zum Anfange der Entwickelung der Frucht ist gewissermaßen der größeste: eben weil es überwiegend nicht Zeugung, sondern Entwickelung ist, aber er ist zugleich nur der erste Anfang derselben, also ein Durchgang zu höherer Bildung. Augustinus ist den Aposteln näher als geistige Kraft, dann die Väter des zweiten Jahrhunderts: Anselm und Tauler noch näher, was die Tiefe des christlichen Gedankens betrifft: Luther und Calvin endlich am nächsten, wenn man auf die neubelebende geistige Kraft des Christenthums sieht. Alles erste Werden ist gering als Werden: aber unendlich groß als Gewordenes. — — Die Vermittlung zwischen dem Bleibenden, Ewigen und dem sich Entwickelnden ist *im Geiste der Gemeinde*: d. h. *im Gewissen der gläubigen Menschheit*, welches alle Dinge richtet: also in der *Freiheit*. Was sich dazwischen stellt als Priesterthum, als göttliches Recht der Auslegung Seitens der Geistlichkeit, oder als Gewissenszwang weltlicher Herrschaft, ist an sich vom Bösen, wenn es mehr sein will, als es sein kann *für die ihm angewiesene Zeit*. Denn es kann, auch bei seiner besten Form, nur ein Vorläufiges sein, als das was ist, damit es nicht *sei*, sondern damit vielmehr dasjenige entstehe, was als wahrer Gedanke Gottes ein bleibendes und wahrhaft göttliches Bestehen habe.“ —

Man sieht, welche Rolle hier der Begriff „*Entwickelung*“ spielt. Man braucht nur nach dem ersten besten Lehrbuche der Hegel'schen Philosophie zu greifen,

um dort denselben Begriff in derselben Bedeutung wieder zu finden.

Zum Beweise dessen will ich hier dieselben Stellen aus Marbach's „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie", eine der besten Productionen der Hegel'schen Schule, meinen Lesern vorführen, deren ich mich auch bei meinen officiellen Vorträgen bediente, um das Verhältniß der Bunsen'schen Philosophie zur Hegel'schen deutlich hervortreten zu lassen. „Die Veränderung der äußerlichen Erscheinungen des Gegenstandes wird entweder von Außen oder von Innen bewirkt. Die einzelnen Gegenstände sind außer einander und zufällig gegen einander. Jede von Außen kommende Veränderung wird durch das Zusammentreffen zweier einzelnen Gegenstände bewirkt; ist daher äußerlich und zufällig. Das Innere des Gegenstandes hat aber in dem Aeußeren desselben seine Erscheinung, und diese kann daher auch durch das Innere selbst sich verändern, wenn dieses in sich lebendig ist. Von demjenigen, welches durch das ihm innewohnende Leben sich äußerlich verändert, sagen wir, daß es sich entwickele. Solche Veränderung ist nicht zufällig, weil das Innere des Gegenstandes gegen das Aeußere nicht zufällig ist, sondern das Aeußere als die Erscheinung des Inneren durch dieses nothwendig bedingt ist. Die Entwickelung ist mithin Selbstbestimmung, d. h. die Freiheit des Inhaltes, an welcher das Aeußere seine Nothwendigkeit hat. Die Freiheit des Inneren ist in der Entwickelung die Nothwendigkeit des Aeußeren. Durch die Entwickelung kommt ein nur erst innerlich Daseiendes zum äußerlichen Dasein, oder die Entwickelung ist

das in die Erscheinungtreten des Inhalts. — Die Geschichte ist nur Wissenschaft, in so fern sie das sich Entwickelnde darzustellen hat. Aber sie hat wesentlich zeitliche Entwickelung darzustellen, d. h. das zur zeitlichen Erscheinungkommen eines und desselben Inhaltes in den verschiedenen Stufen seiner Herausbildung, und so an die Erscheinung geknüpft, ist sie empirische Wissenschaft. Aber als Wissenschaft hat sie den Inhalt als den Einen in seinen mannigfachen Erscheinungen selbst als einen nothwendigen Fluß des Werdens, des aus sich selbst sich Herausbilden des Inhaltes, zu begreifen. Eine historische Darstellung wird dann am meisten wissenschaftlich sein, wenn sie den Gang der Entwickelung so darstellt, wie er sich selbst vollführt hat, denn dieser ist zugleich der vernunftnothwendige. — So ist die jedesmalige Gegenwart das Resultat ihrer Vergangenheit, so daß sich alle Gegensätze dieser zur Einheit jener zusammen schließen. Zugleich aber gebiert sie schon neue Gegensätze, deren Lösung, Einung die Aufgabe der Zukunft ist, nämlich zur Gegenwart zu werden. — Geschichtlich ist nur das Allgemeine, welches als Einzelnes, Zeitliches, d. h. mit dem Schein der Zufälligkeit behaftetes auftritt; dieser Schein ist es aber gerade, welchen die Wissenschaft abzustreifen hat, damit alle Veränderung als Entwickelung erscheine. — Das Individuum Mensch nun ist ein geistig wie körperlich sich entwickelndes und in so fern historisch; zugleich wird es aber auch durch eine Menge Zufälligkeiten bestimmt, und in so fern ist es daher nicht historisch. Die geistige Entwickelung des einzelnen Menschen ist ein Werk der Erziehung, nicht aber in dem Sinne, als ob

durch die Erziehung von Außen etwas in ihn hinein käme, sondern indem das in ihm Liegende zur Erscheinung gefördert wird. Das Bildende ihn zu sich selbst Erziehende ist die geistige Umgebung des Individuums. Seine nächste geistige Umgebung ist aber die Familie, und daher ist der Geist des Individuums zunächst eine Erscheinung des Geistes der Familie. Da sich aber die Familie von selbst zum Volke erweitert, so ist der Geist des Einzelnen Erscheinung des Volksgeistes. In dieser Erscheinung ist, was an ihm ein zufälliges, schlecht individuelles ist, abgestreift. — Das Volk entwickelt sich und in dieser seiner Entwickelung stellt es die Geschichte dar. Als einzelnes Volk gegen andere Völker erscheint es aber auch als ein zufällig, d. h. äußerlich bestimmtes. Als nur Einzelnes gegen Einzelne betrachtet wäre also das Volk nicht Gegenstand wissenschaftlicher Geschichtschreibung. Wie das Individuum im Volke, so findet das Volk im Menschengeschlechte seine historische Bedeutung. Historische Völker sind diejenigen, durch welche das Menschengeschlecht den Gang seiner Entwickelung nimmt. Ein Volk, welches als ein vereinzeltes, bedeutungslos für das Menschengeschlecht, stehen bleibt, ist nicht historisch, so wenig wie das außer dem Volksgeiste stehende Individuum. Wie das Individuum ferner im Volke seine geistige Erziehung findet und an ihm seine geistige Grundlage hat, so das historische Volk am Menschengeschlechte u. s. w."

In dem Lichte vorstehender Hegel'scher Lehrsätze, denen leicht noch viele andere zugesellt werden können, verstehen wir erst, was Bunsen eigentlich meint, wenn er sagt:

„Christus will Staat werden, wie er Familie und Gemeinde geworden ist — Christus will Volk und Staat werden, und wer sich dem widersetzt, läugnet seine Menschwerdung." Gerade so verstanden und erklärten bekanntlich auch die Hegel'schen Theologen die Menschwerdung Christi.

Es ist hiernach nicht zu verwundern, daß Bunsen bei den orthodoxen Theologen in den Verdacht pantheistischer Weltanschauung kam; selbst das „Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch", welches er 1846 herausgab, konnte ihn nicht retten, so fromm- und christlich-gläubig es auch jedem Unbefangenen erscheinen mußte.

Das nachgewiesene Verhältniß der Bunsen'schen Philosophie und Theologie zur Hegel'schen war es auch, welches August Neander abwendig machte, ja zurückstieß. Seine Urtheile über die an ihn gerichteten Sendschreiben waren keineswegs günstig. Die Art und Weise, wie Bunsen sich über die Leistungen deutscher Theologen, namentlich über Schleiermacher, Nitzsch und Dorner aussprach, verletzte nicht allein Neander, sondern auch viele weniger betheiligte Männer der Wissenschaft. Schien es doch fast, als ob er die Männer der junghegel'schen Schule vertheidige, während er Schleiermacher, Nitzsch und Dorner anklage. „Ich bedaure", sagt er, „daß jene Männer der junghegel'schen Schule vielfach als geschworene Feinde des Christenthums und als Christus- wo nicht Gottesläugner angegriffen sind; das scheint mir nicht allein unwissenschaftlich, sondern auch von einem nicht geläuterten christlichen Eifer eingegeben." Dagegen

starke Ausdrücke gegen die Vertheidiger der symbolgläubigen Theologie, da der christlichen Freiheit gegenüber kein Formelwesen bestehen könne, „selbst Schleiermacher's und Nitzschens theologische Darstellungen", heißt es wörtlich weiter, „tragen mir noch zu sehr den Charakter einer für das theologische Bewußtsein nothwendig erachteten Formel." — Ueber „die Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi" von Dorner spricht Bunsen sich folgendermaßen aus: „Ich vermisse schmerzlich jene entsagungsvolle und unbefangene philologische Auffassung der evangelisch-apostolischen Aussprüche und der Schriften der alten Väter, ohne welche eine wahre Würdigung der folgenden Jahrhunderte, und noch weniger eine Wiederherstellung des christlichen Glaubens möglich ist. Seine Forschung über die Logoslehre bei Paulus scheint mir weder so unbefangen, noch so gelungen, als bei Philo. Ja es will mich bisweilen die Besorgniß überschleichen, als habe das ungeheure Anschwellen der Darstellung jener byzantinischen Entwickelung oder vielmehr Verwickelung seinen freien Blick, wenn auch nur vorübergehend, beschränkt, und als werde der verehrte Mann doch am Ende jener Periode auch innerlich eine bedeutendere Stellung zu geben sich geneigt fühlen, als sie in der ersten Ausgabe und ich glaube fest auch in der Wirklichkeit der Geschichte des Geistes Christi einnimmt. Das würde auch mehr sein, als das Dorner'sche Werk seiner ganzen Anlage nach erträgt. So etwas nun müßte ich für einen höchst bedauernswürdigen Rückschritt halten."

Ich läugne nicht (und warum sollte ich es verhehlen?) daß vorstehende Erörterungen über Bunsen's theologischen Standpunkt so ziemlich eine Wiederholung meiner amtlichen Vorträge enthalten, die damals von größerer Bedeutung waren und mehr Vorsicht erforderten, als das gegenwärtige jüngere Publikum sich denken kann. Das Concept dieser Vorträge liegt wahrscheinlich noch bei den Acten des Ministeriums; wenigstens nahm Eichhorn es an sich. Ausführlicher wurde die Sache öffentlich in der Literarischen Zeitung besprochen. Ueber Neander's Verhältniß zu Bunsen wird wohl der Professor Jacobi in Halle, Neander's Lieblingsschüler, die sicherste Auskunft geben können. Durch Bunsen's neues Bibelwerk haben alle diese Fragen eine erneuerte Bedeutung gewonnen.

Bunsen's Schrift „Ueber die Verfassung der Kirche der Zukunft" erschien zwei volle Jahre früher, als seine „Sieben Sendschreiben an Dr. August Neander" und ein Jahr früher als Cureton's „Vindiciae Ignatianae". Dies gab Veranlassung zu der für Bunsen's Absichten etwas bedenklichen Frage: ob seine Ideen über die Verfassung der Kirche der Zukunft frei und unabhängig in ihm selbst entstanden, oder ob er sie aus den Briefen des Ignatius entnommen? Die Frage wurde von seinen Feinden nicht nur bejahend entschieden, sondern auch noch hinzugefügt: „er habe durch kühne, gewagte und zum Theil ganz unhaltbare Schlußfolgerungen das Gewicht des Ignatius zu Gunsten seiner Zukunftskirche bedeutend verstärkt."

Die in dem Buche von der Kirche der Zukunft entwickelten Bunsen'schen Ideen sind folgende: Vier von den zwölf Abschnitten des Buches sind den Grundlagen der Verfassung der Kirche der Zukunft gewidmet. Das ursprüngliche Verhältniß des Menschen zu Gott, seinem Schöpfer, heißt es, ist das eines Ebenbildes Gottes. Der Mensch war gleichsam ein lebendiger Spiegel, worin er Gott anschaute und zugleich sich selbst als Gottes wesentliches Ebenbild. In diesem Verhältnisse zu Gott war alles menschliche Leben lediglich Darbringung eines Opfers, in welchem jeder einzelne Mensch sich als Lob- und Dankopfer seinem Schöpfer darbringen sollte. Dieses ursprüngliche Verhältniß wurde durch die Sünde gestört, und damit trat die Nothwendigkeit eines Sühnopfers ein. Dieses Sühnopfer ist von Christo, Gottes und des Menschensohn, für alle Zeiten dargebracht, und dadurch die fortdauernde Einleitung der Menschheit in das Göttliche jedem einzelnen an ihn glaubenden Menschen möglich gemacht; denn mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet Alle, die geheiligt werden.

Damit ist das heidnische und das jüdische Priesterthum aufgehoben, und an die Stelle desselben tritt das Hohenpriesterthum Christi. Diesem göttlichen Hohenpriesterthum gegenüber fällt alle menschliche Auctoritäts-Vermittlung dahin, und jeder Einzelne hat freien Zugang zu seinem Hohenpriester, welcher ist Christus. — Dies ist das allgemeine Priesterthum, welches verwirklicht und gleichsam verkörpert wird durch die Lehre des Apostels Petrus: „Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause und zum

heiligen Priesterthum." Die Lehre vom Hohenpriesterthum Christi umfaßt also die wesentlichste Idee des Christenthums. Das Anstreben der Verwirklichung und Förderung der sittlichen Weltordnung Gottes ist das allgemeine Dankopfer der Christenheit.

Diese Idee verlangt aber zu ihrer Verwirklichung einen christlichen Staat; weil einen solchen das Mittelalter noch nicht hatte, so blieb die Rechtsperson der Kirche eine besondere Priesterkaste, die Gemeinde ging unter in der Geistlichkeitskirche, das Dankopfer im Meßopfer, durch welches der Priester die Gemeinde führt. Dem trat die Reformation mit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, und vom allgemeinen Priesterthume der Gerechtfertigten entgegen. Der eigentliche Unterschied indessen liegt nicht in der Lehre, sondern in der Verfassung. Denn überhaupt, daß das Christenthum Lehre sei, ist nur die irrthümliche, wenn schon nothwendige Ansicht der Geistlichkeitskirche. Die Thatsache vielmehr ist Grund des Christenthums, die drei Thatsachen der Schöpfung durch den Vater, der Erlösung durch den Sohn, der Leitung durch den Geist. So ist auch die Rechtfertigungslehre nur das Postulat des Glaubens an Christi Gottheit, die Lehre vom allgemeinen Priesterthume das Postulat der Verwirklichung des Glaubens an den heiligen Geist. Die Reformation unterschied sich als romanische und germanische, indem Calvin vollständig den christlichen Staat darzustellen suchte, damit den politischen Sinn für freie Verfassung weckte, aber der Geschichte vorgreifend die Kirche an weiterer Entwickelung durch Festhalten der unvollkommenen damals

freilich allein möglichen Form hinderte; Luther aller Aufstellung einer Kirchenverfassung entsagte, den Ausgang im Glauben der Bildungsfähigkeit der Menschen anheimstellend. Dieser Glaube trügte nicht; nach drei Jahrhunderten des Ringens um Gewissens- und bürgerliche Freiheit ist nun die Scheidewand niedergerissen zwischen Weltlichem und Geistlichem, und namentlich für die preußisch-evangelische Kirche der weltgeschichtliche Zeitpunkt gekommen: zur Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volksthümlichen Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche darstellt und regiert.

Der zweite Abschnitt sucht aus den beiden Postulaten der Reformation, vom allgemeinen Priesterthume nämlich, und von der Trennung geistlicher und weltlicher Regierung die Verfassung der Kirche herzuleiten. Das allgemeine Priesterthum, scheinbar im Widerspruche mit der evangelischen Lehre von der göttlichen Stiftung des Amtes, bildet mit diesem eine Kantische Antinomie, die nach einem von deutscher Wissenschaft entdeckten Gesetze in eine höhere Einheit aufzugehen hat; das ist die sittliche Weltordnung, theologisch ausgedrückt, das Reich Gottes, wo, was die einzelne Seele selig macht, das Ganze fördert, das Amt also nothwendig ist, doch nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, während die göttlich gegebenen Rechtspersonen im Reiche Gottes die einzelnen Gläubigen sind. In ähnlicher Weise sei auch im Staate der Gegensatz von Volk und Regierung auszugleichen. — Eine zweite Antinomie, die auf Grundlage des zweiten

Postulats entsteht, ist die von Katholicität und Nationalität, Kirche und Staat, geht in die höhere Einheit des christlichen Staates, besser des christlichen Reiches auf. Und nachdem seit dem 16. Jahrhundert diese beiden Gegensätze zum Bewußtsein gekommen, erst zur Spaltung, dann zur Gleichgültigkeit geführt, so drängt nun ein neuer Bildungstrieb zur Vereinigung, und „hochkirchlich" kann in der Kirche der Zukunft nur die Ansicht heißen, welche nicht der Geistlichkeit, der Rechtsperson der mittelalterlichen und der bisherigen Staatskirchen, das gesetzgebende Recht und die Gewalt gibt, sondern der ganzen Gemeinde als der Person der vollständigen bewußten und mündigen Kirche. Keine Staatskirche! Diese ist naturgemäß nur, wo ihr ein Kirchenstaat entspricht, Kirche und Staat, wie in Genf und Schweden, sich thatsächlich denken. — Was wir wollen, ist eine evangelische Nationalkirche, welche das nationale Leben in seiner Beziehung auf Gott eben so vollkommen und selbstthätig darstellt, als in seiner Beziehung auf die Welt es durch den Staat dargestellt wird! Zur Nationalkirche bedarf es keiner buchstäblichen Einheit der Symbole, keiner Einförmigkeit im Gottesdienste, sondern, daß die Einheit in Liebe festgehalten werde, welche die Völker als Einheiten und Persönlichkeiten im Reiche Gottes erscheinen läßt, trotz der drei Confessionen, die in den neueren Staaten auch fernerhin, so bald Gewissensfreiheit Grundsatz ist, neben einander bestehen werden.

Im dritten Abschnitte vergleicht Bunsen die

mittelalterliche und die evangelische Kirche noch ausführlicher mit der Kirche der Zukunft.

Der vierte Abschnitt geht dann zu den Grundsätzen der Herstellung einer vollständigen evangelischen Kirche über. Aus dem Priesterthume aller einzelnen Gemeindeglieder, d. h. aus der vollen Verantwortlichkeit eines jeden, an den das Wort der erlösenden Liebe ergangen, werden drei kirchliche Aemter hergeleitet: das Hirtenamt, das Amt der Regierer, das Amt der Helfer. — Zur Regierung der Kirche hat die Geistlichkeit als solche kein Recht; jeder der ein kirchliches Regierungsamt bekleidet, muß es eben so von der Gemeinde Christi empfangen, wie die Apostel es von Christus und in Christus erhielten. Denn die geistliche Oberherrlichkeit ist und bleibt in jeder Sphäre bei der Gemeinde. Diese ist die eigentliche Rechtsperson der Kirche; es geschah im Suchen nach dieser wahren Rechtsperson, daß die Theologen, indem sich Geistlichkeit, Consistorium, Landesherr, als den Begriff dieser Persönlichkeit nicht erfüllend auswiesen, auf den Gedanken einer unsichtbaren Kirche geriethen, eine Erfindung, die durch Richard Rothe und Stahl unwiderleglich bekämpft und durch die Idee der sichtbaren Gemeinde mit Recht verdrängt worden ist. Mit den Zerrbildern des Socialismus und Communismus, mit der Volkssouveränität hat dieser Gedanke nichts zu schaffen; er ergibt sich mit Nothwendigkeit daraus, daß der Geist Gottes seiner Gemeinde gegeben ist. Ueber den Geist Gottes aber gibt es keine Oberherrlichkeit; mit anderen Worten: es gibt in der sittlichen Weltordnung keine Macht, die höher wäre, als das

allgemeine Gewissen, und zwar das freie, nicht das geknechtete. Tief in des Menschen Herzen lebt das Gefühl der einigen, seligen, freien Menschheit; es war dies das Ideal der Kirche, welches lange vor Christo in Plato's Republik, und ganz verunstaltet neuerdings durch den Socialismus angestrebt wurde, der auf den Thron der Gewissensfreiheit die National-Oeconomie erhebt. So das Ideal; der geschichtliche Zustand aber, so weit er von uns übersehen wird, zeigt die sittliche Weltordnung, d. h. die Kirche, als eine im Staate, als der Sphäre des Rechts und der Ordnung, sich bewegende. Es gibt keine naturgemäße kirchliche Regierung jenseits des Staates! Indem also feststeht, daß die bürgerliche Ordnung und Obrigkeit eben so gut von Gott sind, als die Kirche, so folgt, daß der kirchliche Regierungsbeamte, ob Geistlicher oder Weltlicher, eine doppelte Oberherrlichkeit anzuerkennen hat: nach innen die der Gemeinde, nach außen die der weltlichen Obrigkeit. — Das sind Bunsen's Ideen von der Kirche der Zukunft.

Meine Gespräche mit Aster über die Bunsen'sche Kirche der Zukunft fielen in die Zeit der General-Synode und des vereinigten Landtages, zweier großen Körperschaften, welche die kirchlichen und politischen Gesinnungen des ganzen Volkes repräsentirten. Die Verhandlungen derselben gaben einen höchst frappanten Commentar zu Bunsen's kühn ausgesprochener Behauptung: „Nach drei Jahrhunderten des Ringens um Gewissens- und bürger-

liche Freiheit ist nun die Scheidewand niedergerissen zwischen Weltlichem und Geistlichem, und namentlich für die preußisch-evangelische Kirche der weltgeschichtliche Zeitpunkt gekommen: zur Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volksthümlichen Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche darstellt und regiert.

Auf dem vereinigten Landtage kam das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, Religion und Recht zweimal zur Sprache; einmal bei den Verhandlungen über die Dissidenten, das zweitemal bei den Verhandlungen über die Juden-Emancipation. Die Reden, welche gehalten wurden und die Wirkungen, welche sie hervorbrachten, ließen einen tiefen Blick in den politischen Verstand und die religiöse Bildung der damaligen Landesvertreter thun. Es trat eine Partei hervor, welche auf absolute Trennung von Kirche und Staat hinarbeitete. Dieselbe formulirte zuerst den Antrag in der Curie der drei Stände, daß die Ausübung der ständischen Rechte an keinerlei Art von religiösem Glaubensbekenntnisse gebunden sein solle. Der Antrag fiel durch mit 319 Stimmen gegen 158. Dagegen erhielt der Antrag, daß allen denen, die sich zur christlichen Religion bekannten, die Ausübung der ständischen Rechte zugestanden werde, die Majorität der Stimmen. Die Partei der absoluten Trennung gab indessen ihre Sache nicht auf; sie übte, mehr französisch geschult, als die übrigen, mit großem Erfolge im Stillen die Kunst der Ueberredung. Ohne Widerspruch von Seiten der Versammlung und des Marschalls wiederholte sie ihren

früheren Antrag, als die Frage wegen Emancipation der Juden zur Verhandlung kam, und diesmal fiel der Antrag nur mit einer sehr verminderten Majorität in Berücksichtigung des früheren Beschlusses durch. Die Hauptwortführer der absoluten Trennung von Kirche und Staat waren Beckerath, Hansemann, Camphausen und von Vincke. Die Reden der ersteren waren der französischen Anschauung und Gesetzgebung entnommen; Camphausen begleitete sogar seine Argumentationen mit Phrasen aus den Heine'schen Reisebildern; scheinbar tiefer faßte von Vincke die Sache auf. „Es geht mir", sagte er, „wie unseren anderen Rednern, daß ich nämlich trotz der eifrigsten Forschungen und des gewissenhaftesten Nachdenkens mir nicht habe klar machen können, was unter einem christlichen Staate zu verstehen sei. Ich glaube das Christenthum sehr hoch zu stellen, aber der Begriff der Religion kann doch nur auf der inneren, individuellen Ueberzeugung beruhen. Der Staat aber ist ein Complexus von Individuen, welcher als solcher keine Ueberzeugung haben kann. In so fern daher der Staat eine moralische Person darstellt, so kann ich mir nicht denken, daß derselbe als solcher eine bestimmte Religion haben könne. Wie man also von einem Staate sagen könne, es ist ein christlicher Staat, ist mir nicht erklärlich. Der Staat wird doch nicht auch die Bestimmung haben sollen, die Glaubenssätze einer bestimmten Confession zu realisiren, gewissermaßen der Executor der Kirche zu sein. Vielleicht hat diese Darstellung in einem anderen Sinne genommen werden sollen; man will vielleicht sagen, als Staat hat er in der

Gesetzgebung die Principien zu realisiren, die aus der christlichen Moral hervorgehen, denn die Glaubenssätze selbst kann er nicht realisiren. Aber auch in dieser Beziehung kann ich mir nicht denken, daß der Staat sich als Executor der Kirche zu geriren habe. Die zehn Gebote sagen: „Du sollst nicht tödten", der Staat erkennt den Krieg an. Das Christenthum sagt: „Du sollst nicht schwören", der Staat verlangt den Eid. Das Christenthum sagt: „Liebe deine Feinde; wenn dir Jemand einen Backenstreich gibt, so halte ihm die andere Backe auch hin." Der Staat hat aber Gesetze über Injurien-Processe. Das Reich der Kirche ist im Himmel, das des Staates auf Erden. Die Religion ist bestimmt, uns für den Himmel zu erziehen und die Regeln vorzuzeichnen, die wir auf unseren irdischen Wegen zu beobachten haben, um als Bürger des Reiches Gottes in den Himmel einzugehen. Der Staat stellt die Regeln auf, die wir als Bürger dieses bestimmten Staatenverbandes zu befolgen haben. Wenn daher der Herr Minister gesagt hat, daß die Kirche über dem Staate stehen soll, so stimme ich dem bei, aus dem Grunde, weil der Himmel über der Erde steht; wenn ich aber nach Grundsätzen suche, um die Erde zu bebauen, oder die Verwaltung des Staates zu regeln, so werde ich mir diese nie vom Monde holen."

So viel tiefer faßte Herr von Vincke die Frage auf, als seine Parteigenossen, und doch ist seine Auffassung nur eine oberflächliche. Er übersieht, daß der religiöse Mensch zugleich auch der politische Mensch ist, und daß, wenn das Christenthum für das Reich Gottes erzieht,

wie er zugibt, es zugleich auch für alle die Grundsätze erzieht, welche die Grundpfeiler des Staates bilden und — auf welchen alles staatliche und bürgerliche Leben beruht. Warum soll ich die zehn Gebote anerkennen? Etwa deshalb, weil der Staat die Uebertretungen derselben bestraft? Das wäre ein sehr schlechtes Anerkenntniß, und der Staat würde vor lauter Uebertretungen und Bestrafungen nicht zu sich selbst kommen können. Warum soll ich Staat und Obrigkeit anerkennen, wenn nicht aus Gründen der christlichen Lehre? Es bedarf nur geringen Nachdenkens, um klar zu erkennen, daß die Partei der absoluten Trennung von Kirche und Staat nichts anderes als den Communismus lehrte. War denn unter den 477 erwählten Landesvertretern des vereinigten Landtages keiner, der die Hohlheit und Gefährlichkeit dieser Theorie aufzudecken Herz oder Verstand genug hatte? Die Antwort, welche ich von einem der Minister, der Herrn v. Vincke sehr genau kannte, auf diese Frage erhielt, lautete so: „wie wären Leute so frechen Maul's und so stumpfen Geistes, daß sie trotz der eifrigsten Forschungen und des gewissenhaftesten Nachdenkens sich nicht klar machen können, was unter einem christlichen Staate zu verstehen sei, zu belehren?“ Es war ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, daß diese Partei mehr und mehr, nicht allein auf dem Landtage, sondern auch im Publikum, wie die Zeitungen damaliger Zeit darüber gar keinen Zweifel übrig lassen, die Majorität gewann. Wie ist das zu erklären? Aus den Verhandlungen der General-Synode!

Diese Verhandlungen, bei denen ich selbst thätig war, und ihre innere Geschichte hier mit gebührender

Gründlichkeit und Ausführlichkeit darzulegen, gestattet der Raum nicht und würde auch über den Zweck dieser Schrift allzuweit hinausschweifen. Ein schicklicher Platz dafür wird sich in der Fortsetzung einer anderen, dem Publikum bereits bekannten Schrift finden. Jedenfalls verbreiten die General-Synode und der vereinigte Landtag ein helles Licht über unsere religiösen, kirchlichen und politischen Zustände, und künftige Geschichtschreiber werden nicht unterlassen, in diesem Lichte die Zeit zu beschreiben.

So ominös aber auch alle diese Vorgänge in der Hauptstadt, in den Provinzen und in den Provinzial-Städten den Männern tieferen Blickes, wozu vor allen Aster gehörte, erschienen, so glaubten sie doch nicht, daß schon nach drei Jahren der Satz: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse", einen Hauptbestandtheil der Verfassungs-Urkunde bilden werde. Die Folgen, welche Aster prophezeite, kann man leicht und ziemlich sicher aus den vorhergehenden Kapiteln meines Buches muthmaßen. Es würde zu grell erscheinen, wenn ich sie hier in nackten Worten aussprechen wollte; aber eine Aeußerung des Generals von Pfuel über Deutschlands Zukunft, die ich selbst mit anhörte, will ich bei dieser Gelegenheit doch mittheilen. Denn wenn Pfuel dabei auch an Religion nicht dachte, so hängt seine Prophezeiung doch damit zusammen. Während der traurigen Ereignisse, die den schmachvollsten Theil der preußischen Geschichte bilden, trat Pfuel bekanntlich an die Spitze des Ministeriums, nachdem das von Hansemann auf Sand gebaute Ministerium den Freveln des Kastanienwäldchens hatte weichen

müssen. Man kann leider nicht sagen, daß Pfuel, der unstreitig ein patriotisch gesinnter Mann war, bei Lösung seiner allerdings höchst schwierigen Aufgabe viel Einsicht und Muth bewiesen hätte. Gedrängt durch die tumultuarischen Excesse vom October 1848 nahm er seinen Abschied. In diese Zeit, entweder kurz vor oder gleich nach seinem Abschiede, lud ihn sein alter Freund, der General v. Aster, zu einem Mittagsessen mit mehreren anderen Bekannten aus alter Zeit ein, zu denen auch ich von Koblenz her gehörte. Natürlich war von den Ereignissen der Gegenwart die Rede, und von den Hoffnungen und Befürchtungen, welche sich für die Zukunft daran knüpfen ließen. Pfuel saß stillschweigend da mit dem Ausdrucke der größesten inneren Unruhe und Unzufriedenheit. Als ich ihn fragte: „Was halten denn Ew. Excellenz von Preußens und Deutschlands Zukunft", antwortete er mit Mienen, die mich erschreckten: „Das Volk ist so verludert, daß nach 100 Jahren ein Deutscher sich wundern wird, wenn er noch einem anderen Deutschen begegnet." Er wollte sagen: Deutsche Gesinnung wird immer seltener, und wie kann da viel von Deutschlands Zukunft die Rede sein? —

Als die Gesellschaft entlassen und ich mit Aster in sein Zimmer gegangen war, sagte er: Der arme unglückliche Pfuel hält den Abschaum der durch französische und polnische Elemente verursachten Gährung für das deutsche Volk. Auch mag es ihn verdrossen haben, daß ich mich über seine schlechte Demarkationslinie in Posen nicht beifällig aussprechen konnte. Es ist aber doch schlimm, antwortete ich, daß die Erreger dieser Gährung

nicht blos Polen und Franzosen sind, sondern zum großen Theile deutsche Männer von bedeutender Lebensstellung, Männer, die das deutsche Volk selbst zu Vertretern und Beförderern seiner Interessen gewählt hat. Dabei darf man aber die Frage nicht übersehen, bemerkte Aster, ob noch sittliche Kräfte im deutschen Volke genug vorhanden sind, um die Fäulniß aufzuheben; wenn das, wie ich glaube, der Fall ist, dann wird auch die Gährung aufhören und die Erreger derselben in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkes den ihnen gebührenden Platz finden und zugleich ihre Entschuldigung. Haben etwa die Könige und Fürsten gut regiert? Waren die Geistlichen gute Diener des Evangeliums? Hier liegt der durch die Revolutionen indicirte Wendepunkt der Umkehr!

Mein Gedanke war, den jüngeren Lesern in aller Kürze eine möglichst deutliche Anschauung der kirchlichen und politischen Gesinnungen und Richtungen zu geben, mit welchen die Repräsentanten, Träger und Erreger der öffentlichen Meinung das Leben zu der Zeit bewegten und größtentheils beherrschten, als Bunsen mit seinen Ideen über gegenseitige Durchbringung von Staat und Kirche auf den Schauplatz trat. Diesen Zweck glaube ich durch vorstehende Einschiebungen erreicht zu haben.

Ich lasse Aster's Urtheile folgen. Verschiedenere Persönlichkeiten, als Aster und Bunsen, kann man sich kaum denken. Bunsen überließ sich dem idealen Fluge seines Geistes, ohne sich durch die Wirklichkeiten des Lebens

aufhalten zu lassen; Aster dagegen hatte bei seinen idealen Schöpfungen stets die Augen auf die hemmenden oder fördernden Wirklichkeiten des Lebens gerichtet. Aber beide hatten aus gleichen inneren Antrieben ihr Dichten und Trachten der Veredlung und Vervollkommnung des humanen Lebens gewidmet; beide lehrten in gleicher Ueberzeugung: „Es ist umsonst, daß ihr viel arzeneiet mit diesen oder jenen Constitutionen; das Heil kommt nicht von den Franzosen und nicht von den Engländern, sondern einzig und allein von den Juden. Ohne Christus habt ihr keinen König von Gottes Gnaden und folglich auch kein rechtes Gesetz und keine rechte Verfassung." Hier trafen aber beide sonst so verschiedenen Männer zusammen, und reichten sich die Hände, in so fern beide aus den geschichtlichen Vorgängen auf eine umfassende Regeneration der christlichen Kirche auf Grund des apostolischen Bekenntnisses, zunächst der evangelischen Kirche, schlossen, und daran auch im Hinblicke auf die evangelische Allianz die Erwartung einer über alle Wünsche und Hoffnungen des Königs und des Ministers Eichhorn weit hinaus gehenden Union knüpften.

Von diesem Standpunkte aus beurtheilte nun auch Aster Bunsen's Kirche der Zukunft. Es ist ein ideales Gebäude, sagte er, welches, wenn es in der Wirklichkeit dargestellt werden könnte, alle sieben Wunderwerke der Welt an Pracht und Herrlichkeit überstrahlen würde. Man könnte, da ja auch in der That die Entwickelung der Kirchenbaukunst mit den Erzeugnissen der Kirchen- und Dogmengeschichte Hand in Hand geht, die Bunsensche Kirche eine vollkommene Durchbildung des christlichen

Baustyls nennen. Alle christlichen Bildungsstufen, von der kindlichen an bis zur philosophischen Vergeistigung des vollkommenen Mannesalters hin, können in diesem Tempel, wenn sie es nur ehrlich und wirklich christlich meinen, in Frieden und Eintracht zusammen wohnen; denn alle werden vom heiligen Geiste in dem Frieden Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft, erhalten, während das Gewölbe der Freiheit über alle ausgespannt ist. Nur die Selbstsucht mit allen den bösen menschenverderblichen Leidenschaften, die stets in ihrem Gefolge sind, Herrschsucht, Habsucht, Neid, Truglist, Symbolatrie u. s. w. finden keinen Raum in dem Bunsen'schen Gotteshause. Gewiß, wer die Schrift des Herrn Bunsen mit Unbefangenheit liest, wird nicht in Abrede stellen, daß protestantische Gesinnung, Freisinnigkeit und edles menschliches Gefühl sich durch das ganze Werk hindurch offenbaren.

Die Frage, ob Bunsen früher, als ihm der Cureton'sche Text der ächten Briefe des Ignatius in die Hände fiel, sein Buch über die Kirche der Zukunft geschrieben und hinterher erst die Richtigkeit seiner Auffassung durch jene Briefe zu unterstützen gesucht, scheint mir, was den Werth des Buches angeht, von geringer Bedeutung. In dem einen Falle würde seine Schöpfung mehr Bewunderung verdienen, in dem anderen ihm nur eine kleine schriftstellerische Heuchelei zur Last fallen, deren sich viele Schriftsteller schuldig machen und von der auch Sie in verschiedenen Ihrer Schriften sich nicht ganz frei erhalten haben. Jedenfalls hat der Verfasser ein wahrhaft sittliches Ideal vor Augen gehabt.

Die Schwächen der Bunsen'schen Zukunftskirche liegen auf der praktischen Seite. Wie sehr er sich irrte, wenn er glaubte, die Scheidewand zwischen Weltlichem und Geistlichem sei niedergerissen, und wenigstens für die preußisch-evangelische Kirche der weltgeschichtliche Zeitpunkt zur Darstellung einer freien, nationalen durch und durch volksthümlichen Gemeinde gekommen, darüber haben ihn die Debatten der General-Synode und des vereinigten Landtages gründlich belehrt; denn wenn irgend etwas ihn überzeugen konnte, daß seine Ikarusflügel ihn zu hoch getragen, so waren es diese Kundgebungen des christlichen Glaubens und Strebens in Preußen, wornach die gewählten Vertreter des Volkes sich die Vermenschlichung des Christenthums und die Umgestaltung der Christusreligion zur Religion der Humanität, ebenfalls vom nationalen Standpunkte aus, in einem ganz anderen Sinne dachten, als Bunsen. Ja, wenn historische Bildungen, wie die römisch-katholische Kirche und die anderen, welche durch den Mißbrauch des Papstthums hervorgetrieben worden sind, sich mit dem Ginsterbesen der Phantasie hinwegfegen ließen, dann würden die Folgerungen, welche Bunsen aus den Ignatianischen Briefen zieht, nicht blos „handgreiflich" sein, sondern sie würden auch sofort thatsächlich den Boden für seine Kirche der Zukunft reinigen und ebnen. Darüber werden aber wohl noch einige Jahrhunderte vergehen. Es ist damit wie mit dem Schutte, der sich mehrere Fuß tief im Laufe der Jahrhunderte auf den Straßen alter Städte abgesetzt hat. Wie viele Mühe und Arbeit hat es nicht bei meinen Festungsbauten gekostet, solchen Schutt hinweg zu

räumen, um festen Boden zu gewinnen! Wenn man auch unsere Superintendenten und General-Superintendenten von dem Einflusse staatlicher Behörden ganz befreite und sie selbst eine kirchliche vom Staate unabhängige Oberbehörde constituiren ließe, so wäre damit in der Sache selbst noch nichts gethan. Die Schnecke baut sich aus ihrer inneren Natur heraus ihr Haus, nicht das Schneckenhaus die Schnecke. — So macht auch das Kirchenregiment nicht die Kirche, sondern umgekehrt die Kirche das Kirchenregiment. Hier liegt der Hauptirrthum Bunsen's, und er widerspricht sich in seinen Folgerungen selbst, wenn er sagt: „Alles erste Werden ist gering als Werden; aber unendlich groß als Gewordenes." Alles was in der Entwickelung, also auf historischem Wege, groß geworden ist, kann selbst das Christenthum nur auf historischem Wege wieder vernichten. Dazu gehören besonders auch die falschen Bildungen und Entwickelungen auf dem Boden des Christenthums. Uebrigens können wir, selbst im christlichen Interesse, das Papstthum noch lange nicht entbehren. Die Augen des Herrn schauen an allen Orten beide, die Bösen und die Frommen, und Gott allein weiß, wie die Zahl der Ungläubigen in den evangelischen Kirchen zu der in der katholischen Kirche sich verhält.

War es nicht auch Bunsen, der an höchster Stelle die Idee eines Congresses von Abgeordneten der protestantischen Fürsten Deutschlands anregte, um auf diesem Wege ein gemeinsames und übereinstimmendes Verfahren hinsichtlich des evangelischen Kirchenregimentes zu erzielen? Eichhorn hatte vollkommen Recht, wenn er sich darauf

mit besonderem Eifer nicht einlassen mochte. Ist diese Idee wirklich von Bunsen, so verräth sie, so gut er es gemeint haben mag, abermals Mangel an praktischem Blicke und Urtheil; auch kann ich sie nicht reimen mit seinem Lehrsatze: „Die Vermittelung zwischen dem Bleibenden, Ewigen und dem sich Entwickelnden ist im Geiste der Gemeinde." Ich wenigstens möchte eine solche Vermittelung dem Geiste der Gemeinde nicht anvertrauen.

Man macht es Bunsen zum Vorwurfe, daß er von einer „Philosophie des Geistes" oder von einer „Wissenschaft des Geistes" spricht, und knüpft daran den Verdacht einer Hinneigung zum Pantheismus, zum Rationalismus, ja zu den Leuten, die blos Geist wollen, das Wort aber, welches sie verächtlich den Buchstaben nennen, verwerfen. Dieser Tadel deutet auf einen beschränkten Standpunkt und trifft Bunsen nicht. Sollte es eine Sünde sein, von Philosophie, oder gar von einer Philosophie des Geistes zu sprechen? Man denke sich die Philosophie hinweg, was bleibt dann übrig vom geistigen Leben der Menschheit, ja, vom Christenthum selbst? Enthalten nicht die ersten fünf Verse des Evangeliums Johannis die tiefste Philosophie? Gott hat den Menschen mit Augen für das irdische und mit Augen für das himmlische Leben geschaffen. Hätte er keine Augen für das Himmlische, so wäre er auch nicht für den Himmel geschaffen. Das ist ja das Licht, welches in uns ist, wovon Christus sagt: „Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß sein!" An einer solchen Finsterniß leidet aber jetzt die Menschenwelt und gerade die Verächter und Verketzerer der

Vernunft und der Philosophie stecken am tiefsten darin, und werden sich, um einen Schleiermacher'schen Ausdruck zu gebrauchen, an dem Ariadnefaden der Symbole nicht herausfinden. Wie oft hat nicht Schleiermacher mir erzählt, wie viele Kämpfe es ihm gekostet, sich von der Zwangsjacke eines engherzigen Symbol-Christenthums zu befreien. Es gibt allerdings gottlose und sittenverderbliche Lehren, die man auch wohl Philosophie nennt und die jetzt dutzendweise aus der Hegel'schen „Philosophie des Geistes", wie aus einem Trojanischen Pferde hervorspringen, Lehren, die unsere ohnehin durch schlechte häusliche Erziehung und verkehrte Schulbildung an Geist und Herz verdorbene Jugend immer tiefer in den Sumpf führen werden. Das ist aber nicht Philosophie, sondern die „lose Verführung nach der Menschenlehre", vor welcher der Apostel Paulus so ernstlich warnt, indem er zugleich ihre Früchte nach dem Leben, wie wir sie heutigen Tages überall und bei jedem Blicke in unsere Tagesliteratur sehen können, schildert; es ist dieselbe Philosophie, welche Baco in seinem herrlichen Buche von dem Wachsthume der Wissenschaften ebenfalls lose Waare nennt, die zum Atheismus führe, während die wahre Philosophie mit der Offenbarung übereinstimme. Von solcher losen Waare wird Niemand bei Bunsen eine Spur entdecken, es sei denn, daß man die Begriffe verdreht und falsche Folgerungen macht. — Aus einer solchen leidigen Consequenzmacherei bestehen im Wesentlichen auch die Reibungen zwischen Symbolen und Gegensymbolen, deren Product stete Steigerung des Hasses ist. Selbst von der Hölle entzündet, zünden sie das Rad der Natur an, loben Gott

und den Vater und fluchen den Menschen, die nach dem Bilde Gottes geschaffen sind. Aus einem Munde geht Loben und Fluchen. Sie ermangeln der Liebe, und indem sie diesen Mangel nur allzu deutlich durch ihr Verfluchen und Excommuniciren kund geben, excommuniciren sie sich selbst. Denn die christliche Liebe ist „langmüthig und freundlich, eifert nicht, treibt nicht Muthwillen, blähet sich nicht auf, stellt sich nicht ungeberdig, suchet nicht das Ihre, läßt sich nicht erbittern, trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, verträgt Alles, glaubet Alles, duldet Alles.“ Was thun aber die Symboleiferer und papistischen Verketzerer? Von Allem das Gegentheil! Ich rechne es Bunsen zum nicht geringen Verdienste an, auf dieses Moment, diesen Maßstab des Christlichen und Nichtchristlichen hingewiesen zu haben.

Christus will, sagt Bunsen, Familie, Gemeinde, Volk und Staat werden, das menschliche Leben in allen Verhältnissen mit seinem heiligen und heiligenden Geiste durchdringen. — Das ist doch in der That die wahre göttliche Aufgabe des Christenthums, und sinnbildlich dargestellt in allen Gleichnissen vom Reiche Gottes, namentlich in dem vom Sauerteige. Wer dieses läugnen wollte, würde Christum verläugnen und in der Religion des Herrn Leberecht Uhlich, oder des Herrn von Vincke seinen Frieden suchen. — Aber auf die göttliche Zeitrechnung und auf die göttlichen Zeichen der Zeit versteht sich Bunsen nicht; er hat ganz unbeachtet gelassen, was Christus, der Auferstandene, den Jüngern antwortete, als sie ihn fragten: „Herr, wirst Du zu dieser Zeit das Reich Israel

wieder aufrichten?" In welch unglaublichem Grade er die Zeichen der Zeit verkannt, hat er, gewiß zu seinem eigenen Erstaunen, dadurch bewiesen, daß er ganz ehrlich glaubte: für die preußisch-evangelische Kirche wenigstens sei der weltgeschichtliche Zeitpunkt zur Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volksthümlichen christlichen Kirche gekommen, und dies zu einer Zeit öffentlich aussprach, wo der Acker so voller Unkraut war, daß es den guten Samen zu ersticken drohte, und die Hauptvertreter des Volkes laut verkündigten, sie könnten sich nicht einmal eine Vorstellung von einem christlichen Staate machen. — Bunsen hat das Schicksal vieler geist- und phantasiereichen Menschen, daß sie leicht in die Region der Luftspiegelung gerathen, wo man Gegenstände erblickt, die in der Wirklichkeit nicht da sind, die aber, welche wirklich da sind, nicht sieht. — Daraus, und nicht aus Selbstüberhebung oder Verkleinerungssucht muß man sich's erklären, wenn er das theologische Bewußtsein unserer hervorragendsten Theologen, Schleiermacher's, Nitzschens, Dorner's u. s. w. mangelhaft findet. Was Schleiermacher angeht, so glaube ich, daß er die Bunsenschen Studien und Kritiken in vielen Beziehungen mit Beifall begrüßt, in einigen freilich auch wohl sich schalkhafterweise gestellt haben würde, als wisse er darüber nicht zu urtheilen. Diese Schleiermacher'sche Art zu ironisiren würde wahrscheinlich auch den Satz getroffen haben: „Das Selbstbewußtsein Christi ist die höchste Gewähr für die Wahrheit unserer Vorstellung von ihm." Denn nach dieser höchsten Gewähr hat er selbst sein ganzes Leben hindurch theologisch und philosophisch geforscht,

ohne ein volleres Genüge zu finden, als die Apostel und Apostelschüler ihm gaben. Das Selbstbewußtsein Christi ist das Selbstbewußtsein Gottes, und weil die Menschen gegenwärtiger Zeit, mit Einschluß der Theologen, zu glaubensschwach geworden sind, um sich an den Nachrichten der Apostel von Christo genügen zu lassen, sondern den Vater gewiesen haben wollen, suchen sie, die Frage des Pharisäers Nikodemus wiederholend: „wie kann ein Mensch von neuem geboren werden, wenn er alt ist?“ nach neuen Bildungsprincipien für die Wiedergeburt der Gesellschaft auf dem Gebiete des eigenen sittlichen Bewußtseins oder der Wissenschaft des Geistes.

Wenn Bunsen die Entstehung der Kirchentrennungen und die Geschichte des Cäsareopapismus mit dem Papocäsarismus, der mehr oder weniger bis auf den heutigen Tag auch in der evangelischen Kirche fortdauert, etwas gründlicher in Betracht gezogen hätte, so würde er wohl etwas gemäßigtere Erwartungen an das Heroenbild des heiligen Ignatius geknüpft haben. Von großer, wirklich praktischer Bedeutung dagegen sind aber die Bunsen'schen Arbeiten für eine engere Verbindung der verschiedenen evangelischen Kirchen. — Uebrigens hat der Cäsareopapismus in Rußland und der Papocäsarismus in den katholischen Staaten sammt dem Puseyismus niemals einen gefährlicheren Feind gehabt als Bunsen, und kein kirchlicher Schriftsteller ein so großes Publikum gewonnen, als derselbe Bunsen. Und das ist auch ein Zeichen der Zeit.

VIII.

Gespräche über den Gustav-Adolf-Verein und die damit zusammenhängenden Principienkämpfe.

Der Gedanke eines engeren Zusammenschließens sämmtlicher evangelischen Confessionen aller Länder ist einer der folgenreichsten der neueren Zeit. Hervorgerufen wurde derselbe ursprünglich durch die Ansprüche, welche die ultramontane Partei auf dem Wiener Congresse laut werden ließ und durch die Union der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen und Deutschland. Geschärft und weiter verbreitet wurde das Gefühl der kirchlichen Zusammengehörigkeit durch die maßlosen Schmähungen der ultramontanen Presse auf den ganzen Protestantismus und endlich auf's höchste gesteigert durch gewaltthätige Eingriffe katholischer Regierungsgewalten in die der evangelischen Kirche seit Jahrhunderten durch Staatsverträge garantirten Rechte der Glaubensfreiheit. Je schmerzlicher man die Schutzlosigkeit und die stiefmütterliche Behandlung der evangelischen Kirche in katholischen Ländern empfand und je mehr man erkannte, daß der Grund aller Uebel in ihrer eigenen inneren Zerrissenheit liege, desto mehr wuchs die Sehnsucht nach protestantisch-kirchlicher Einheit. Diesen Gesichtspunkt behielten die tiefer blickenden und treuesten Vorkämpfer und Vertheidiger der evangelischen Interessen unter allem zum Theil leidenschaftlichem Widerstreben beschränkter Confessionalisten stets im Auge, aber auch stets festhaltend den gemeinsamen

evangelischen Glaubensgrund. Ranke, der Geschichtschreiber, sprach die Gesinnungen und den Gedanken dieser Männer aus: „Das religiöse Gemüth nicht allein“, sagt er, „sondern auch die zusammenfassende Betrachtung der Dinge hat das Bedürfniß, eine Aussicht jenseits des Haders zu fassen. Täuschen wir uns nicht, so meinen wir wahrzunehmen, daß dem Hader zum Trotz die tieferen Geister auf der einen und der anderen Seite immer bewußter, eindringender, freier von den Fesseln beschränkender Kirchenformeln auf die ewigen Principien der ächten inneren Religiösität zurückgehen. Die vollkommenere Auffassung des Geistig-positiven, das allen Formen zu Grunde liegt und durch keine in seinem ganzen Inhalte auszusprechen wäre, müßte wohl, wenn sie gelingt, endlich die alten Feindseligkeiten versöhnen. Ueber alle Gegensätze erhöbe sich — wir können diese Hoffnung nicht aufgeben — dereinst noch, aus dem Meere der Irrungen aufsteigend, die Einheit eines reinen und darum seiner Sache nicht minder sicheren Gottesbewußtseins.“

Ranke hatte, wie auch Lessing, der ähnliche Hoffnungen aussprach, seine Blicke auf eine die ganze Christenheit umfassende Union gerichtet; die hier in Rede stehenden Männer beschränkten ihre Wünsche auf Beseitigung der confessionellen Zwistigkeiten, die innerhalb des Bereichs der evangelischen Kirche entstanden waren und Spaltungen herbeigeführt hatten, die den Protestantismus in seiner Gesammtheit, den weltlichen Mächten und der katholischen Kirche gegenüber, fast wehrlos machten. Dieser Zustand der Schwäche, der Abhängigkeit und Schutzlosigkeit war seit den Tagen der Reformation nie so tief

und so allgemein empfunden worden, als in der gegenwärtigen Zeit der Erneuerung des kirchlichen Lebens. Es lag in der Natur der Sache, daß sich daran praktische Bestrebungen knüpften, die ihr Ziel immer klarer und bestimmter in's Auge faßten. Dieses Ziel war: Kräftigung durch Eintracht zur Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes.

Duisburger Katechismen und andere Streitschriften, sagten die Männer dieses Gedankens, dienen nur dazu, Schimpf mit Schimpf zu vergelten; unserem Ziele führen sie nicht näher. Eben so wenig können uns die vielen Schriften über Wesen des Protestantismus, über Zukunftskirchen, über confessionelle Differenzpunkte und dergleichen helfen; wir müssen vielmehr das Gefühl protestantischer Zusammengehörigkeit durch Thatsachen wecken und stärken. Viele evangelische Gemeinden im Inlande und im Auslande leben unter dem Drucke katholischer Staaten, und sind, kaum geduldet, für ihre oft dringenden kirchlichen Bedürfnisse, auf ihre eigene Armuth angewiesen. Diesen müssen wir, die wir im Ueberflusse leben, Handreichung thun, als Glieder des gemeinsamen Körpers der evangelischen Gesammtkirche.

Den Anfang machte der Superintendent Großmann in Leipzig im Jahre 1832 mit einer Aufforderung zu jährlichen Geldbeiträgen zur Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden in katholischen Ländern. Der an alle Protestanten erlassene Aufruf fand zunächst Anklang in Sachsen und in Schweden; in letzterem Lande wohl hauptsächlich des Namens wegen, den Großmann aus allgemein bekannter Veranlassung dem Vereine beilegte.

Aber auch Friedrich Wilhelm III., dem bald mehrere Preußen folgten, bezeugte dem Stifter des Vereins seinen Beifall durch ein bedeutendes Geschenk. Evangelische Gemeinden im Elsaß, in Bayern und in Oesterreich waren die ersten, welchen die eingegangenen Beiträge zu Gute kamen. Indessen wollte doch der Verein nicht recht gedeihen, weil die Sachsen die Disposition über die eingegangenen Gelder für sich behalten wollten und überdem die sächsische Regierung mit Kapitalisirungsideen eingriff, als die Summe der Beiträge auf 13000 Thaler gestiegen war.

Da trat am 31. October 1841, an dem Tage der Gedächtnißfeier der deutschen Reformation, der Großherzoglich Hessische Hofprediger Dr. Karl Zimmermann in der Allgemeinen Kirchenzeitung mit einem „Aufruf an die protestantische Welt" auf, der sofort alle protestantischen Herzen electrisirte. Der Zeitpunkt konnte nicht günstiger gewählt werden. Die Reformationsfeier vergegenwärtigte den Gemeinden die unschätzbare Wohlthat der freien Verkündigung des Evangeliums und der biblischen Offenbarung; und ganz frisch im Andenken war noch der Kniebeugungszwang, welcher der ganzen protestantischen Welt die mit so vielem Blute errungenen Rechte der evangelischen Kirche nur zu scharf in Erinnerung brachte. Die Fassung des Zimmermann'schen Aufrufes war überdem ganz geeignet, die allgemeinste Theilnahme zu erregen. Alle confessionellen Zwistigkeiten der einzelnen protestantischen Kirchengemeinschaften umgehend, suchte er den Vereinigungspunkt zunächst nur in dem gemeinsamen Hasse gegen das römische Papstthum, obwohl

er ausdrücklich erklärte, der beabsichtigte Verein solle keine Demonstration gegen die katholische Kirche sein. „Protestanten, Lutheraner, Reformirte, Unirte, Anglikaner und welche Namen ihr sonst führen möget, Glieder der protestantischen Kirche, welches auch Euere besondere Glaubensansicht sei, ob Ihr Supranaturalisten oder Rationalisten oder Vermittelnde seid, ob man Euch Altlutheraner oder Neuevangelische, Pietisten oder Mystiker oder noch anders nennt, Protestanten — ich fasse das Wort im weitesten Sinne — weihet den heutigen Tag durch den Entschluß: einen Verein für die Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden zu gründen!" So lautet wörtlich die Verkündigung.

Ein dem Aufrufe beigefügter Statutenentwurf gab der Idee eine praktische Gestaltung, die sich im Wesentlichen als zweckmäßig bewährt hat. Da dieser Entwurf den Geist und den Zweckbegriff des Vereins in kurzen Worten deutlich und bestimmt ausdrückt, so bringe ich ihn meinen Lesern in der Note in Erinnerung. [1]) Der

[1]) § 1. Der Verein zur Unterstützung bedürftiger und würdiger protestantischer Gemeinden stellt sich unter den Schutz aller fürstlichen Häupter Europa's, welche der protestantischen Kirche angehören. § 2. Der Zweck dieses Vereins ist: alle hülfsbedürftigen und der Unterstützung würdigen protestantischen Gemeinden in allen Theilen der Erde durch pecuniäre Hülfsmittel zu unterstützen, und dadurch ihre kirchlichen Bedürfnisse befriedigen zu helfen. Als oberster Grundsatz gilt, daß keine besondere religiöse Ansicht oder Richtung bei Unterstützungen entscheidet, sondern nur das Bekenntniß zu der Kirche, welche außer dem in der Bibel enthaltenen göttlichen Worte keinen Glaubensgrund anerkennt. § 3. Zu den von dem Vereine zu be-

Leipziger Gustav-Adolf-Verein erkannte sogleich das Uebergewicht der breiteren Grundlage des Zimmermann'schen

---

rücksichtigenden Bedürfnissen protestantischer Gemeinden sind zu rechnen: 1) Die Erbauung und Einrichtung von Kirchen, so wie Erbauung von Pfarr- und Schulgebäuden und etwaige Umbauten oder Baureparaturen; 2) Beiträge zur Gründung oder etwa nöthigen Ausbesserung von Besoldungsfonds für Pfarrer und Schullehrer; 3) die Anschaffung von heiligen Gefäßen u. s. w. § 4. Gemeinden, welche Unterstützungen in Anspruch nehmen, müssen der protestantischen Kirche angehören, ihre Hülfsbedürftigkeit nachweisen, hinlänglich beglaubigte Darstellung ihrer finanziellen Verhältnisse vorlegen u. s. w. § 5. regelt das Verhältniß des Vereins zur Mission. § 6. Theilnehmer ist jeder, der sich zu einem jährlichen Beitrage, wie groß oder wie geringe er sein mag, verpflichtet. Der Verein wird in allen protestantischen Ländern sich eine jährliche an dem Reformationsfeste, oder an dem Sonntage, an welchem das Gedächtniß der Kirchenverbesserung kirchlich begangen wird, eine Kirchencollecte von den einzelnen Regierungen erbitten. Die §§ 7. 8. und 9. betreffen die Wahl der Beamten, das Correspondenzwesen und die zu haltenden General-Versammlungen. § 10. In jedem Lande, in größeren Ländern in jeder Provinz, constituirt sich ein Hülfsverein, der die Zwecke des Ganzen im Einzelnen fördert, sich jedes Jahr einmal versammelt, dessen innere Einrichtung möglichst der des größeren Vereins entspricht, der aber nur dem großen Vereine vorarbeitet und daher wohl das Recht zu sammeln, aber Nichts zu verausgaben hat, ohne die Bestimmung des großen Vereins. § 11. bestimmt, daß alle drei Jahre eine Schrift gedruckt und unter die Theilnehmer vertheilt werden soll, welche die Geschichte des Vereins und seiner Thätigkeit während dieser Zeit nebst einer vollständigen Rechnungsablage enthält. § 12. endlich verordnet: Die erste General-Versammlung soll am Wiegenorte der deutschen Reformation, in Wittenberg, gehalten werden, und zwar am Gedächtnißtage der Augsburgischen Confession, am 25. Juni 1842 beginnen. Der Zweck dieser ersten

Aufrufs und schloß sich dem letzteren an, wogegen dem Leipziger Verein die Beibehaltung des sehr undeutsch gewählten Namens zugestanden wurde.

Zur Abhaltung der angekündigten General-Versammlung in Wittenberg auf den Gräbern der beiden großen deutschen Reformatoren, bedurfte es der Erlaubniß der preußischen Regierung. Ich war bei den Berathungen darüber zugegen. Die Gründe für Ertheilung der nachgesuchten Erlaubniß waren, wenn man Preußens Interesse einseitig in's Auge faßte, von großem Gewichte; so bald man aber den Blick auf die allgemeinen Zustände Deutschlands und auf die Verhältnisse der einzelnen Bundesstaaten zu einander in damaliger Zeit richtete, so ergaben sich doch überwiegende Gründe für die Versagung der Erlaubniß. Es würde zu weit führen, wenn ich diesen Punkt ausführlicher hier besprechen wollte; es möge daher die Bemerkung genügen, daß der Zimmermann'sche Aufruf in den vorherrschend katholischen Staaten eine ähnliche Aufregung hervorbrachte, wie später die Idee einer deutsch-katholischen Kirche. Was sieht man nicht alles, wenn man durch die oft breiten Ritzen in die Werkstätte diplomatischer Betriebsamkeit hineinblickt! Der Zimmermann'sche Aufruf hatte aber den Gesinnungen und Empfindungen der großen Mehrzahl deutscher Protestanten einen so adäquaten Ausdruck gegeben, daß die praktische Entwickelung sich unaufhaltsam in's Leben drängte. Statt in Wittenberg wurde die erste Haupt-

---

Versammlung ist die Constituirung des Vereins, die allseitige Prüfung der Statuten und die Wahl des Beamtenstandes.

Versammlung 1842 in Leipzig gehalten, die zweite im folgenden Jahre in Frankfurt am Main, am Sitze des Bundestages. Eine vollständige Organisation, wie sie im Wesentlichen noch heute besteht, war die Frucht dieser Versammlungen.

Die Hindernisse, welche der Werkthätigkeit des Vereins in den katholischen Staaten in den Weg gelegt wurden — in Bayern wurde die Bildung von Zweigvereinen in den protestantischen Theilen des Königreichs förmlich verboten — machten das Bedürfniß eines mächtigen Protectors immer fühlbarer. Niemand anders als der König von Preußen konnte eine wirksame und Achtung gebietende Protection leisten. So sehr man sich nun auch durch die Versagung der Erlaubniß, die erste Haupt-Versammlung in Wittenberg halten zu dürfen, zurückgestoßen gefühlt hatte, beschlossen die Leiter des Vereins doch, den König um Uebernahme des Protectorats zu bitten. Das gab denn abermals Veranlassung zu Erwägungen, die viel Aehnlichkeit mit denen hatten, in deren Folge später die Kaiserkrone abgelehnt wurde. Preußen hätte durch die Uebernahme des Protectorats einen ungeheuern Zuwachs an politischem Einflusse gewonnen; es wäre aber zugleich ein Eingriff in die Souveränitätsrechte der übrigen gemischten Staaten gewesen, den diese sich nicht hätten gefallen lassen können. Bei dieser Gelegenheit kamen die traurigen Folgen der Abweichung von den Grundsätzen der heiligen Allianz, welchen allein Friedrich Wilhelm III. treu geblieben war, zur lebendigen Anschauung. Der König entschied die Frage durch zwei Cabinets-Ordres an den Minister

Eichhorn, die beide von seiner Auffassung der Sache Zeugniß geben. Die erste, vom 14. Februar 1844, lautete wie folgt:

„Ich habe mit warmem Interesse und wahrer Freude die Theilnahme wahrgenommen, mit welcher die Idee des Vereins zur Unterstützung hülfsbedürftiger Glaubensgenossen, der unter dem Namen der Gustav-Adolf-Stiftung sich bildete, in den preußischen Landen aufgefaßt worden ist. Dem Antrage der ausländischen Leiter jenes Vereins, das Protectorat zu übernehmen, habe Ich aus der natürlichen Rücksicht auf die anderen Souveräne von Deutschland nicht willfahren können; dagegen erkläre Ich Mich zum Protector dieser Stiftung innerhalb der preußischen Monarchie in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Evangelischen des Inlandes nicht hinter denen des übrigen Deutschlands zurückbleiben, und dem hochherzigen Gedanken der Stiftung durch reiche Beiträge ein größeres Leben und eine segensreichere Wirksamkeit geben werden. — Indem ich Sie beauftrage, Meine Uebernahme des Protectorats zur Kenntniß der inländischen Vereine zu bringen, fordere Ich Sie zugleich auf, der Entwickelung und Mehrung derselben in aller Weise förderlich zu sein, und diese Gelegenheit zu benützen, um unter allen Evangelischen das Bewußtsein recht lebendig werden zu lassen, wie wichtig ihr einmüthiges Zusammenwirken in dieser Angelegenheit ist. Zur Erhaltung der Einheit muß die Verbindung mit der Stiftungs-Direction zu Leipzig festgehalten werden, jedoch so, daß für die gesammten preußischen Vereine eine vollkommene Selbstständigkeit bewahrt wird. Sie haben deshalb auf die unverzügliche Bildung

eines eigenen Central=Vereins für das Inland, so wie besonderer Provinzial-Vereine hinzuwirken. Ich gebe Mich der schönen Hoffnung hin, daß über diesem guten Werke sich Alle freudig zur Eintracht des Handelns verbinden werden, welche zur Einigkeit in der Auffassung und Lehrart der Glaubenswahrheiten verknüpfen zu wollen, ein vergebliches Bemühen wäre, und daß keine der vielen Parteien, welche in diesem Augenblicke innerhalb der deutsch-evangelischen Kirche um den Ruhm die „christlichste" zu sein, kämpfen, es wollen wird, die Schmach auf sich zu laden, Zwietracht in ein Unternehmen zu bringen, welches das evangelische Bekenntniß ehren wird und den Zweck verfolgt, mittellosen Gemeinden zumal in fremden und fernen Ländern, die spendende Bruderhand der Glaubensgenossen unseres Vaterlandes fühlbar zu machen.

Berlin, den 14. Februar 1844.

Friedrich Wilhelm."

Jeder Satz dieser Ordre, die übrigens vom Könige eigenhändig geschrieben wurde, wie sie denn auch ein Product seines eigenen Geistes war, hat seine bestimmten Motive und seinen bestimmten Zielpunkt. Die Motive des letzten langen Satzes lagen in der nur zu sehr begründeten Besorgniß, daß nicht Alle, welche zur Einigkeit in der Auffassung und Lehrart der Glaubenswahrheiten nicht zu bringen waren, die Schmach scheuen würden, Zwietracht in das Unternehmen zu bringen.

Gar bald traten die Männer der Opposition gegen den Verein hervor, oder waren eigentlich schon von Anfang an hervorgetreten. Und wahrlich nicht leichtsinnige Leute waren es, die zwar nicht den Zweck, wohl aber

das Wesen des Vereins verwarfen, wie es sich unter dem Einflusse der ultraliberalen Schriftsteller und Zeitungsschreiber bilden zu wollen schien. Keiner von ihnen behauptete, daß ihre Confession thätliche Liebeserweisungen gegen Angehörige einer anderen Confession ausschließe; aber sie fanden es bedenklich, die evangelische Kirche als eine Gesammtheit aller in derselben vorhandenen geschichtlich entwickelten Bekenntnisse aufzufassen und an die Spitze dieser Gesammtheit einen Verein zu stellen, der, indem er die gemeinsamen Liebesgaben an alle vertheile, nothwendig auch einen Einfluß auf die Bekenntnisse üben müsse, und jedenfalls dahin wirken werde, das Trennende, welches ja für jede der besonderen Confessionen das Wesentliche sei, zu lockern. Sie fürchteten namentlich, daß die Sprecher auf den General-Versammlungen, deren lebhafte Theilnahme offenbar aus kirchlichem Indifferentismus hervorgehe, auf ein Aufgehen der einzelnen lebensvollen Bekenntnisse in eine vage Allgemeinheit hinarbeiten würden, und daß es ihnen auf diesem Wege gelingen könne, dem gesammten Protestantismus den christlichen Boden nach und nach unter den Füßen hinwegzunehmen. Sie erinnerten dabei an die Kämpfe, welche es in den Zeiten ernster, auf Leben und Tod gestellter Glaubensüberzeugungen gekostet habe, ihre Confession zu Stand, Wesen und rechtlicher Geltung zu bringen, und betrachteten die gegenwärtige Zeit als eine Zeit leichtfertiger Aenderungs- und Vermittlungs-Versuche im Religiösen wie im Politischen. Die Beweise dafür erblickten sie in den verschiedenen Partei-Tendenzen der bisherigen Conferenz-Verhandlungen und in der kirchlichen und politischen

Tagesliteratur. Selbst den Theologen, die den Verein als ein Werk des auf der deutschen Theologie ruhenden protestantischen Geistes und als ein Werk deutscher Bildung, Gesinnung und That priesen, trauten sie nicht. Nicht die Theologie, sagten sie, sondern vielmehr der Pietismus des achtzehnten Jahrhunderts habe, an den Grundtext der Bibel sich haltend, wieder Licht, Wahrheit, Geist und Leben hervorgerufen und ist auch der Schöpfer einer neu belebten christlichen Theologie gewesen.

Die Meinung dieser Männer ging dahin, daß jede Confession einen Verein für sich bilden möge, der seine Liebeserweisungen aber nicht auf die eigenen Angehörigen zu beschränken brauche. Auch hätten sie nichts dagegen gehabt, wenn diese einzelnen Vereine sich von Zeit zu Zeit zu einer den ganzen Protestantismus repräsentirenden General-Synode versammelt hätten.

Im Hinblicke auf diese Zustände erließ der König unter dem 18. Februar 1844 die zweite der oben erwähnten Ordres an den Minister Eichhorn. „Die Regellosigkeit", heißt es darin, „welche sich in der Behandlung der Angelegenheit des Gustav-Adolf-Vereins an einigen Orten schon gezeigt hat, und die eben so sehr dem Geiste der Sache, als der Einheit der Zusammenwirkung für dieselbe schädlich zu werden droht, veranlaßt Mich, Sie auf das dringende Bedürfniß einer geregelten Organisation der inländischen Vereine aufmerksam zu machen, die sich für jenen Zweck gebildet haben und noch bilden wollen. Ich habe schon in Meiner Ordre vom 14. d. M. auf die Nothwendigkeit von Provinzial-Vereinen und einem

Central=Verein behufs einer solchen Organisation hingewiesen. Sie haben ungesäumt dahin zu wirken, daß selbige zu Stande kommen und durch den hiesigen Provinzial=Verein alle Local= und schon bestehende Provinzial=Vereine zur Sendung von Mitgliedern nach Berlin zur gemeinsamen Berathung über zweckmäßige Behandlung der Sache und zur Wahl einer Central=Direction für Preußen aufgefordert werden. Eben so fördersamst sind die Ober=Präsidenten und General=Superintendenten anzuweisen, alle bestehenden oder sich bildenden Vereine vom Inhalte Meiner Ordre in Kenntniß zu setzen, wodurch Ich Mich zum Protector dieser Stiftung innerhalb der preußischen Monarchie erklärt habe. Die Bildung neuer Vereine und die Verhandlungen in denselben dürfen nirgends auf dem Wege von quasi — Volks=Versammlungen, wie z. B. zu Königsberg, betrieben werden, welche nur dazu führen, Verwirrung, Streitigkeiten und Parteisinn hervorzurufen. — So weit als nöthig, haben Sie sich mit dem Staats=Minister, Grafen von Arnim, über diesen Gegenstand in Verbindung zu setzen. — Ich empfehle Ihnen demnächst, den katholischen Bischöfen über Zweck und Geist der Gustav=Adolf=Vereine, wie über Meine Absichten in Bezug auf die Richtung derselben in Meinen Staaten, diejenigen Eröffnungen baldigst zu machen, welche geeignet sind, sie in den richtigen Gesichtspunkt dafür zu stellen, und den Besorgnissen vorzubeugen, als könnten oder sollten dieselben irgendwie die Interessen der katholischen Kirche beeinträchtigen oder verletzen. — Ueber Meine Absichten, zu welchem Ziele die Verhandlung mit den hier zu versammelnden Mitgliedern sämmtlicher

preußischer Vereine zu leiten sind, behalte Ich Mir die besondere Rücksprache mit Ihnen und die weiteren Eröffnungen vor."

Der Commentar zu dieser Königlichen Willensäußerung liegt in thatsächlichen höchst betrübenden Erscheinungen damaliger Zeit. Wie in Königsberg „der liederliche Geist" kirchlicher und politischer Agitation in dem Gustav-Adolf-Verein ein treffliches Mittel für seine Zwecke erblickte, so geschah dieses auch in anderen Provinzen. Ja, der ganze deutsche Liberalismus hielt den Verein für ein hoffnungsvolles Kind seines Geistes und suchte alle Elemente, die nicht seines Geistes waren, in Broschüren und Zeitungen zu verdächtigen und zu verlästern. — Eben so wies die zarte Rücksicht, welche der König auf die katholischen Bischöfe nahm, darauf hin, daß die tiefe Wunde des Mißtrauens zwischen Protestanten und Katholiken und zwischen katholischen Unterthanen und protestantischen Landesherren noch weit offen stehe. — Welch eine Aufgabe war es, welche der König mit dieser Ordre dem Minister Eichhorn zur Lösung vorlegte! Ich mußte die Geduld, die Umsicht und die Weisheit, mit welcher er sich derselben unterzog, bewundern. Von der Hülfe, welche der Staats-Minister, Graf von Arnim, ihm leistete, ist mir nichts Näheres bekannt geworden; wahrscheinlich aber war seine Mitwirkung in so fern von nicht geringer Bedeutung, als er auf den geneigten Willen der Ober-Präsidenten kräftiger einwirkte, als Eichhorn es vermocht hätte. Die katholischen Räthe des Ministeriums standen ihm hinsichtlich der Beschwichtigung der katholischen Bischöfe treu zur Seite.

Die gegen Ende des Jahres 1845 in Berlin abgehaltene evangelische Conferenz trug nicht wenig dazu bei, die Hoffnungen des Liberalismus niederzuschlagen und die Befürchtungen der kirchlich Gesinnten zu mäßigen. Namentlich zeigte es sich, daß die evangelische Kirche deutscher Nation bei aller Zersplitterung doch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit keineswegs verloren. Mit größerer Bestimmtheit, als unmittelbar nach dem Schlusse der Conferenz, kann man jetzt sagen, daß sie ihre Zwecke, das Einheitsbewußtsein der deutschen evangelischen Kirche zu fördern und dem christlichen Leben in allen Kreisen eine gleichmäßige kräftige Anregung zu geben, in einem von den strengen Confessionalisten nicht erwarteten Maße erreichte. Ohne bedeutende Folgen ist auch die Einigung der Conferenz zur Festhaltung und Kräftigung des consistorialen, so wie zur Fortbildung und Reinigung des synodal-presbyterialen Principes nicht geblieben.

Auch in der deutschen Schweiz fand der Zimmermann'sche Aufruf einen sogleich zur That schreitenden Anklang. Zuerst bildete sich in Basel ein „protestantisch-kirchlicher Hülfsverein", der, geleitet von der Ueberzeugung, daß in kirchlicher Gemeinschaft Geistiges und Leibliches sich einander die Hand bieten müsse, sich zum Zwecke setzte, den Protestanten im Allgemeinen nicht blos zum Bau von Kirchen und Schulhäusern und Prediger-Besoldungen hülfreiche Hand zu leisten, sondern auch Prediger auszusenden zur Erweckung des evangelischen Glaubensgeistes, vorzüglich zu den deutschen Protestanten, die oft mitten in evangelischen Ländern wegen Unkunde der dort herrschenden Sprache von dem Gottes-

dienste ihrer eigenen Kirche und von dem Segen der Predigt ausgeschlossen seien. Dem Beispiele Basels folgten Schaffhausen, Zürich, Neuenburg, Bern, St. Gallen, Genf und Graubündten, und schon im Jahre 1843 traten diese Vereine auf einer Prediger-Versammlung zu Aarau in eine freie Gemeinschaft, in welcher Basel den Dienst eines Vorvereins übernahm.

Wenn schon die Landesherren der kleineren gemischten Staaten ein preußisches Protectorat über einen so umfassenden Verein nicht wünschen konnten, wie viel weniger noch die katholischen Cabinette. Sie hofften anfangs nicht ohne Grund, daß die Zerrissenheit und Zerfahrenheit der evangelischen Kirche es zu keiner Vereinigung kommen lassen werde, und unterließen auch nicht, in den ihnen zu Gebote stehenden Zeitungen aufhetzend einzuwirken. Das Gedeihen des Vereins steigerte den Aerger der grundsätzlich römisch gesinnten Organe bis zum Ingrimm. Nach einem mir mitgetheilten Berichte, erschien im Jahre 1845 ein „für jedes Jahr gültiger Augsburger Haus-Kalender für Zeit und Ewigkeit auf das Jahr der gnadenreichen Geburt unseres Erlösers 1846", in welchem geradezu der Satan für den Stifter der evangelischen Kirche erklärt wird, deren sichtbare Stellvertreter nichts eifriger zu thun hätten, als die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung herbeizuführen und ihre freiwilligen Anhänger in die Hölle zu stürzen. Die evangelischen Fürsten werden mit der Rotte Korah verglichen, welche von der Erde verschlungen worden, weil sie ihrem Papste Moses (so wörtlich nach dem Berichte) nicht gehorchten. Es wird Zeter über die Stellvertreter der Gewalt Gottes

(die katholischen Fürsten nämlich) geschrieen, daß sie die Ketzer nicht mit dem Tode bestraften, wie einst Maximilian I. die Ehebrecher mit dem Tode bestraft habe. Auch sonst soll die Schrift voll fanatischen und aufrührerischen Frevels sein. Ich selbst habe sie nicht gelesen. Sie wurde von der Augsburgischen Polizeibehörde mit Beschlag belegt.

Durch dergleichen Auslassungen konnten die parteibildenden Kräfte, gemeinsamer Haß und gemeinsame Liebe, nur lebendig erhalten und gesteigert werden. Und das that noth. Denn die Zwistigkeiten, welche ein herzliches Zusammenschließen der verschiedenen Confessionen fortwährend hinderten, waren nicht leicht zu überwinden. Gewichtige Stimmen erblickten in „dem hastigen sich selbst überstürzenden Zusammenlaufen" der Beförderer des Vereins eine Selbstkritik übeler Bedeutung. „Eine Vereinigung verschiedenartiger Parteien", sagte Hupfeld in seinen Wechselreden mit Mallet, „zu einem gemeinsamen Liebeswerk, setzt religiöse Toleranz voraus, die freilich heut zu Tage in aller Munde und doch so wenig in den Herzen lebt. Wahre Toleranz ist nur da möglich, wo man bei aller Verschiedenheit der Denkart doch etwas Gemeinsames an dem Gegner findet, was man achten muß und zu einer Rechtsgemeinschaft hinlänglich findet. — Wo dieses Gemeinsame fehlt, oder noch nicht zum Bewußtsein und zur Anerkennung gekommen ist, da müssen sich die Parteien auf Tod und Leben bekämpfen und auf gegenseitige Vernichtung ausgehen, weil sie dem Gegner und seinen Grundsätzen nichts Gutes zutrauen und ohne Gefährdung der eigenen theuersten Güter nicht

das Recht der Existenz zugestehen zu dürfen glauben. Auf diesem Stande finden wir jetzt den Parteikampf in Deutschland, und zwar im Zunehmen begriffen. — Jeder voreilige Versuch, die entgegengesetzten Parteien in einen gemeinsamen Verein zu ziehen und dadurch zu verschmelzen, während die Gemüther sich noch ganz entfremdet und im bittersten Kampfe begriffen sind, kann zu nichts führen und nur den Riß ärger machen. Was hilft's, Friede zu rufen, wo kein Friede ist, und einen Riß zu verhüllen und zu verkleistern, der noch weit aus einander klafft? Die Wahrheit bricht bald wieder durch alle Verhüllungen und zerstört alle Illusionen. Und das ist der Fall des Gustav-Adolf-Vereins. Er wollte ohne anerkannte gemeinsame Glaubensgrundlage eine Einheit der protestantischen Kirche in der Liebe erkünsteln, die nun einmal nicht vorhanden ist, und sich durch alle Friedenserklärungen nicht bewerkstelligen läßt. Er ist, in bewegteren Gegenden wenigstens, nur der Tummelplatz der Parteien gewesen, die mit einander um die Majorität gerungen, ihre Kräfte an einander gerieben, und statt sich näher zu kommen, sich noch mehr entfremdet haben."

Gewiß war diese Stimme nicht ohne Wahrheit; es wurde aber mit Recht dagegen bemerkt, daß die Voraussetzung, es fehle an einer gemeinsamen Glaubensgrundlage, falsch sei. Eine einfache Vergleichung der verschiedenen Bekenntnißschriften ergab eine Gemeinsamkeit, welche die Verschiedenheiten weit überwog und Kraft genug zu haben schien, um alle mit dem Bande brüderlicher Liebe zu umschlingen und zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. Es kam nur darauf an, die

Dunkelheit zu vertreiben, welche Aufklärung und Philosophie über das ganze Gebiet verbreitet hatten, und damit zugleich die Grenzen der evangelischen Kirche sowohl gegen den Unglauben, als gegen das Papstthum deutlich hervorleuchten zu lassen. Und eben damit waren die Leiter des Vereins, sofern sie nicht zu den Dunkelmännern des Unglaubens gehörten, eifrigst beschäftigt. Auf Betrieb dieser Männer wurde denn auch der Königsberger Vorkämpfer symbolfreier Kirchen von der Haupt-Versammlung des Vereins, die 1846 zu Berlin gehalten wurde, förmlich ausgeschlossen, nachdem er den Rath wohlwollender Männer, sich freiwillig zurückzuziehen, verschmäht hatte. An Tadeln dieser Maßregel fehlte es selbst unter achtbaren Theologen nicht; aber die Unverschämtheit, für unchristliche und sogar widerchristliche Verbrüderungen Liebesgaben eines christlichen Vereines in Anspruch zu nehmen, sprang doch zu grell in die Augen, als daß selbst die wärmsten Fürsprecher Rupp's einen nachhaltigen Eindruck hätten bewirken können. Solche warme Fürsprecher fand Rupp auch in Provinzial-Versammlungen, sogar in der Rheinisch-Westphälischen, die 1846 zu Elberfeld abgehalten wurde, aber in so geringer Minorität, daß die freien Gemeinden in Preußen, in Sachsen, oder wo sie sich sonst finden mochten, ihre Hoffnungen auf Belebung und Stärkung ihrer Sache durch den Gustav-Adolf-Verein fallen ließen. Ihre Bemühungen dienten nur dazu, aller Welt klar zu machen, daß die Leiter und Freunde des Vereins nicht gewillet seien, unchristliches Wesen und politisches Treiben zu fördern.

Die Thatsache der Excommunication des Dr. Rupp

und seiner Partei war für die weitere Entwickelung des Vereins von großer Bedeutung. Einige knüpften daran die Besorgniß, es werde diese Demonstration zur gänzlichen Auflösung führen, andere jauchzten Beifall, eine dritte Partei war der Meinung, daß die Prüfung von Glaubensbekenntnissen dem Geiste des Zimmermann'schen Aufrufes widerspreche und die Ausschließung Rupps daher schon eine thatsächliche Auflösung des Vereins enthalte. Es war also eine Krisis eingetreten. Unter den Theologen, welche die Frage zur öffentlichen Erörterung brachten, waren Männer wie Ullmann, Lücke und de Wette. Die Schrift des letzteren, welche unter dem Titel: „Die Ausschließung des Dr. Rupp von der 5. Haupt-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins zu Berlin am 7. September 1846" zu Leipzig erschien, gibt wirklich, was sie verspricht, eine unparteiische Darstellung der Sachlage.

Allgemein fühlte man die Nothwendigkeit einer schärferen Umgrenzung der Glaubenssphäre des Vereins, als Zimmerman sie in seinem Aufrufe gegeben hatte. Daß Lutheraner, Reformirte, Unirte, Anglikaner, Altlutheraner oder Neuevangelische, Supranaturalisten, Pietisten oder Mystiker dem Gebiete der protestantischen Kirche angehörten, unterlag keinem Zweifel; ob aber auch alle diejenigen, welche sich „Rationalisten" nannten, wirklich Christen seien und zur protestantischen Kirche gerechnet werden könnten, mußte selbst den Rationalisten der Wegscheider'schen und Röhr'schen Schule zweifelhaft erscheinen. Zimmermann selbst hatte unter Rationalisten diejenigen verstanden, welche dem menschlichen Geiste das

Recht vindicirten, zu prüfen, was in den Schriften der Bibel wirklich göttliche Offenbarung sei, und was nicht; keineswegs aber diejenigen, welche die ganze Bibel verwerfen und ihre eigene Vernunft für die Quelle aller Wahrheit erklärt hatten. — Die nächste General-Versammlung, welche im September 1847 zu Darmstadt gehalten wurde, mußte alle diese Fragen und Zweifel lösen; sie war daher von entscheidender Wichtigkeit.

Ich hatte der Idee einer Vereinigung sämmtlicher Protestanten im weitesten Sinne des Wortes zu Liebeswerken gegen Glaubensgenossen, ebenfalls im weitesten Sinne des Wortes, von Anfang an die lebhafteste Aufmerksamkeit gewidmet, nicht weil ich an eine erst viel später eingetretene amtliche Theilnahme dachte, sondern weil ich leicht voraussehen konnte, daß eine die ganze protestantische Kirche umfassende Vereinigung zu äußeren Liebeswerken nicht ohne großen Einfluß auf Milderung der Gegensätze der verschiedenen protestantischen Confessionen bleiben könne. Man kann sich daher leicht denken, wie gespannt ich auf den Gang und die Ergebnisse jener Darmstädter Haupt-Versammlung war. Gern wäre ich selbst zugegen gewesen, aber das Gedränge und der Gedrang war gerade damals in dem Ministerium so groß, daß ich an ein Urlaubsgesuch zu diesem Zwecke nicht denken konnte. Sehr willkommen war mir daher das Anerbieten eines Freundes, welcher den Sitzungen beiwohnte, mir genaue und ausführliche Mittheilungen über den Gang der Verhandlungen zukommen zu lassen. Es war eine Art von Protokoll, was er mir, noch ehe er Darmstadt verließ, zuschickte.

„Der Gang der Verhandlungen“, heißt es in dem vom 22. September 1847 datirten Schreiben, „war zwar lebhaft, jedoch nicht stürmisch oder tumultuarisch. Das Resultat ist wider alles Erwarten friedlich ausgefallen. Am Montag Morgen von 9 Uhr an fand zunächst die Wahl des Präsidenten, des Vice-Präsidenten und der Sekretäre statt. Zum Präsidenten wurde mit an Einstimmigkeit grenzender Majorität der hiesige Hofprediger Zimmermann gewählt; nicht so leicht kam die Wahl des Vice-Präsidenten zu Stande. Die Wahl schwankte mit wenigen Stimmen auf und ab zwischen dem Superintenbenten Großmann und dem Bürgermeister von Berlin, Geheimer Regierungsrath Naunyn. Endlich fiel die Stimmenmehrheit auf Herrn Naunyn. — — — Den Hauptgegenstand aller Verhandlungen bildete die Entscheidung der Frage über die Vereinsmitgliedschaft und über die dadurch bedingte Legitimation der Deputirten bei den Haupt-Versammlungen. Die gestern stattgefundene Discussion über diese Lebensfrage wurde durch eine lange Rede des Predigers Sydow eröffnet. Demnächst sprachen 1) ein Herr Fuchs aus Breslau heftig und ergrimmt nach der bekannten Weise des Senior Krause, 2) der Regierungsrath Landfermann aus Koblenz ruhig, freisinnig und besonnen, und zuletzt der Ober-Consistorialrath Nitzsch sehr zweckmäßig, überzeugend und wie es schien mit guter Wirkung auf die Versammlung. — Die heutige zur Fortsetzung der Discussion bestimmte Versammlung wurde durch Herrn Zimmermann mit der Bemerkung eröffnet, daß ihm von mehreren Seiten der Wunsch eröffnet worden

sei, es möchte eine Commission gebildet werden, aus je drei Mitgliedern von jeder der einander gegenüber stehenden Parteien bestehend, mit dem Auftrage, eine Art von Concordienformel zu entwerfen, welche zur Grundlage der weiteren Berathungen dienen könne und über deren Annahme sich die Versammlung zu verständigen haben möchte. Zu Mitgliedern dieser Commission wurden ernannt von der rechten Seite 1) der Ober-Hofprediger Grüneisen, 2) der Ober-Apellationsgerichtsrath Elvers, 3) der Superintendent König aus Westphalen. Von der linken Seite 1) der Graf von Schwerin, 2) der Professor Dittenberger aus Heidelberg und 3) der Revisionsrath Jonas aus Berlin. — Diese Commission begab sich sofort an das Geschäft. — Nach Verlauf von etwa einer Stunde hatte die Commission das Geschäft beendigt. Herr von Grüneisen übergab den Pacifications-Entwurf mit einer kurzen Anrede über die zu erzielende Verständigung, der Graf Schwerin, der Pfarrer Wißmann aus Westphalen, der Prediger Jonas, der Ober-Appellationsgerichtsrath Elvers und der Propst Nielsen aus Holstein sprachen für die Annahme des Entwurfs. Die Stimmung der Versammlung war eine entschieden friedliche. Die Ausschließung Rupp's kam gar nicht zur Sprache; schon bei Feststellung der Tagesordnung am Montage vereinigte man sich, die Nichtzulassung desselben als eine abgemachte Sache zu betrachten. — Die Annahme des von der Commission vorgelegten Einigungs-Entwurfes erfolgte ohne Aenderung mit 68 Stimmen gegen 8. Es wurde der sofortige Druck dieses Friedens-Instrumentes beschlossen. Nicht wenig hat der würdige Probst Nielsen

durch seine herzlichen und versöhnlichen Reden zur Erhaltung und Förderung der friedlichen Stimmung beigetragen. — — — So viel steht nunmehr fest, daß die Gegner mit ihrer blos formellen Legitimation, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht durchgedrungen sind. — Wie lange die Pacification vorhalten wird, das mag dahin gestellt bleiben, und wird von der sonstigen Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland abhängen. — Uhlich hat gestern und heute den Versammlungen beigewohnt, aber nur schweigend."

Aus den vorstehenden Mittheilungen geht hervor:

1) daß die Versammlung mit der Abgrenzung ihrer Mitgliedschaft innerhalb der protestantischen Kirche blieb und demgemäß die Rupp'sche und Uhlich'sche Freigemeinde für excommunicirt erklärt;

2) daß die Majorität der Versammlung zur Erhaltung der Einheit das preußische Protectorat für nothwendig erachtet, und daß sie, um dieses kund zu geben, selbst eine schwere Kränkung des ersten Stifters des Vereins, des Superintendenten Großmann, nicht scheute, indem sie bei der Wahl des Vice-Präsidenten ihm den Berliner Bürgermeister Naunyn vorzog, der sich gar keine besondere Verdienste um den Verein erworben hatte.

Gewiß zwei sehr wichtige Momente der Entwickelung des Vereins zu einer nationalen Angelegenheit.

Ich hatte alle diese Vorgänge, so wie sie nach einander zur Erscheinung kamen, besonders seit dem bayerischen Kniebeugungsattentat, mit dem General von Aster sehr

ernstlich besprochen und auch manchen sich darauf beziehenden Zeitungsartikel mit ihm verabredet. Bei mir war das kirchliche Interesse vorherrschend; bei ihm gingen kirchliches und politisches stets Hand in Hand. Wenn eines derselben überwog, so war es das politische. Es ist, sagte er, ein Hervorbrechen des allgemeinen Zuges zur nationalen Einheit auch auf dem kirchlichen Gebiete, ein Zeichen der Zeit, dessen Bedeutung das österreichische Cabinet wohl erkannte, zugleich aber auch verkannte, indem es an die Möglichkeit einer Unterdrückung glaubte und darauf auch mit aller diplomatischen Klugheit, direct und indirect, hinarbeitete. Es übersieht die Zwillingsbrüder-Verwandtschaft des allgemeinen protestantischen Geistes mit dem Gefühle deutscher Nationalität, und daß man den Protestantismus nicht feindselig behandeln kann, ohne zugleich das Gefühl der Nationalität zu reizen. Daß es der protestantischen Kirche nicht an Widerstandskraft gegen ultramontane Bedrückung fehlt, hat man, Dank sei es dem Grafen v. Giech, erfahren; man wird nun vielleicht auch im Laufe der Zeit die Erfahrung machen müssen, daß die Mehrzahl deutscher Katholiken dem Zuge deutscher Nationalität mehr folgt, als dem Zuge des römischen Papstthums; denn Protestanten werden die deutschen Katholiken nie werden. Die Sache ist von großer politischer Bedeutung. Die immer breiter werdende Strömung des nationalen Bewußtseins könnte leicht mächtig genug werden, um alle politischen Trennungen und alle Sonderinteressen, die sich daran knüpfen, hinwegzuschwemmen. Unter den Leitern einer großen politischen Partei gibt es immer einige, die

das Ziel von ferne sehen und dahin das Steuer lenken, ohne daß die meisten Parteigenossen es wissen; daß es aber der großen Partei des Arndt'schen Nationalliedes an solchen Männern nicht fehlt, kann keinem Tieferblickenden entgehen. Es frägt sich nur, ob das deutsche Nationalgefühl gesund und kräftig genug ist, um die großen Hindernisse, die seiner freien Entwickelung entgegenstehen, zu überwinden; denn die nationale Einheit Deutschlands hat ihre Feinde im Inneren und nach Außen hin. Es liegt gar nicht im Reiche der Unmöglichkeit, daß deutsche Fürsten abermals auswärtige Mächte zum Schutze des Wiener Staatensystemes herbeirufen. Beispiele ähnlicher Art erlebte die Nation ja schon oft genug, und noch kurz vor den Freiheitskriegen. Eine große, in ihrem Wesen von Wenigen erkannte Hülfsmacht hat seit den Freiheitskriegen die Nationalitätspartei in dem Eisenbahn-Verkehre gewonnen. Jeder einzelne Parteigenosse wird muthiger, wenn er aller Orten im ganzen weiten Deutschland Gleichgesinnte in großer Anzahl antrifft. Will man jetzt Politik studiren und die Verhältnisse gründlich kennen lernen, so muß man Eisenbahnreisen machen, wozu freilich auch eine politische Diagnose gehört, die nicht jeder besitzt, der sie zu haben sich einbildet.

Alle diese Bewegungen und Regungen, fügte Aster hinzu, die entweder auf einen allmählichen Untergang deutscher Nationalität oder auf eine Wiedergeburt der deutschen Nation hindeuteten, habe ich mit dem einzigen Manne, der mit mir auf gleichem Standpunkte politischer Betrachtung stand, mit Eichhorn nämlich, während er die Direction des Ministeriums der Auswärtigen Angelegen-

heiten führte, oft besprochen. Es entging uns die innige Verbindung der kirchlichen mit den politischen Bewegungen nicht, und wir beide mußten tief die Hegel'sche Verblendung Altenstein's beklagen, die ihn unfähig machte, das kirchliche und religiöse Wesen in seiner populären Wahrheit und Wirklichkeit zu schauen und ihn zu Mißgriffen staatsgefährlicher Art verleiteten. Wir waren beide einverstanden, daß ein Minister der Geistlichen Angelegenheiten in Preußen zwar den Boden des christlichen Glaubens wahren müsse, weil auf demselben auch die Staaten und ihre Ordnungen beruhten, daß aber bei dem gegenwärtigen Stande der religiösen Bildung jede einseitige Richtung, sei es nach der rationalistischen, sei es nach der symbol-orthodoxen Richtung hin, vermieden werden müsse. Mit diesem Grundsatze hat Eichhorn auch, wie ich weiß, das Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten übernommen, war aber doch unter den Stürmen, die sich gleich nachher erhoben, nicht im Stande, das Steuerruder mit fester Hand zu regieren. Um die stärkere Strömung der kirchlichen Ungebundenheit zu vermeiden, ist das Schiff, wie es mir scheint, etwas zu weit in die schwächere der kirchlichen Gebundenheit gerathen, deren bedeutendster Vorkämpfer meiner Meinung nach nicht Hengstenberg, sondern Stahl ist.

Beide zusammen bilden eine Macht, die im Stande ist, das Gehaltlose und Bodenlose, was ihnen auf ihrem Wege entgegentritt, niederzuwerfen, wie wir das bei den Protesterklärungen und in anderen Fällen mit Vergnügen gesehen haben; aber Männer, die mit eminentem Verstande den Extremen in Kirche und Staat das Wort

reden, sind mehr zu fürchten, als die, welche mit ihren Gefühlen phantastisch in kirchlichen und politischen Extremen herumschwärmen. Das hat auch der Verfasser des für die Staats-Zeitung bestimmten Aufsatzes wohl erkannt. (Siehe Seite 56 ff.) Daß aber Stahl wirklich extremen Ansichten huldigt, hat er in seiner neuesten Schrift: „Der christliche Staat und sein Verhältniß zum Deismus und Judenthum" bewiesen.

Wenn ein bedeutender Mann sich über irgend eine wichtige Parteifrage ausspricht, dann gibt er den höheren Kreisen der Berliner Gesellschaften stets einen willkommenen Stoff der Unterhaltung. Wohl 14 Tage lang konnte man in allen Ecken und Nischen der Salons hören: Haben Sie Stahl's neueste Schrift gelesen? Was halten Sie von Stahl's christlichem Staate? Sogar eine Dame fragte: „Was will denn eigentlich Stahl mit seinem christlichen Staate? Wir haben ja einen christlichen Staat, einen christlichen König, christliche Minister und alles Mögliche Christliche." — Ernstere Männer, wie Aster, mieden dergleichen Unterhaltungen und suchten über den praktischen Werth des Inhaltes in's Klare zu kommen. Der Dilettanten-Eifer des Halbwissens war ihnen widerlich.

Ein würtembergischer Theologe von diplomatischen Talenten lieferte der Redaction der Literarischen Zeitung eine ausführliche Recension der Stahl'schen Schrift, die mit Aster's Urtheil in folgenden wesentlichen Punkten ganz übereinstimmte.

„Stahl glaubte ohne Zweifel seinem Zwecke zu genügen, wenn er in den zwei ersten Kapiteln seines Aufsatzes

den Zusammenhang des Staates mit der christlichen Gesittung und mit der christlichen Religion nachzuweisen versuchte. Aber wie sollte es möglich sein, so tiefgreifende Fragen, als er zu lösen sich vorgesetzt hat, auf Grund von Annahmen zu lösen, die weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin Sicherheit gewähren, die in der Gestalt, wie sie hier erscheinen, nicht viel mehr als Voraussetzungen sind; und wenn die Dissidentenfrage wohl noch innerhalb jener Annahmen zu beantworten wäre, müßte nicht um so mehr das merkwürdige Verhältniß, in welchem die Juden zu den christlichen Völkern von jeher gestanden haben, daran erinnern, daß hier einzelne Reflexionen nicht genügen können? — Oder ist die Rede vom christlichen Staate schon von so lange her, ist sie durch Lehre und Leben so festgestelt, daß man sie in besonderen Fällen nur anzuwenden braucht? Wir glauben nicht. In der W i s s e n s c h a f t galt der Staat noch vor Kurzem für das Reich der allgemeinen Sittlichkeit, und unter der letzteren wurde nicht ausschließlich die christliche, sondern in mancher Beziehung sogar das Gegentheil derselben verstanden; was aber das L e b e n betrifft, so sagt Stahl selbst: „daß bei uns das Allgemeine Landrecht und das Finanzgesetz die oberste Stelle in der politischen Ethik einnehmen statt des Evangeliums.“ Aber wenn demnach in Wissenschaft und Leben noch das Meiste und Beste zu thun ist, um den christlichen Staat herzustellen, so mußte in einer wissenschaftlich-praktischen Abhandlung doch vor allen Dingen der Begriff des letzteren gesucht werden. — Der Stahl'sche Aufsatz schlägt einen anderen Gang ein: er überspringt

das Mittelglied, die Wirklichkeit, und zieht mit seinem Principe des christlichen Staates unmittelbar gegen Dissidenten und Juden zu Felde. — Man kann es kaum bezweifeln, daß die ganze in Rede stehende Sache nicht aus dem Standpunkte des Principes behandelt werden darf. — Dieses läßt sich noch auf eine andere Art klar machen. Jedermann weiß, wie frühere Zeiten in den fraglichen Angelegenheiten zu Werke gegangen sind. Wenn im Mittelalter die Frage über die Juden durch irgend welche Umstände auf die Tagesordnung kam, so wurde diese von jeher als Eindringling betrachtete Nation so lange verfolgt, bis es genug zu sein schien: und wenn irgendwo Ketzer auftauchten, so faßte man einfach den Beschluß, sie auszurotten. Das war principienmäßig gehandelt; denn im Principe herrscht zwischen dem Bekenntnisse zum Christenthume und der Läugnung desselben ein vollendeter Widerspruch; die Ketzerei aber als Eingriff in das Herz des Glaubens war fast noch gefährlicher und mußte wo möglich noch härter bestraft werden. Als nun der Staat durch die Reformation seinen allgemein christlichen Charakter verloren hatte und in der besonderen Confession sein Princip suchte, so löste er jene Fragen, mit denen er immer behaftet bleiben wird, nach dem Charakter seines besonderen Glaubens: die Juden waren unbedingt ausgeschlossen, die Ketzer wurden mit Gewalt bekehrt, oder sie mußten auswandern, oder sie blieben in einem mehr oder weniger rechtlosen Zustande. — — — Im protestantischen Deutschland zuerst wurde der Versuch gemacht, den Staat auf sein eigenes Princip zu stellen. — Auch führte ja gerade in unseren

früheren protestantischen Staaten die natürliche Entwickelung zu der Nothwendigkeit, ein selbstständiges Staatsprincip auszubilden, weil dies das einzige Mittel war, um die verschiedenen Confessionen unter einen geordneten staatlichen Verband zu sammeln. — Nun wird freilich unser Staat um so mehr wieder auf dem religiösen Grunde, der ihm ein für allemal im Christenthume gegeben ist, sich erbauen müssen; aber deshalb darf er doch nicht vergessen, daß er selbstständig in der Welt das Regiment zu führen und alle weltlichen Verhältnisse harmonisch zu ordnen hat. Der Staat ist ja nicht dazu da, um an die Stelle des Christenthums zu treten; er soll die Welt nicht überwinden, sondern regieren, und so wenig wir ihm zumuthen dürfen, sein christliches Herz zu verläugnen, eben so wenig können wir ihm die Pflicht oder das Recht zusprechen, selbst Seelsorger zu sein. Es ist dieselbe Kunst des Lebens, welche der einzelne Christ und welche der Staat zu üben hat, und wir halten dafür, der letztere thue genug, wenn er seine Verhältnisse so ordnet, daß sie den Einwirkungen des Christenthums nicht verschlossen bleiben. Auf irgend eine Art also muß der neue Charakter, welchen der Staat angenommen hat, auch in den obigen Fragen zu Tage kommen; und da die frühere negative Praxis jetzt nicht mehr anwendbar ist, so muß es möglich sein, den Staat nunmehr in ein positives Verhältniß zum Judenthume und zu dem vorausgesetzten Deismus zu bringen. Man würde sich vergeblich bemühen, wollte man ein solches aus dem religiösen Principe ableiten; dies wäre eine Rechnung mit lauter unbekannten Größen. Das religiöse Princip ist für den

Staat nur ein Ideal, dem er nachstreben soll; von Juden und Dissidenten wird dasselbe nicht anerkannt: wo soll da ein Verhältniß entstehen? — Ueberhaupt gibt es keinen leichteren Kampf als denjenigen, in welchem das Princip als Waffe gebraucht wird; denn es erfordert ja wenig Kunst, praktische Fragen in das Princip zu übersetzen und das letztere in tausend Wendungen zu wiederholen. Aber ein Princip haben und mit demselben auf die Dinge, wie sie in der Wirklichkeit vorliegen, eingehen, dazu gehört Kunst, die Kunst der wahren Weisheit. Denn davon werden wir uns doch nimmer überreden können, daß wir vom Principe oder in demselben leben; vielmehr leben wir in der Wirklichkeit, und wenn allerdings jenes die Grundlage bildet, so ist doch nur diese der Boden, auf welchem praktische Fragen entstehen und wieder vergehen. Es ist also auch nicht an dem, daß eine fixe und fertige Antwort ein für allemal gegeben werden müßte; dieselben Fragen werden in anderer Gestalt noch oft wiederkehren, und man wird immer die rechte Antwort nur dann finden, wenn man sich rein an die jedesmalige Lage der Dinge hält. Und man darf wohl fragen, wo und wann irgend ein Gegensatz aus dem Principe gelöst worden wäre, ob nicht vielmehr der Proceß des Lebens selbst von jeher der einzige Weg zur Lösung gewesen sei. Auch kommt, wenn man den Gang der menschlichen Dinge genau betrachtet, der Zwiespalt nie an dem Principe selbst heraus; entgegengesetzte Principien treffen als solche eben so wenig zusammen, wie entgegengesetzte Endpunkte; sie können nur zusammen treffen auf einem gemeinschaftlichen Gebiete, auf dem des Lebens, und

da müssen sie sich, da allein können sie sich auch vertragen"

Diese starren einförmigen Principienkämpfe, die der Recensent treffend beschreibt, sind es eben, bemerkte der General, die unsere Zeit heillos verwirren und am Ende, wenn der gesunde Menschenverstand sie nicht überwindet, alle guten Ordnungen des menschlichen Zusammenlebens zerstören werden. In der That braucht Stahl sein Princip als Waffe gegen die Wirklichkeiten des Lebens und scheint auch die eben nicht rühmliche Kunst zu verstehen, die praktischen Fragen der Zeit in das Princip zu übersetzen und letzteres in tausend Wendungen zu wiederholen. Auch Bunsen versteht diese Kunst; wenn wir aber Bunsen's Princip: „Christus will Volk und Staat werden" mit Stahl's christlichen Weltanschauungen vergleichen, so ergibt sich unzweifelhaft, daß Bunsen das Wesen und die göttliche Bestimmung des Christenthums richtiger erkennt als Stahl, und auch die Kunst der wahren Weisheit besser versteht als Stahl. [1])

---

[1]) Als Stahl's Schrift erschien (1847), fragte man in Berlin alles Ernstes, ob der Satz in derselben: „es ist nur der Rest des christlichen Glaubens und der Gewöhnung an die alten von ihm getragenen Verhältnisse, welche das Königthum bis jetzt noch stützen; das aber schwindet von Tage zu Tage, und man sieht dem Ende deutlich entgegen, wo diese morschen Pfeiler, von der Fluth der neuen Denkart ausgehöhlt, zusammenbrechen", ob dieser Satz, sage ich, nicht staatsverbrecherisch sei und Grund zu einer gerichtlichen Verfolgung gebe. Es waren sogenannte Cabinets-Ordres-Juristen, die so fragten, und unter diesen wenigstens Einer, der nach den Märztagen 1848 ganz andere Ansichten gewann.

Wie waren denn Stahl's Ansichten vor seiner Berufung nach Berlin beschaffen? fragte mich einmal Aster. Wie es gekommen, daß Hassenpflug einen so übeln Empfang in Berlin fand, ist mir klar geworden; denn auch in militärischen Kreisen wurde derselbe als ein Vertreter jenes monarchischen Principes verdächtigt, welches in England unter den Stuarts die Menschheit mit Abscheu erfüllte und zugleich die Revolution vor Gott und der Welt rechtfertigte, desselben Principes, nach welchem auch deutsche Landesherren sich die Befugniß zuschrieben, ihre Unterthanen in fremde Kriegsdienste zu verkaufen. Weßhalb aber Stahl Hassenpflug's Schicksal theilen mußte, kann ich mir doch nicht erklären. Liegt vielleicht in seinem früheren Verhältnisse oder in der Richtung seiner früheren Wirksamkeit irgend ein genügender Grund dazu vor?

Noch ehe ich an meine Versetzung nach Berlin denken konnte, antwortete ich, hatte ich Veranlassung und Gelegenheit, von zuverlässigen Männern über Stahl's wissenschaftlichen und sittlichen Charakter Erkundigungen einzuziehen. Das Ergebniß, welches auch einem späteren Vortrage bei Eichhorn zum Grunde lag, war in hohem Grade vortheilhaft. Von jüdischen Eltern geboren, trat er, 17 Jahre alt, im Jahre 1819, aus eigenem innerem Antriebe mit voller Ueberzeugung zur evangelisch-lutherischen Kirche über. Es liegt hierin die Erklärung, daß er nichts höher achtete, als den Glauben an Christum, mit derselben Entschiedenheit, wie der Apostel Paulus. Auf diesen Glauben baut er Recht und Staat und jegliche wahre Förderung menschlichen Lebens. — Was nicht

christlich ist, ist in seinen Augen nichtig, und um so verwerflicher, je mehr es Anspruch auf menschenbeglückende Wahrheit macht. Daher ist er auch ein Feind der Hegelschen Philosophie, so wie jeder anderen, die nicht zu Christum hin, sondern von Christo wegführt. Dagegen soll Schelling einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt und ihn namentlich bestimmt haben, sich den rechtsphilosophischen Studien zu widmen. Einen ähnlichen Einfluß übte Schelling in Bezug auf die Kirchengeschichte auch auf Neander, eine Johannesnatur, während Stahl sich mit Paulus vergleichen läßt. Diesen Charakter hat Stahl in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, so wie in allen praktischen Verhältnissen seines Lebens bewährt. Unablässig geht sein Streben dahin, die christliche Religion, wie er sie auffaßt, zur Staatsreligion zu machen, und nach der Entfernung von diesem Ziele schätzte er Werth und Unwerth aller staatlichen Einrichtungen. Revolutionen billigt er nur als den natürlichen Erfolg des Mißbrauches der Principien göttlicher Weltordnung. Im Jahre 1840 schrieb er ein Buch über „die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten", und dieses Werk ist es, wodurch er sich, besonders in der reformirten Kirche und bei den Beförderern der Union viele Feinde machte. In dem ersten geschichtlichen Abschnitte gibt er eine klare übersichtliche Darstellung der bisherigen Systeme des protestantischen Kirchenrechtes, des Episcopal-Systemes, des Territorial-Systemes und des Collegial-Systemes. — Das Kirchenregiment, sagte er, ist etwas Eigenthümliches, von der weltlichen Regierung Verschiedenes. Hauptaufgabe desselben ist: Erhaltung der

reinen Lehre. Die weltliche Obrigkeit erscheint als vornehmstes Glied der Kirche, als Wächterin beider Tafeln; hat aber über die Kirche nur eine potestas externa. Hiernach scheint er dem Episcopal-Systeme den Vorzug zu geben.

Der zweite Abschnitt des Buches handelt von den Verfassungs-Principien der protestantischen Kirche. Hier heißt es: die geistige Gemeinschaft der Gläubigen muß eine Einheit der Glaubens, des Bekenntnisses und eine gemeinsame Thätigkeit zu dessen Erhaltung wirken. Die sichtbare Kirche entsteht als eine organische Institution mit Nothwendigkeit aus dem Reiche Gottes, sie ist ein geistiges Reich nicht durch die Gesammtheit der Kirchenglieder, sondern über ihnen. Die Kirchenverfassung ist nun freilich kein unmittelbares Ergebniß des Glaubens, doch darf sie nicht von dem göttlichen Geiste in der Kirche gelöst und menschlichem Belieben preisgegeben werden; innerhalb ihrer Freiheit gibt es auch eine Nothwendigkeit. — Die protestantische Kirche nimmt nun 1) gewisse Elemente und Direktiven der Kirchenverfassung an, die unmittelbar auf der Stiftung Christi beruhen: a) Apostel- oder Hirten-Amt, b) Kirchenzucht, Excommunication, c) Aufsicht über die Lehre. 2) erkennt sie eine innere Nothwendigkeit für die Kirchenverfassung an, welche in dem Wesen und in dem Bedürfnisse der Kirche liegt, und welche sie theils durch menschliche Einsicht, theils durch die Vorbilder des alten Testamentes erkennt. 3) erkennt sie die Rechtmäßigkeit alles bestehenden Regimentes, aller Obrigkeit und die entsprechende Pflicht des Gehorsams, jedoch in Bezug auf die Kirche nur so

lange, als dasselbe nicht von der göttlichen Wahrheit abfällt.

Das zweite Kapitel handelt von Natur und Umfang der protestantischen Kirchen-Gewalt. Beide erstrecken sich auf Lehre, Cultus, Disciplin. Hauptgrundsatz: die Kirchen-Gewalt wirkt nicht durch äußeren Zwang, Ausschließung von der Kirche ist ihr letztes Mittel.

Das dritte Kapitel gibt die Lehre von dem Subjecte der Kirchen-Gewalt.

Nach göttlicher Anordnung dürfen weltliche und geistliche Gewalt nicht mit einander vermengt werden. Die Kirchen-Gewalt hat ihren innersten Sitz in der Gesammt-Gemeinde; allein diese ist zur Kirchen-Gewalt doch nur in so fern berufen, als sie zu einer sichtbaren, gegliederten Anstalt geordnet ist. An der Spitze der Gesammt-Gemeinde ist der Lehrstand das Subject der Kirchen-Gewalt; die Gemeinde ohne den Lehrstand hat im normalen Zustande der Kirche gar keine Gewalt. Ist, wie in der protestantischen Kirche, der Landesherr Subject der Kirchen-Gewalt, so muß der Lehrstand die Ausübung derselben ihrem Inhalte nach bestimmen.

Das vierte Kapitel enthält die Lehre von dem Verhältnisse der Kirchen-Gewalt zur Kirche.

Die sichtbare Kirche muß fortwährend eine Manifestation der inneren geistigen Gemeinschaft sein; auf dieser Glaubens-Gemeinschaft hat die Kirchen-Gewalt ihre Basis, darf daher davon nicht abfallen. Sie handelt nicht immer über, sondern auch in mehreren Fällen mit ihren Untergebenen, z. B. der Prediger betet mit der Gemeinde, der Landesherr bekennt einen Glauben

mit der Gemeinde, hat über die Festhaltung des Bekenntnisses in der Gemeinde zu sorgen. Bei Festsetzung von neuen Glaubens-Artikeln kann die Gemeinde nicht ausgeschlossen sein. Die Auslegung der bestehenden Symbole und die Aufrechthaltung der Lehre ist allein des Lehrstandes, nicht der Gemeinde Sache.

Der dritte Abschnitt handelt von dem Rechte der Fürsten über die Kirche.

Erstes Kapitel: Kirchen-Hoheit; Majestätsrecht.

Das Kirchenregiment erstreckt sich auch auf zeitliche Güter und tritt daher in Collision mit der Staats-Gewalt; hieraus entsteht das Majestätsrecht des Staates über die Kirche: Aufsicht und Verhinderung. — Huldigt die Staats-Gewalt dem Glauben der Kirche, so entsteht ein inneres Band, die cura circa sacra, advocatia ecclesiae. Es entsteht eine christlich-politische Sanction der Kirche durch den Staat. — Da die evangelische Kirche jedem Christen ein Urtheil über s e i n e n Glauben n a c h d e r h e i l i g e n S c h r i f t einräumt, so kann sie dasselbe dem Landesherrn am wenigsten versagen. Derselbe wird daher den Glauben der Kirche nach seinem Urtheil über denselben zu handhaben suchen.

Zweites Kapitel. Die Zulässigkeit der landesherrlichen Kirchen-Gewalt nach protestantischer Lehre.

Das Majestätsrecht ist nicht sehr verschieden von der Kirchen-Gewalt, in so fern diese, was die innere Seite derselben betrifft, nicht ohne den Lehrstand geübt wird. Die Reformatoren überließen daher aus freien Stücken die Kirchen-Gewalt, so weit sie sich äußerlich zeigt, den

Landesherren, und hieraus entwickelte sich das protestantische Majestätsrecht der Landesherren.

Drittes Kapitel. Rechtsgrund der landesherrlichen Kirchen-Gewalt in Deutschland.

Dieser ergibt sich aus den vorhergehenden Kapiteln.

Der dritte Abschnitt endlich handelt in verschiedenen Kapiteln von den Consistorien, dem Lehrstande, den Gemeinden. Hauptsächlich wird hierbei im Auge behalten, daß der Landesherr sich keinen Uebergriff in die innere Seite der Kirchen-Gewalt, die Lehre, des Glaubens-Bekenntnisses u. s. w. erlauben solle. Die Consistorien gestalten sich oft zu weltlichen Behörden. Ueber die Functionen des Lehrstandes und der Gemeinden wird nichts Neues gesagt. — Es folgen sodann noch einige Kapitel, die nicht zu dem Systeme gehören, sondern nur beiläufig connexe Gegenstände behandeln.

Dies ist auch der wesentliche Inhalt meines ausführlicheren ministeriellen Vortrages über Stahl. Ein juristisches Gutachten, welches dabei auch zur Sprache kam, wies auffallende Widersprüche nach. „Gewiß", heißt es unter anderen in demselben, „steht dem Landesherrn ein Urtheil über seinen Glauben zu, wie jedem anderen Christen; aber warum ihm, als Landesherrn, mehr? Es gab ja doch auch heidnische Landesherren; es gibt katholische, griechische, vielleicht sogar noch reformirte. — Sollte aber durch alle jene Ausführungen nichts weiter dargestellt werden, als wie sich die Verfassung der protestantischen Kirche, innerhalb der für die Entwickelung einer Kirchen-Verfassung bestehenden Grenzen der Freiheit entwickelt habe, also nur eine historische Darstellung

gegeben werden: so ist es doch sonderbar, daß nur von der lutherischen Kirche die Rede ist; ferner, daß so viele Sätze als ganz unabänderlich hingestellt sind, während das, was sich historisch so oder so entwickelt hat und entwickeln durfte, niemals, so lange die Geschichte geht, unabänderlich feststehen kann. Warum müssen denn Concessionen, welche die Reformatoren den Landesherren gemacht haben, immer in der protestantischen Kirche fortbestehen?"

Ja, sagte Aster, das sind freilich Ideen, die dem Zeitgeiste nach allen Richtungen hin widerstehen und zum Aergerniß gereichen. Aber dadurch, daß man den Zeitgeist ärgert, kann man ihn nicht bessern, sondern nur schlimmer machen. Es ist mir jetzt vollkommen begreiflich, daß die leitenden Männer der nationalen kirchlichen und politischen Einigung ihn für einen nicht ungefährlichen Widersacher halten. In wie fern ihm das zur Ehre gereicht, will ich dahin gestellt sein lassen; jedenfalls aber gehört Stahl zu den bedeutendsten Männern unserer Zeit. So urtheilte Aster.

Schließlich bemerke ich noch, daß mir im October 1845 eine mehrere Bogen ausfüllende „Kritik der Stahlschen Ansicht über die Geltung des Symbols in der evangelischen Kirche" übergeben wurde, in welcher der Verfasser, ein bedeutender Mann, Stahl in jenen glatten höflichen Formen, deren sich die Philologen früher zu bedienen pflegten, wenn sie Jemanden lächerlich machen wollten, ad absurdum zn führen versuchten. Ich habe von dieser Kritik weder einen publicistischen, noch sonstigen Gebrauch gemacht. Der Schluß lautete so: „Indem wir

daher schließlich unsere Differenz von dem Verfasser dahin zusammenfassen, daß derselbe die Zeitverhältnisse auf das Princip influiren läßt, während wir diesen einen Einfluß nur auf dessen Handhabung zugestehen können, reichen wir ihm wiederholt mit herzlicher Liebe die Hand, und bitten, unserer Versicherung Glauben zu schenken, daß wir im Eifer für die Sache, die Achtung vor seiner Person niemals haben vergessen wollen. Wir haben nur zur Ehre des Herrn gebaut, und kann es daher nur zu unserer eigenen Erbauung gereichen, wenn man uns nachweist, daß dies mit Heu und Stoppeln geschehen sei."

IX.

Aster's Urtheile über die Bewegungen in der englischen Kirche, und ihren Zusammenhang mit den gleichzeitigen Bewegungen in der deutschen.

In dem VII. Kapitel des ersten Bändchens dieser Schrift habe ich Seite 134 eines Schreibens erwähnt, welches der Erzbischof von Canterbury im Jahre 1720, also unter der Regierung Georg I., an den kurpfälzischen reformirten Kirchenrath erließ, als der Kurfürst Karl Philipp seine reformirten Unterthanen mit grausamer Härte zur Kniebeugung vor dem Venerabile zwang. Dieses für die kirchlichen Unions-Tendenzen unserer Zeit höchst bedeutungsvolle Schreiben documentirt die Sym-

pathie der englischen Hochkirche mit der deutsch-reformirten, wie sie vor 130 Jahren sich kund gab. Es lautet nach Struve's Uebersetzung vollständig so:

„Vielgeliebte Brüder in Christo!

Daß wir Erz-Bischöfe und übrigen Bischöfe der Englischen Kirche, Euch und Euren unterhabenden Gemeinden mit gehöriger Liebe und Freundschaft begegnen, und daß wir als Mitglieder eines Leibes die harten und grausamen Verfolgungen, welche Ihr um der Gerechtigkeit willen leidet, nicht anders, als hätten wir sie an unseren eigenen Personen zu erdulden und auszustehen, uns sehr nahe gehen lassen, und selbige herzlich beseufzen: solches müßt Ihr nicht sowohl für eine aus Mitleiden fließende Gütigkeit, als vielmehr für eine Euch und unserem Heilande Christo schuldige Pflicht halten und ansehen.

Wir sind davon so vollkommen überzeugt, daß wir die erste beste Gelegenheit ergriffen, dem über uns herrschenden allerchristlichsten König und Beschützer des Glaubens für alle Euch in Euerer bisherigen Bedrängniß geleisteten Hülfe zu danken, und Ihre Majestät zu bitten, ja um die Barmherzigkeit und Wunden Jesu willen zu ermahnen und anzuflehen, daß Sie sich Eurer Kirche ferner anzunehmen, ihr dero kräftigen Schutz angedeihen zu lassen, selbige von der androhenden Gefahr zu befreien, und für deren Erhaltung nach allerhöchstgedachter Seiner Majestät von Gott verliehener Macht möglichste Sorge zu tragen geruhen wolle.

Diesem unseren allerunterthänigsten Anträgen hat unser allerdurchlauchtigster König ohne die geringste Schwierigkeit aus einem gottseligen Eifer aufs schleunigst

stattfinden lassen. Wir aber haben indessen, damit wir des Königes hülfreichen Worte und Fürsprache, so viel nur immer an uns ist, desto mehr Kraft geben, die Stände des Groß-Britannischen Reichs, welche eben dazumal im Parlamente zusammen kommen sollten, dahin zu bewegen gesucht, daß sie euerntwegen mit uns zugleich bey Sr. Majestät bittlich einkämen, und ist es daher geschehen, daß, als wir jüngsthin am ersten Parlaments-Tage, da man alter hergebrachter Gewohnheit nach Sr. Majestät öffentlicher Dank abzustatten pflegt, dem versammelten größerem Reichs-Adel dieserhalb einen Vortrag gethan: so thane vortreffliche Versammlung, über welche nichts herrliches und ansehnliches unter der Sonne zu sehen ist, einhellig beschlossen, dem Könige für die denen Evangelischen Kirchen erzeigte Gnade mit und neben uns Dank zu sagen, und Se. Majestät, wie solches von Ihro in der Welt erworbene höchste Glorie und Ansehen erfordert und mit sich bringet, zu Aufrechterhaltung der euch und eueren Gemeinden zustehende Rechte und Befugnisse auf's allerkräftigste aufzufrischen.

Was von unserem allergnädigsten Könige seit der Zeit in dieser Sache veranlasset worden, solches würde, weitläuftig allhier zu erzählen, gewiß unnöthig sein, weil euch mehr als zu wohl bekannt ist, mit was für einem Ernst zu Wien, Regensburg und Heidelberg für euch gesprochen worden, und daß man auch eher nicht ablassen werde, es sei denn alles auf den Fuß des Westphälischen Friedens, von welchem, wie wir hoffen, die Könige von Groß-Britannien hinfüro Mitgarants werden sollen, in vorigen Stand gesetzet werden.

Da nun bei so bewandten Umständen all unser Rath und Anschläge dahin gerichtet sind, wie man nicht nur eure Gewissens-Freiheit fürjetzo wieder herstellen, sondern wie auch euere Nachkommen deshalb in künftigen Zeiten unangefochten bleiben können wir daneben nicht zweifeln, es wird zu solchem Ende unser großmächtigster König zu der Garantie des eben erwähnten Westphälischen Friedens-Schlusses, welcher der einzige Grund eurer Sicherheit ist und bleiben muß, eingeladen und darinnen wirklich aufgenommen werden. Auf unsern allergütigsten König, der sich euere gerechte Sache über die Maßen sehr angelegen sein läßt, könnt ihr bauen; Seine Minister und Räthe sind mit der äußersten Sorgfalt auf euere Wohlfahrt bedacht, die Pairs und großen Herzoge des Reichs bitten für euch bei Sr. Majestät in öffentlichen Versammlungen; Unsere Bischöfe, welche über euere Drangsalen ein herzliches Mitleid bezeigen, flehen nicht allein zu Gott, daß er eueren Kirchen Friede und Ruhe wieder schenken, sondern rufen auch den König nebst den übrigen Parlaments-Gliedern einmüthig für euch um Hülfe an, und was mich endlich betrifft, so will ich des kein Rühmens machen, nur ersuche ich euch, ihr wollet festiglich glauben, daß, wo je etwas in meinem Vermögen ist, solches von mir jederzeit und zu euerem Besten gern und willig beigetragen werden soll.

Gebe der allerhöchste Seelen-Hirte und Bischof unserer Kirchen, daß dieses von uns angefangene gerechte, gottselige und höchst nothwendige Werk ein glückliches Ende gewinnen, und daß durch gegenwärtige nicht allein wider euch, sondern auch wider alle evangelischen Kirchen

hin und wieder angestellte Verfolgungen, die evangelische Prinzen einmal ermuntert und aufgewecket werden, das allgemeine Heil unserer Kirchen recht zu Herzen zu nehmen, und allen hieraus zu besorgenden künftigen Religions=Weiterungen mit einmal abhelfliche Maße zu geben. Denn nachdem der Römisch=Katholisch=Gesinnten unauslöschlicher Haß wider die Bekenner der evangelischen Wahrheit weltkundig ist, wir auch in der That selbst erfahren haben, wie tollkühn, falsch und treubrüchig die Jesuiten sind, und dann derjenigen Person, welche man den Römischen Papst nennt, wider uns gefaßter Zorn und Unwille, ja ihr Stolz, Herrschsucht und selbst über gekrönte Häupter angemaßte Gewalt der evangelischen Christenheit überflüssig bekannt ist: so fehlt es diesen unseren Tod=Feinden weiter an nichts, als an genugsamer Macht, uns je eher, je lieber unterdrücken und, wo möglich, verschlingen zu können. Was will uns Evangelischen denn also hierbei anders gebühren, als darauf zu denken, wie wir bei Zeiten uns in gute Gegenverfassung setzen, und nicht zugeben, daß, indem man auf einzelne unter uns losgehet, unsere ganze Kirche dadurch nicht möge zu Grunde gerichtet und über einen Haufen geworfen werden.

Gott der Allmächtige verleihe nur, daß wir vermittelst einer unter uns zu treffenden genauen Vereinigung der Evangelischen Kirchen beständige Sicherheit zuwege bringen, und daß, gleichwie unser Heiland Jesus Christus solche auf einen Fels der Ewigkeit gebauet hat, er auch selbige auf diesen unbeweglichen Grund fort nnd fort befestigen und erhalten, keinesweges aber zulassen wolle,

daß sie die Pforten der Hölle jemalen überwältigen. Dieses soll unser aller Wunsch sein; dahin müssen wir uns mit zusammengesetzten Kräften bestreben u. s. w."

Als ich dem Generale von Aster dieses Schreiben mittheilte, erstaunte er, daß die Idee einer evangelischen Allianz schon vor 130 Jahren von einem Erzbischofe der englischen Hochkirche so deutlich ausgesprochen und so lebhaft gewünscht worden. „Die Verschiedenheit der Bekenntnisse in der evangelischen Kirche", sagte er, „ist mit dieser Kirche selbst zur Welt gekommen. Ihre Geschichte besteht aus Streitigkeiten über die Verschiedenheit der Bekenntnisse und aus Bestrebungen zur Herstellung der Einheit auf dem Boden der gemeinsamen evangelischen Wahrheit. Die ehrenwerthesten Theologen und Staatsmänner arbeiteten immer an gegenseitiger Verständigung und Einigung; die Männer der polemischen Theologie dagegen wandten, ihrer streitsüchtigen Natur gemäß, ihre Blicke ab von den gemeinsamen Hauptpunkten und erhoben, vom Habergeiste getrieben, nebensächliche Differenzpunkte zu Haupt-Glaubensartikeln. Viele von diesen Habergeistern möchten wohl zu denen gehören, zu welchen der Herr sagen wird: „ich habe euch noch nie erkannt." Was soll man aber dazu sagen, wenn Fürsten und Staatsmänner die Lehren der Geschichte und selbst der neuesten so erfahrungsreichen Geschichte, in dem Maße verkennen, wie wir es gegenwärtig mit unseren Augen sehen. Im Jahre 1806 die weise Religions-Declaration des Kurfürsten Maximilian Josephs, wodurch er den hundertjährigen Religionsquälereien seiner protestantischen Unterhanen ein Ende machte; in den Jahren 1812, 1813

18*

und 1814 die Freiheitskriege, zu welchen sich die deutschen Fürsten und Völker ohne Unterschied der Religion in herzlicher Eintracht vereinigten; im Jahre 1815 die heilige Allianz, und in demselben Jahre die Bestimmungen des Wiener Congresses über die gleiche Berechtigung der drei verschiedenen christlichen Confessionen; und nun im Jahre 1838 Wiedereinführung des verrufenen Kniebeugungszwanges! Ist das nicht eine fast wunderbare Verblendung, eine Verblendung, die an ein bekanntes lateinisches Sprüchwort erinnert? Die Wirkungen haben aber, wie wir schon jetzt deutlich sehen, die Kraft des Guten gestärkt, die Kräfte des Bösen geschwächt. Nie war in dem ganzen Umfange der evangelischen Kirche der Zug nach Einigung allgemeiner, als in der unserigen. Ohne die bayerische Kniebeugungsgeschichte und ohne die ultramontanen Bedrückungen der Protestanten in anderen katholischen Staaten, wäre es wohl zu den universalen Einigungs-Bestrebungen in den evangelischen Kirchen nicht gekommen, die jetzt unsere Erwartungen spannen. Ich meinestheils knüpfe daran die Hoffnung auf eine allgemeine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens in Deutschland. Die Union der bisher getrennten deutschen Schwesterkirchen können wir im großen Ganzen als bereits vollzogen betrachten, und wenn nicht Altenstein in seiner **dementia philosophica** die Sache so verkehrt behandelt hätte, so würden wir wahrscheinlich keine Alt-Lutheraner, wenigstens nicht in so großer Anzahl, haben.

Uebrigens hat das Gefühl der evangelischen Gemeinsamkeit von jeher seinen stärksten Erreger in der natürlichen gemeinsamen Feindschaft gegen das römische Papstthum

gehabt; so wie denn auch das Papstthum seinerseits nicht anders als feindselig gegen den Protestantismus gesinnt sein kann. So oft das Papstthum gegen irgend einen Theil der protestantischen Gesammtkirche agressiv verfährt, wird die Nothwendigkeit eines innigeren Zusammenschließens zur Abwehr allen Theilen fühlbarer; denn alle sind sich des gemeinsamen Standpunktes auf dem Grunde des biblischen, d. h. evangelischen Glaubens bewußt. So dienten auch die neuesten Angriffe des Papstthums und der Jesuiten auf die evangelische Kirche dazu, die alte Sehnsucht nach Einigung neu zu beleben. Zwei Umstände gaben dieser neuen Belebung eine besondere Schwungkraft: 1) der Hinwegfall des Schutzes von Seiten weltlicher Mächte, den die Staaten-Gestaltung des Wiener Congresses herbeigeführt hatte, und 2) eine größere Gleichgültigkeit gegen schroffe symbolische Abgrenzung, und diese haben wir der Aufklärungs-Periode zu verdanken. Ich sage verdanken; denn diese stets wachsende Gleichgültigkeit ist ein erfreulicher Fortschritt, nicht allein des humanen, sondern auch des wahrhaft christlichen Lebens. Daß ein solcher Fortschritt wirklich stattgefunden hat, kann man unter anderem auch daraus abnehmen, daß die Vertheidiger der früheren Trennungen immer mehr an Ansehen und an Anhängern verlieren. Die Concordienformel der Darmstädter Haupt-Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins sieht doch ganz anders aus, als die alte formula concordiae, die man nicht mit Unrecht eine concordia discors nannte, weil sie sich als solche erwies."

Was hat denn jenen Geist des Erzbischofes von Canterbury und des Whig-Ministeriums unter Georg I.

in England in unseren Tagen wieder in's Leben gerufen? Wenn nicht dieselben, antwortete ich, doch ähnliche Zeiterscheinungen, wie die, welche in Deutschland den Unionsbestrebungen das Uebergewicht gegeben haben; nur mit dem freilich sehr wesentlichen Unterschiede, daß in Deutschland der kirchliche Unionstrieb mit dem politisch-nationalen innig zusammenhängt, wovon ja in England nicht die Rede sein kann, da hier der geschichtliche Gang die politische Einheit längst in langen schmerzlichen Geburtswehen zur Welt gebracht hatte. Das Genauere über die Entstehung des Evangelischen Bundes in England konnte ich erst später (1847) beibringen, nachdem ich dazu durch die Forschungen des Redacteurs der Literischen Zeitung, Dr. Brandes, eines jener seltenen Männer, die ihre gründliche und umfassende Gelehrsamkeit in den Mantel allzu großer Schüchternheit und Bescheidenheit einhüllen, in den Stand gesetzt worden.

Die blutige und unreine Geschichte der englischen Reformation kannte Aster aus Ständlin's Allgemeiner Kirchengeschichte von Großbritannien genau. Ueber die neuesten Vorgänge berichtet nun Dr. Brandes Folgendes: „Obwohl die in den 39 Artikeln festgestellte Lehre im Wesentlichen die der reformirten Kirche wurde, blieb doch mit dem aus weltlichen Gründen beibehaltenen Episcopal-Systeme ein gut Stück Katholicismus zurück, und immer zeigte sich bei einzelnen Geistlichen eine Hinneigung zum Katholicismus, besonders seit der Emancipationsacte vom Jahre 1829. Ein Kanoniker an der Christ-Church und Professor der hebräischen Sprache zu Oxford, Eduard Pusey, trat im Jahre 1833 in Verbindung mit mehreren

gleichgesinnten Geistlichen mit Tractaten hervor, in welchen die Rückkehr zur alten wahren katholischen Kirche, die Gültigkeit der Tradition, die Nichtbefähigung der Layen zum Bibellesen, die Herstellung der Messe u. s. w. gepredigt, besonders aber die apostolische Succession der Bischöfe hervorgehoben wurde. Einer seiner Gesinnungsgenossen, Newman, ging noch weiter und griff das Hauptsymbol der Hochkirche, die 39 Artikel der Glaubenslehre an. Diesen das kirchliche Publikum in England in hohem Grade aufregenden Erscheinungen gegenüber erwachte von allen Seiten, bei den Hochkirchlichen nicht minder als bei den Dissenters, das Verlangen nach einer innigeren Verbindung der evangelischen Christen. Ueber die Art und Weise, wie diese zunächst vorzubereiten und die Abhülfe eines tief gefühlten Bedürfnisses anzubahnen sei, konnte man in England nicht zweifelhaft sein: eine große Zusammenkunft von Gliedern verschiedener Kirchen, von Geistlichen und Layen, wo möglich aus allen Landschaften des vereinigten Königreiches in der Hauptstadt desselben schien am rascheſten und sichersten zum Ziele zu führen. Nur fragte es sich, wie diese zu bewirken, zu ordnen und zu leiten sei. In der Erwägung, wie viel an den Tagen dieser großen Versammlung hänge, wie viel darauf ankomme, zu ihrer Verwirklichung die zweckmäßigen Vorbereitungen zu treffen und eine allseitige befriedigende Verständigung möglichst zu erleichtern und zu sichern; — in dieser Erwägung fand der Gedanke einer kleinen vorläufigen Versammlung von Abgeordneten aus den verschiedenen Denominationen großen Anklang. Am 5. August

1845 wurde zu Glasgow eine Circularaufforderung an die evangelischen Kirchen in England, Wales und Irland entworfen, die man mit Unterschriften von Geistlichen, Aeltesten und Diakonen der schottischen Kirche und der evangelischen Dissenters versehen an auserlesene Mitglieder der verschiedenen evangelischen Gemeinschaften in den drei britannischen Königreichen gelangen ließ. Liverpool war als Ort, der 1. October als Datum des Anfanges der Zusammenkunft bestimmt. Eindruck und Erfolg entsprachen den kühnsten Erwartungen. Von allen Seiten gingen zunächst die herzlichsten, anerkennendsten Antwortschreiben ein. Nicht allein eine sehr große Anzahl derer, die zum Anschlusse an diese Union aufgefordert waren, sondern auch manche, denen keine Einladung zugesandt war, kamen aus innerem Interesse für die Angelegenheit, um an der Conferenz thätigen Antheil zu nehmen.

Die thätigen Mitglieder der Conferenz, 216 an der Zahl, versammelten sich in den ersten drei Tagen des Octobers täglich zweimal, so daß die erste Sitzung jedes Tages um 12 Uhr Mittags, die zweite gegen Abend (um 5 Uhr) begann. Es waren Tage der lebhaftesten Spannung, der tiefsten inneren Erregung, erschöpfender geistiger Anstrengung; — welch eine unabsehbare Reihe von Fragen, von Besorgnissen, welche Hoffnungen mußten nicht in den Versammelten erwacht sein, und wie wichtig war nicht für das kirchliche Leben dieser erste Anfang der großen Sache, dieses ihr erstes Eintreten in die Bahn der Ausführung, — aber es sind auch Tage unaussprechlicher Freude gewesen, indem das herzlichste Einverständniß, die brüderlichste Gesinnung sich ungetrübt

und fast in steter Steigerung kund gab. Es wird erzählt, daß nach Ablauf jener drei Tage gar viele nur zögernd und mit Wehmuth den Ort verließen, der ihnen eine ungeahnte Fülle der höchsten Freude, der wohlthuendsten Anregung gewesen war. Denselben Eindruck macht auch der gedruckte Bericht über die Verhandlungen der Conferenz. (**Conference on Christian Union. Narrative of the Proceedings of the Meetings hold in Liverpool, October 1845. London, Nisbet. 80. S. 1 sh.**)

Wir haben in diesem Berichte nicht gerade förmlich protocollirte Actenstücke; denn die Leiter der Versammlung hatten es für angemessen erachtet, Berichterstatter für Zeitungen und Journale nicht zuzulassen. Zunächst weil sie über die Entwickelungen und den Gang der Verhandlungen sich keine vorläufige Vermuthungen gestatten mochten und die Besorgniß, daß irgend ein Mißlaut oder Mißverständniß irgendwie im Einzelnen verdunkelnd eintreten und dann durch unzeitige und unverständige Veröffentlichung die ganze Angelegenheit gefährden könnte, nicht ganz unbegründet erschien. Dazu kam noch eine zweite Rücksicht, so fern viel darauf ankam, den Theilnehmenden und besonders den Redenden volle Freiheit und Unbefangenheit zu sichern, Niemand in dem unmittelbaren Ausdrucke dessen, was Geist, Herz und Gemüth bewegte, zu beschränken oder zu fesseln. — Erst nach dem Schlusse der Versammlung wurde man inne, daß nichts wünschenswerther sein könne, als eine möglichst vollständige Veröffentlichung der sämmtlichen Verhandlungen. Der erwähnte Bericht über dieselben ist unter Zugrundelegung der detaillirten Aufzeichnungen und Notizen eines der

Secretäre und durch hinzugefügte Erinnerungen der einzelnen Redner zu Stande gekommen; er gibt ohne Zweifel eine zuverlässige Darlegung des Inhaltes und Herganges.

Nach diesem Berichte war der Gang der Verhandlungen folgender:

Die erste Sitzung war einem gemeinsamen Gottesdienste gewidmet (gemeinsamer Gesang abwechselnd mit Gebeten von Geistlichen mehrerer Confessionen). Auch die sämmtlichen übrigen Sitzungen wurden durch kürzere Andachtsübungen eingeweiht. Diese Feier war der hohen Wichtigkeit der Angelegenheit ganz angemessen; sie hat auf das Gelingen derselben wesentlich mit eingewirkt. Abgesehen davon, daß die gemeinsame Andacht der Bekenner so vieler verschiedener Confessionen und Glaubensformen eines gewaltigen unauslöschlichen Eindruckes auf den Empfänglichen nicht verfehlen konnte, mußten die Mitglieder gerade durch diese gemeinschaftliche Feier einander genähert und inniger als je befreundet erscheinen; ja, schon in der Möglichkeit dieses gemeinsamen Gottesdienstes lag ein thatsächliches Vorzeichen für den besten Fortgang ihres Werkes.

Die beiden folgenden Sitzungen führten die edelste und befriedigendste Verständigung herbei. Im Anfange zwar bemerkte man gewisse Scheu und Zurückhaltung, und im ersten Moment scheint es unklar gewesen zu sein, welche Stellung und welchen Beruf die Union den Bekenntnissen der verschiedenen Kirchen gegenüber verfolgen und wie man derartigen Collisionen vorbeugen sollte. Aber zwei Ueberzeugungen standen bei allen unerschütterlich

fest; zuerst: daß jeder Rückhalt, jede Befangenheit der Theilnehmer — und zumal jedes Mißtrauen durchaus fern zu halten sei; zweitens: daß die Kirche selbst sich nach einer Vereinigung im großen Maßstabe sehne, daß jedes Jahr ein Wachsthum der Annäherung gebracht habe. — Beim Beginne der Verhandlungen versuchten einige Redner auch die besonderen confessionellen Beziehungen zum Gegenstande der Besprechung zn erheben, und selbst hier zeigte sich ein hochherziger, auf die großen kirchlichen Zwecke der Versammlung gerichteter Sinn neben der treuesten Gewissenhaftigkeit im Bekenntnisse der religiösen Ueberzeugungen. In dieser Hinsicht bildet die Rede von Edward Bickersteth eine schöne Episode, indem dieser die „Sünden" seiner Kirche, der bischöflichen englischen nämlich, frei und ohne Rückhalt anerkennt, und als solche Sünde das stolze Herabblicken auf die Dissenters — die stolze Selbstüberhebung als herrschende Kirche hervorhebt, ohne zugleich zu verschweigen, daß in ihr auch Ansichten und Ueberzeugungen geltend seien, denen er bei aller Achtung und Liebe gegen die übrigen evangelischen Gemeinschaften nicht entsagen könne. — Diesen Aeußerungen trat das Geständniß des congregationalistischen Geistlichen John Blackburn zur Seite, daß er früher oft mit seiner Feder und Zunge die christliche Milde und Liebe gegen Andersdenkende verletzt habe. Daran knüpfte er mit eindringlicher Wärme die Mahnung, daß jeder solchen Animositäten nachdrücklichst entsagen möge; mit lebendigen Farben schilderte er, wie daraus der „Advocatengeist" entsprungen, der mit allen bösen Waffen in's Feld gehe.

Schon in der zweiten Sitzung gelangte man zu dem ergebnißreichen Gesichtspunkte, daß die Versammelten nicht als Glieder und noch weniger als Repräsentanten ihrer besonderen kirchlichen Gemeinschaft, oder gar als Kundschafter der übrigen Kirchen, sondern „als Mitglieder der Einen Kirche des lebendigen Gottes eingetreten wären, um die Verherrlichung Gottes und das Reich Christi durch gemeinschaftliche Berathung zu fördern.“ — Der presbyterianische Geistliche James Hamilton aus London wies auf den zwiefachen Beruf, den einzelnen Punkten die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, ohne den Ueberblick über das Ganze zu verlieren, durch eine kräftige Vergleichung hin. Er erklärte es für etwas Unglückliches, den Blick auf mikroskopische Betrachtung der Einzel-Dinge zu beschränken und erinnert hierbei an den Gesichtskreis der Ameise, die nur auf jene kleine Arena der Natur beschränkt bleibe, aber das Gras wachsen und ein kleines Theilchen nach dem anderen an der von ihr bekrochenen Pflanze entstehen sehe; wer möchte, ruft er aus, diese kleinen Beobachtungen dem weiten Gesichtspunkte des Adlers vorziehen, der sich mit mächtigem Fluge himmelwärts aufschwingt und mit weitumfassendem ungetrübtem Auge auf die Landschaft herabschaut!

Von jetzt an spricht aus den Versammelten die höchste Freudigkeit, eine Begeisterung, wie sie selten und nur auf den Höhepunkten des Menschenlebens uns begegnen kann. In den mannigfaltigsten Ausdrücken und Wendungen drückt sich bei den Rednern eine tiefgefühlte und herzliche Befriedigung aus; keine Spur von Besorgnissen

und Zweifel, die in vielen Gemüthern Platz gegriffen hatten; auch die kühnsten Erwartungen sind weit übertroffen. Der Geistliche Dr. John Brown von Edinburg, der **United Secession Church** angehörig, äußert unter anderem: „man meint wohl, es gebe nichts Neues unter der Sonne; aber in meinem innersten Wesen ergriffen, kann ich nicht umhin zu sagen, daß hier etwas Neues geschehen ist. Niemals, seitdem das Christenthum der Welt erschien, sind Tage gewesen wie der gestrige und heutige.“ Weiterhin bezeichnet er als Aufgabe der Zusammenkunft, nicht etwa eine Union zu schaffen, sondern die bereits im Stillen vorhandene Union zu sichern und zu erproben, ihr einen Ausdruck zu geben, sie thatkräftig und wirksam zu machen.

Den Mittelpunkt der vierten Sitzung bilden Berathungen über die Entwürfe der in der vorhergehenden Sitzung erwählten Comité für die bevorstehende größere Unionsversammlung. Hier schien es vor Allem wichtig, die Einladung nur auf solche Personen der protestantischen Kirchen auszudehnen, die sich zu den Grundlehren des evangelischen Christenthums bekennen. Die Comité stellte zu diesem Behufe die folgenden acht Lehr- und Glaubens-Artikel auf: 1) Die göttliche Inspiration, Auctorität und ausreichender Inhalt der heiligen Schrift; 2) die Einheit des göttlichen Wesens und die Trinität; 3) die äußerste Verdorbenheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalles; 4) die Fleischwerdung des Sohnes Gottes und sein Erlösungswerk für die sündige Menschheit; 5) die Rechtfertigung der Sünder durch den Glauben allein; 6) die Wirkung des heiligen

Geistes bei der Bekehrung und Heiligung des Sünders; 7) das Recht und die Pflicht des Privaturtheils bei Erläuterung der heiligen Schrift; 8) die göttliche Verordnung des christlichen Amtes und die Auctorität und Perpetuität der Verwaltung der Taufe und des Abendmahles. — Dieser letztere Punkt führte zu einer näheren Erörterung, da ein Mitglied, der baptistische Geistliche John Howard Hülton aus London, darauf aufmerksam machte, daß jener Fassung zufolge die Quäker ausgeschlossen blieben; unter diesen aber befänden sich wohlgesinnte, dem Beitritte zum Unionswerke geneigte Männer. Man sah aber die Annahme dieses Artikels, auch dem Papstthume gegenüber, als nothwendig an.

In den beiden letzten Sitzungen kam es noch zu einer Reihe von Beschlüssen, von denen einige eine mehr nur gelegentliche, vorübergehende Bedeutung haben, andere dagegen sehr denkwürdig und für die Entwickelung der Angelegenheit bedeutungsvoll erscheinen. — Der anglikanische Geistliche E. Bickersteth begann mit der Motion: „Die Conferenz, in ihren gemeinsamen Andachtsübungen wie in den Erörterungen über ihre wichtige Angelegenheit der Zeichen göttlichen Wohlgefallens so sichtbar theilhaftig, bringt den Ländern in Schottland, von welchen die Einladung ausging, den herzlichsten Dank und Glückwunsch." — Ihm folgte der Congregationalist E. F. Smith: „Die Conferenz bezeugt mit Freude und herzlichem Danke gegen Gott, wie dem freien und unbefangenen Ausdrucke der aus verschiedenen religiösen Gemeinschaften versammelten Brüder zufolge nicht nur ein allgemeines und heißes Verlangen für christliche Union im großen Maßstabe,

sondern auch ein so großer Grund gemeinsamer Ueberzeugung gefunden sei, daß sie im herzlichen Einverständnisse alle evangelischen Christen zum Beitritte auffordern kann; — so daß im Sommer des nächsten Jahres (1846) eine umfassendere Versammlung, zu welcher Christen aus verschiedenen Theilen der Welt eingeladen werden sollen, zu London angeordnet werden könne." In der beigefügten Erörterung vergleicht Herr Smith die jetzt sich kund gebende Einigung der Brüder mit dem in südaustralischen Bergwerken entdeckten Golde, welches freilich mit vielen fremdartigen Bestandtheilen versetzt und bis dahin verborgen, aber gleichwohl immer vorhanden gewesen sei. Dieser neue Unionsbund sei eine große christliche Bergwerks-Gesellschaft, die sich den schönen Beruf erwähle jenes Gold der christlichen Liebe, welche seit der Stiftung der christlichen Liebe ihr eingewohnet, an das Licht zu bringen.

Zum Dritten ging eine Motion des Baptisten Steane auf die Grundgedanken und Zwecke der Union näher ein. Es sei nicht auf Austausch und Ausgleichung der Ansichten in Differenzpunkten, sondern nur auf eine allgemeine Verständigung auf dem Grunde der christlichen Fundamentallehre abgesehen; nicht die verschiedenen Kirchen der Mitglieder, sondern die Individuen gehören der Union an; ein Bund der brüderlichen Liebe gegen die störenden Eingriffe des Papstthums und gegen alle Formen des Aberglaubens und Unglaubens im In- und Auslande sei ihr Ziel.

Zum Vierten brachte der Congregationalist Kyle eine Erklärung ein, in welcher diese Uebereinstimmung näher

motivirt wurde. Die gegenseitige Entfremdung wegen untergeordneter Differenzen in Lehre und Cultus sei eines der größesten Uebel in der Kirche Christi, eine der betrübendsten Hemmungen im Fortschritte des Evangeliums; die gegenwärtigen Zustände im In= und Auslande enthielten die dringendsten Mahnungen, sich zu gemeinsamer Wirksamkeit zu vereinigen.

Eine fünfte Motion ging dahin, man möge der bevorstehenden größeren Versammlung anempfehlen, eine Institution unter dem Namen „Evangelical Alliance“ zu bilden.

Diesen Beschlüssen folgten in der letzten Sitzung noch einige andere über Befestigung der friedlichen Verständigung, Stiftung einer Provisional=Comité aus Gliedern der gegenwärtigen Conferenz u. s. w.“

Das ist in der That, sagte Aster, etwas Neues, und seit den Tagen der Apostel ist es nicht geschehen, daß Geistliche verschiedener Confessionen, die sich früher auf Leben und Tod verfolgten, von dem Geiste des Friedens und der christlichen Liebe in dem Maße ergriffen worden, wie wir es hier sehen. Wenn es überhaupt seit dem ersten Pfingstfeste eine sichtbare Wirkung des heiligen Geistes gegeben hat, so ist die Begeisterung, von welcher hier mehr als 200 Männer der verschiedensten Glaubens=Bekenntnisse plötzlich ergriffen werden, für eine solche zu achten. Jedenfalls tritt mit dem Ergebnisse dieser Versammlung ein fruchtbares Moment der christlichen Entwickelung in die Geschichte ein. Höchst merkwürdig ist

es, daß eine ähnliche Begeisterung sich auch in verschiedenen Unions-Versammlungen der deutschen evangelischen Kirche offenbart, und daß in beiden Nationen die Uebergriffe des Papstthums die Anregung dazu gegeben haben. Ob der Haß gegen das Papstthum tiefer bei den Deutschen oder bei den Engländern wurzelt, möchte schwer zu entscheiden sein; aber bei den Deutschen hat das Papstthum eine ungleich größere politische Bedeutung als bei den Engländern, ist aber eben deshalb den evangelischen Deutschen weit gefährlicher. Die deutsche evangelische Kirche kann daher durch ein engeres Anschließen an die englische an Kraft und Schutz nur gewinnen. Hinsichtlich der dogmatischen und theologischen Durchbildung stehen aber die Engländer hinter den Deutschen zurück. Wir Deutsche begnügen uns mit dem Prüfsteine christlicher Rechtgläubigkeit, den der Apostel Johannes (1 Joh. 4, 2.) gegeben: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch kommen, der ist von Gott;" von den acht Glaubensartikeln dagegen, welche die Unions-Conferenz der kirchlichen Gemeinschaften Englands aufstellt, möchte wohl der eine oder der andere in Deutschland den theologischen Antiquitäten anheimfallen, obwohl auch bei uns noch vor wenig Jahren ein Candidat von seiner evangelischen Examinations-Behörde bedeutet wurde, daß die mosaischen Gesetztafeln von Gottes Finger, nicht im figürlichen Sinne, geschrieben worden seien. — Von der Positivität eines Auctoritätsglaubens, welchen man aus Erkennungs-Acten (Symbolen) älterer Partei-Vermittelungen zu schöpfen meint, ist naturgemäß für uns keine Hülfe zu erwarten. Göthe schrieb: „Wir wollen

Positives, aber vernünftig muß es sein." Heute läßt sich noch hinzu fügen: „auch ehrlich gemeint." Aster war nämlich des Glaubens, daß die theologischen und juristischen Symbol=Vertheidiger, wenn sie Geist hätten, es nicht ehrlich meinten, am wenigsten dann, wenn sie die christliche Pflicht vorschützten: „alle Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen"; denn Paulus spricht von jener uns wohlbekannten philosophischen Höhe, „die sich erhebet wider das Erkenntniß Gottes"; nicht von der Gott schauenden Vernunft, von dem Lichte, was in uns ist. Die Waffen der christlichen Ritterschaft gegen solche eben so unvernünftige als gottlose Ueberhebungen sind allerdings nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott; die Waffen der Symboleiferer dagegen sind, wie die Kirchen= und Ketzer=Geschichte lehrt, nicht mächtig vor Gott. — Die deutsche Theologie wird sich der Gesinnung der Gebildeten, fährt Aster fort, nicht anders zuwenden können, als wenn sie die Grenzlinie zwischen Wissen und Glauben, aber freilich nur im Sinne der Epistel an die Hebräer, genau angibt und das, was man heute weiß, mit dem, was man heute glaubt, in eine vernunftgemäße Uebereinstimmung bringt. Auf diese Weise wird man sich der auf unserer Erde unerreichbaren himmlischen Wahrheit möglichst nähern und Frieden wie Wohlgefallen in die Menschenseele bringen, als dem so oft ausgesprochenen Zwecke der Christus=Lehre gemäß. (Joh. 4, 24., desgl. 16, 3., desgl. 1 Cor. 14, 20. und 2 Cor. 13, 8.)

X.

Aster's Theologie.

Die göttliche Wahrheit, sagt Aster in einer im Manuscripte hinterlassenen theologischen Abhandlung, muß nothwendig von der göttlichen Vernunft begleitet sein und diese wieder unter die Herrschaft einer göttlichen Freiheit fallen, in so fern das heidnische fatum, oder der irdische Zufall nicht die Welt regieren sollen, wogegen sich schon von jeher das Gottesbewußtsein in gebildeten menschlichen Geistern erklärte und zwar schon ohne die Christus-Lehre. Wahrheit, Vernunft, Freiheit sind darum recht eigentlich Ideen oder die dem Sterblichen dargebotene Erleuchtungen von Oben und müssen als solche und nicht blos als Potenzierung gleichartiger menschlicher Vorstellungen, die doch von Hause aus den Stempel menschlicher Beschränktheit schon an sich tragen, erkannt werden.

Die reine Wahrheit bleibt auf unserer Erde ein nie zu erreichendes, aber sich dem Forscher stets annäherndes Ziel (die gerade Asymtote einer krummen Linie).

Die menschliche Vernunft kann schon der Zeit und dem Raume nach nicht Alles umfassen, und menschliche Freiheit findet in der eigenen und fremden Natur ihre Schranken, aber immer fort schreitet die Erkenntniß im Einzelnen und im Geschlecht; sie erlaubt der Vernunft ihre Thätigkeit zu erweitern und sich den unbefangenen,

nur durch den Gottesfunken für das Recht (das Gewissen) geregelten Willen in selbstverantwortlicher Ueberzeugung (der Rechtfertigung durch den Glauben) dienstbar zu machen.

Die gewiß nicht ohne göttliche Zulassung, vielmehr zu fortgesetzter Lebendigkeit der Geister von Gottes Weisheit angeordnete religiöse Polemik gründet sich vorzugsweise auf zwei Satzungen: den Glauben an die Persönlichkeit Gottes als einer Analogie der menschlichen Persönlichkeit, und an die Wahrheit der Schrift als einer unmittelbaren Anzeige göttlichen Wissens und Willens. — Beide Satzungen wurden zwar bei geistiger Dunkelheit und entfernt von der Wissenschaft durch die hierarchischen Auctoritäten möglichst streng aufrecht erhalten, können aber in der Länge einer immer mehr Umfang gewinnenden kritischen Beleuchtung in alter dogmatischer Bedeutung als die Grundlagen heutiger religiöser Ueberzeugung nicht bestehen und bedürfen der Modification; mag man sich dagegen als gegen eine vermeinte Negation der Gottes-Erkenntniß oder der Gottheit selbst sträuben, wie man will.

Unter dem Begriffe einer Person Gottes, der, etymologisch gefaßt, nicht einmal der heute angenommenen Bedeutung einer Persönlichkeit entspricht, aber von unseren exclusiven Frommen als die Grundlage aller Religiösität angesehen wird, haben schon ältere Theologen neben der lebendigen Außen-Weltlichkeit nur noch das eigenthümliche Bewußtsein verstanden, welches, wie auch Schleiermacher bekennt, das menschliche Verständniß weit überragt.

Die zum Schulgebrauche aus jenem dunkeln Begriffe gefolgerten sogenannten Eigenschaften Gottes dürften aber auch durch diejenigen Wirkungen der Allmacht, die uns die moralische und physische Welt erkennen läßt, eben so sicher und nebenbei noch zusammenhängender zu folgern sein. — — — Das Vater Unser ist der wahre Ausdruck unserer vollständig erkannten Abhängigkeit von Gott neben der bewußten creatürlichen Freiheit und bezeichnet das geistige Verhältniß des Menschen zu Gott in allen Kategorien. Ohne dogmatische Zuthat ist es wahrhaft religiös. — Die Voraussetzung, daß zu der göttlichen Vollkommenheit nur das menschlich bemerkbare Gute in der Welt gehöre, und die Erfahrung der in dem Naturgesetze liegenden Uebel plagten die christlichen Dogmatiker. Der Teufel als Princip des Bösen erhielt Ebenbürtigkeit mit Gott, und als der Teufel ziemlich beseitigt war, nahm der Pantheismus seine Stelle ein und erregte bei der Orthodoxie einen Abscheu vor den Naturwissenschaften. Dieser Abscheu ist zwar so ziemlich überwunden, taucht aber zeitweilig immer wieder auf. So lebten zu Crell's Zeiten (des bekannten Kanzlers Christian I.) in Sachsen zwei Hofprediger, Sallmuth und Steinbach, welche Unterschriften der Geistlichkeit gegen den Exorcismus sammelten; er wurde auch wirklich abgeschafft, aber nur auf kurze Zeit. Ein Jahrhundert darauf verfiel er ohne Weiteres stillschweigend von selbst, wie noch Manches, entgegengesetzter Bestrebungen ungeachtet, verfallen wird.

In dem Gedanken von Gott und dessen Wirksamkeit unter den Menschen ist das Schwanken diesseits und jenseits der Wahrheit zwischen Wesen und Form in keiner

Völkerschaft zu verkennen und zeigt sich in den nationalen Uranfängen um so deutlicher, je länger dort das patriarchale Verhältniß als Auctoritäts-Element haltbar blieb, und das religiöse Regiment das staatliche und politische in sich mit aufzunehmen vermochte. — Am deutlichsten lernen wir es aus der alttestamentarischen Zeit, in der sich das Wissen von Gott und der Welt, wie in den egyptischen Priesterkasten, nur verdeckt unter Mysterien verbarg und sinnliche Eindrücke, wie Auctoritäten, vorzugsweise die Ueberzeugung der Massen leiteten.

Die israelitische Vorstellung von Gott als dem in reinster Wahrheit waltenden mit aller Weisheit, Macht und Gerechtigkeit begabten überweltlichem Wesen ist zwar auch die christliche geblieben; sie war aber mit der in der frühesten Staaten-Bildung wohlthätigen Theokratie bis zur Verkennung in Formen versunken und nur die überweltliche Lehre und das sittliche Leben eines Christus, höher stehend als die Weisen der Vorzeit, konnten ihr neuen Geist einhauchen. Christus that es bei dem zur Staaten-Bildung reifenden, noch blos aus Herren und Knechten bestehendem Geschlechte durch die offene Darlegung der Liebe (caritas, das Leben in Anderen) einer bis dahin wenig erkannten Eigenschaft Gottes, der Vaterliebe nämlich, welche die Gleichberechtigung aller Menschen im Reiche Gottes und das in Bruder-Liebe möglichst zufriedene irdische Leben eines in eigener Freiheit sich selbst bestimmenden, aus der Priester-Vormundschaft tretenden Gläubigen verkündete, und also die Drohung mit Gottes gerechtem Zorne in Tröstungen für die den Bekehrten bereite göttliche Barmherzigkeit umwandelte.

Der Geist dieser herrlichen und gewiß unvergänglichen Christus-Lehre, die wahre Erlösung aus früherer Finsterniß, welcher aus den Schriften des neuen Testamentes hervorleuchtet, konnte sich nur so lange unverfälscht erhalten, als die zu seiner Bewahrung nöthige Form in engen Schranken blieb. Mit der weiteren Verbreitung der Lehre und der endlichen Begründung christlicher Staaten entstanden die Kirchen mit ihren tief greifenden Ansprüchen und Aussprüchen, die bald mit der staatlichen Bildung, die sie lange gefördert und unterstützt hatten, in Widersprüche und Auctoritätsstreitigkeiten geriethen, die in ihren noch heute vor unseren Augen spielenden Wechselwirkungen, gewiß nicht ohne göttlichen Plan, das Leben der Geister in sonderbaren Combinationen unterhalten.

So lange aber auch Verwirrung und Unfug durch die politisch-religiösen Reibungen in der Welt wachsen und soweit sich eine endliche durch Verallgemeinerung der Bildung allein zu gewärtigende Beilegung derselben hinausschieben mag, so wird doch bei jedem Unbefangenen dasjenige Element der christlichen Lehre, welches die göttliche Wirksamkeit auf das Individuum während seines irdischen Daseins betrifft, der heilige Geist, seinen Einfluß und seine Macht nie verlieren. Vorzugsweise kommt es dabei nicht auf den Umfang, sondern auf den Zusammenhang und die Abrundung der von dem Individuum nach seinem Verhältnisse in der Welt aufgefaßten Ueberzeugung im Denken und Handeln, d. h. auf die Wahrheit im Wissen und Glauben und deren Anwendung an, in die uns der höchste Geist nach Christi Ausspruch leiten soll.

Daß hier unter Wahrheit nicht eine absolute göttliche Wahrheit, welche dem Menschen nur Ideal sein kann, zu verstehen ist, bedarf kaum der Erwähnung; es kommt vorzugsweise auch nur auf das Charakteristische derselben d. h. auf die Uebereinstimmung der Gedanken und Handlungen an, die an sich schon den Maßstab einer zukünftigen ewigen Gerechtigkeit und Liebe abgeben wird und auf Erden in jedem Einzelnen den Frieden Gottes unter allen Verhältnissen des Lebens zu bereiten im Stande ist.

Mit einer derartigen Zerlegung der Wirksamkeit des Gottesgeistes auf den Menschengeist nach drei Richtungen, als: einer auf das Weltall gehenden (reflectirenden), einer dem menschlichen Geschlechte gewidmeten (substantiellen), und einer den Einzelnen ergreifenden (subjectiven) wird die Dreieinigkeits-Lehre unserer Zeit volle Genüge und der Religiösität weit mehr Dienste leisten, als das Zurückschreiten zu dem Athanasianum als einem unverständlich mystischen Einssein der Drei, was schon mit dem einfachen arithmetischen Begriffe der Zahl unvereinbar erscheint.

Aus diesen theologischen Ansichten Aster's wird Jeder leicht ermessen können, wie wenig anwendbar ihm die in Liverpool aufgestellte Concordienformel der evangelischen Kirchen in England auf Deutschlands kirchliche Zustände zu sein schienen. Uebrigens verfolgte er die weitere Entwickelung des großen Gedankens einer universalen Union mit großer Aufmerksamkeit bis an seinen Tod, sowohl in England als in Deutschland. Noch im Jahre 1853 las er des Congregationisten-Predigers Parker's zu Boston zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Daß er

die in Deutschland erschienen zum Theil bedeutenden Schriften über die Zukunft der Kirche nicht unbeachtet ließ, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Gewiß gehört es zu den seltensten Erscheinungen, daß ein Kriegsmann, der so Hervorragendes in seinem Fache geleistet, wie Aster, mit so lebhaftem Interesse für religiöse Wahrheiten so tiefe und umfassende dogmatische und kirchengeschichtliche Kenntnisse verbindet, daß er allen Forderungen, die man an einen Lehrstuhl der historischen und der dogmatischen Theologie machen kann, hätte genügen können. Daß es aber wirklich so ist, davon werden sich alle überzeugen, wenn die theologischen Abhandlungen, aus welchen ich vorstehende Stellen entnommen habe, dem Publikum gedruckt vorliegen.

Da indessen die erwähnten Abhandlungen nur den Theologen und Philosophen vom Fache zugänglich sein werden, es mir aber zum Verständnisse und zur Rechtfertigung meiner Vorrede zum ersten Theile dieses Werkes nothwendig zu sein scheint, meine Leser auf den Standpunkt eigener Beurtheilung der theologischen Studien Aster's zu stellen, so lasse ich noch einige populär geschriebene Stellen folgen, die zugleich dazu dienen sollen, seine in der Vorrede bezeichnete Idee einer alle evangelische Kirchen-Gemeinschaften umfassende Union zu erläutern.

„Die Unitarier in Nordamerika lassen die Dogmen fallen, welche Unterordnung der Vernunft unter den Glauben fordern, und sehen Christus als das M u s t e r, nicht als den Mittler der Gottes-Erkenntniß an. In dieser Beziehung sagt der Engländer Thomas Arnold

nach Neander's Ausführung Folgendes: „Es scheint mir, daß ich mir nur von dem Gott in Christo auf dem gegenwärtigen Standpunkte meines Daseins irgend einen Begriff machen kann. Gott weiter zu kennen, d. h. wie er in sich selbst ist, in seinem uns unbegreiflichen Wesen, das erscheint mir als die große und herrlichste Verheißung, die uns aufbewahrt ist für die Zeit, da das Sterbliche anziehen soll die Unsterblichkeit. Ich kann Keinem den Namen eines Christen versagen, der Christum wahrhaft liebt und fürchtet, und obgleich ich glaube, daß der Unitarismus die Tendenz hat, diese Liebe und Furcht zu vermindern, so zweifele ich doch nicht, daß viele Unitarier diese Gefühle theilen, und darum ist Er ihr Heiland und sie sind sein Volk."

Ich halte dies für wesentlicher, als den alten und neuen Streit über den Unterschied des Glaubens und Wissens, wie ihn Schleiermacher und auch später Neander schlichtet, wobei immer beide einen anderen Gesichtspunkt einnahmen und auf die Alternative hinauslaufen: ob die Theologie die domina oder die ancilla der Wissenschaft sein soll, und des Augustinus Unklarheit in dem Spruche: non intelligo ut credam, sed credo, ut intelligam, wiederholen. Wissen und Glauben sind beide von Gottes Gnaden, und sollen zur Bildung des Geschlechtes und zur Erhebung der Menschheit dienen, die in beiden auf gleicher Höhe gehalten sein will. Das Wissen nähert sich fortwährend dem Göttlichen, kann aber die irdischen Schranken nie übersteigen. Diese zu kennen, zu verfolgen, aber auch in Demuth zu achten, ist Sache der theologischen Wissenschaft, nicht aber die Rückkehr zu

einer verdummenden Autorität, die ehedem nach Gottes Willen ihre Dienste geleistet hat."

„Der lateinische älteste Ausdruck ecclesia für **Kirche** bezeichnet eine zu göttlicher Verehrung abgeschlossene Gemeinschaft im Volke, welches vordem in Tempeln, bei den Juden, wie bei Heiden, und unter Leitung einer Priesterschaft das religiöse Bedürfniß befriedigte. Ihr socialer Sinn verschwand immer mehr, je mehr das Christenthum zur Volksreligion erweitert, im Aeußerlichen wenigstens dem umfassenden Charakter des Tempeldienstes wieder näher gerückt wurde, die Gemeinden sich in Clerus und Layen spalteten und damit eine politische Färbung annahmen. Die an sich einfache, aber auf die jüdische Anschauung gegründete Lehre mußte nun in ein gebundenes System, in ein Dogma, gebracht, die freie Ueberzeugung mußte nachgeben, und die Gottesverehrung formellen Regeln, einem Ritus, folgen, welche damit wesentliche Bedeutung erhielt, auch von dem Clerus nicht immer nach dem durch Christus selbst seinen Jüngern gegebenen Beispiele geordnet und überwacht werden. Kein Wunder, daß sich bei dieser Umwandlung verschiedene Ansichten geltend machten, manches aus Juden- und Heidenthum hängen blieb, die ursprüngliche Reinheit des göttlichen Gedankens durch Auctoritäten und Vermittelungen (Synoden und Concilien) mannigfach an Klarheit einbüßten und nach und nach sogar aus dem historischen Christus ein theologischer hervorging. Das war allerdings menschlich; aber nothwendig zugleich, um die damals noch trägen

Geister zu beleben und in allmählicher Durchdringung der Massen dem Christenthume seinen Weg zur Weltreligion vorzubereiten, was unter dessen, vorzugsweise auf das Innere des Menschen gerichteten, einfachen Formen nicht ausführbar war, wie noch eben jetzt die Gegenwart beweist. Wie weit noch in unseren Tagen die Meinungen über diesen Gegenstand selbst unter nahmhaften Männern aus einander gehen, beweist Folgendes: Der 85jährige hochgebildete, fromme A. v. Humbold äußert sich vertraulich gegen einen Freund dahin: „In allen officiellen Religionen sind drei verschiedene Dinge: 1) Sittenlehre, 2) ein kleiner historischer Roman und 3) ein Stück Geognosie (das Werden des Seienden und die Zerstörung von diesem durch Feuer und Wasser). Der durch seine Kammer-Dialektik zu einer politischen Bedeutung gelangte Professor Stahl rechtfertigt ein früher öffentlich ausgesprochenes von dem Professor Böckh neuerdings stark angegriffenes Verlangen nach einer Umkehr der Wissenschaft in der dritten Auflage seiner Philosophie des Rechts mit der frommen Aeußerung: „Nachdem die göttliche Weisheit verkündet ist, kann die menschliche Weisheit nicht mehr bestehen ohne von ihr zu empfangen. Nachdem die öffentliche Religion selbst die Wahrheit ist, kann die Philosophie nur dann ein Nationalgut sein, wenn sie im Dienste der Kirche ist.“ Man braucht nichts mehr zu wissen, um die dermaligen kirchlich-politischen Tendenzen zu würdigen, welchen der obige Eulenruf huldigt.

Die Hindernisse, zu einer kirchlichen Einheit zu gelangen, die über das sociale Gebiet hinausstreift und darum mehr im politischen Interesse der ursprünglich

christlichen Anschauung entgegensteht, suchen wir theils in den übertriebenen Ansprüchen der kirchlichen Auctoritäten, theils in der Ueberschätzung der Bildung unserer Massen, theils in der vorzugsweisen Bearbeitung exceptioneller Zustände unter Vernachlässigung der normalen."

„Die nun schon längst schwunghaften, aber oft vergeblichen Klagen über Irreligiösität beweisen wohl zur Genüge: daß die bloße Kirchen-Auctorität, etwa mit Ausnahme der sogenannten Frommen oder des ganz ungebildeten Haufens, die alte Kraft verloren hat, und daß man mit dem Mißbrauche der Auctoritäten der so nothwendigen wahren moralischen Auctorität schadet. Diese, in so fern sie von Innen heraus wirken soll, muß sich in den Grenzen der Ueberzeugung halten, sie muß sich weit weniger mit Verheißungen und Drohungen befassen, die doch nur den Egoismus für eine überirdische Zukunft bewegen, sie muß vielmehr durch eine verständige Gottes-Erkenntniß, die auf der zeitgemäßen Weltkenntniß fußt, auf die gottgefällige Benutzung unserer eigenen Freiheit hinzielen, wozu die Bibel hinreichendes Material liefert, ohne gerade jedem Bibelworte unter der Firma des Glaubens außerhalb des Umfanges des menschlichen Wissens unumstößliche göttliche Auctorität zuzuschreiben. — —

Der sehr gelehrte Professor Weiß hat nach dessen Schrift über die Zukunft der evangelischen Kirche (Leipzig 1849) die lobenswerthe Absicht, das Wissen und den Glauben auf Bibel und Sakramente gestützt nur so lange aus einander zu halten, als nicht durch den Fortschritt der Wissenschaft die Vorstellung von Mysterien unhaltbar geworden, worauf er, ohne der Heilsordnung zu schaden,

das Offenbarungs-Dogma in einzelnen Punkten zu reformiren denkt und kirchliche Ueberzeugung zu gewinnen meint. Das wäre schon ganz gut und den daraus gezogenen Consequenzen, namentlich der Scheidung von Kirche und Staat, in so weit sie sich ausführen läßt, ganz angemessen. Aber er zeigt selbst, daß der Theologe vom Fache dazu am wenigsten geeignet ist, indem er weniger an die Geschichte des menschlichen Geistes, als an die Geschichte der theologischen Streitigkeiten dabei denkt."

„Wenn schon der Urbegriff der Kirche mit dem irdischen Anfange des von Christus angebahnten Himmelreiches übereinstimmt, so ist dieser schon von den Kirchenstreitigkeiten im zweiten Jahrhundert verrückt und mit dem Dogma unter Augustin zu einer vom Individuum belebten und geleiteten Abstraction übergegangen, die eben so wohl als Handhabe zum Guten, wie zum Bösen gebraucht werden kann. Die Denkschrift „Der Protestantismus von einem deutschen Theologen" (Prof. Hundeshagen in Heidelberg) gibt bei mancher freisinnigen Aeußerung ebenfalls den Beweis, daß der Theologe vom Fache die alte kirchliche Polemik niemals vergessen kann.

Wenn schon das Unterscheiden in den Satzungen der ehrwürdigen Religions-Urkunde Vorsicht zur Pflicht macht: so fordern spätere hierarchische Kirchen-Auctoritäten in ihren Auslegungen, Beschlüssen, Bekenntnissen u. s. w. dieselbe noch gebieterischer; insbesondere wenn damit unbedingter Gehorsam verbunden und dafür zwangsweise

sei es mit positiven oder negativen Mitteln eingeschritten werden sollte, wobei die (gottgegebene) geistige Freiheit bis zur Sünde gegen den heiligen Geist behelligt werden kann.

Daß jeder Kirche ein gemeinsames Dogma und eine gemeinsame Form der Gottes-Anbetung Noth thut, um ihren sittlich-religiösen Zweck zu erreichen, leuchtet ein; sie wird aber um so mehr gedeihen und um so fester gegen Zersplitterung und Secten-Unfug stehen, je einfacher und in der Zahl geringer die Wahrheiten sind, welche das Kriterion (Symbol) eines kirchlichen Verbandes abgeben.

Der zu einem ansprechenden Verständnisse zwischen den Priestern und den Layen nöthige geistige Verband macht freilich eine gewisse Gemeinschaftlichkeit der Bildung zur Bedingung. Der Geistliche muß a priori als der Gebildetste angesehen werden, der auch über der jedesmaligen Bildungsstufe seiner Gemeinde im Klaren sein soll, der es indessen in der Hand hat, ihren Bildungsgang zu regeln und zu leiten, was dem evangelischen Geistlichen, so fern er ein Freund der Wahrheit ist, nicht schwer fallen kann, wenn er nämlich in der alten theologischen Schule nicht festgerannt ist und einem Glauben huldigt, den die Franzosen ganz richtig als foi moutonnière à la parole du maître bezeichnen. Hält er indessen die höchsten Gesichtspunkte des Christenthums fest, verzweifelt er nicht an dessen Perfectibilität und an der Bildungsfähigkeit seiner Zuhörer, besitzt er endlich den nöthigen Tact, so werden seine Gedanken, auch ohne plötzlich mit dem Dogma zu brechen, wenn ihn kein

äußerer Zwang bindet, nach und nach den Standpunkt gewinnen, welcher den Gebildeten wie den Ungebildeten zur unzertrennbar sittlich religiösen Ueberzeugung mit ihren wünschenswerthen Folgen für Zeit und Ewigkeit führen muß, und der Jedem die Uebereinstimmung des mächtigen göttlichen Weltregimentes mit der unerläßlichen Beschränkung der menschlichen Freiheit in's Herz pflanzt, der das Bedürfniß fühlt, seine Gedanken dahin zu wenden. Der Stoff dazu wird einer gemäßigten Orthodoxie auch in der Bibel nicht fehlen, und so wird den streng Gläubigen auch daraus keine Gewissens-Beschwerung erwachsen." —

„Der im Katholicismus erzogene Luther, dessen Absicht anfänglich auf die bloße Reform und durchaus nicht auf Trennung von der römischen Kirche ausging, behielt sich öffentlich auf dem Reichstage zu Worms die Perfectibilität seiner Lehre vor, indem er ihr Wesen klar und bestimmt durch die Worte bezeichnet: „es sei denn, daß ich mit klaren Zeugnissen oder mit anderen hellen und öffentlichen Gründen und Ursachen überführt und überwiesen werde." Viele seiner damaligen Anhänger und Nachfolger wollten den Sinn dieser Worte nicht zulassen, er selbst bestätigt sie aber in einer Unterhaltung mit Joachim von Brandenburg erläuternd auf Befragen mit den Worten: vel ratione evidente, wie Spalatin und Sleidan berichten. Mit dieser allgemeinen Verwahrung nehmen die Reformatoren auch nur die Bekenntnisse der Concilien an, auf die wir heute unsere Geistlichkeit wieder verpflichten wollen. Uebrigens ist das sogenannte apostolische Symbolum das einzige, welches früherhin als

Glaubensregel (**regula fidei**) eine Geltung genoß: die beiden anderen enthalten nur Erläuterungen, Umschreibungen und Bestimmungen, die aus den Kirchenstreitigkeiten hervorgingen, wie schon Thomas von Aquino hervorhebt: **symulum patrum est declarativum symboli apostolorum.**

Dem religiös Unbefangenen offenbart sich Gott jetzt anders, als im Anfange der Geschichte und der Cultur der Wissenschaften, nämlich

1) durch die Betrachtung des Welten-Daseins, oder der Natur und ihrer Gesetze. — Diese Betrachtungsweise war wenigstens in der christlichen Welt zu Luthers Zeit ziemlich unbekannt, oder doch als heidnisches Machwerk unbeachtet; die Bako's waren eigentlich die ersten christlichen Naturforscher, und das Copernikanische Weltsystem war Melanchton noch ein Gräuel. So wenig wie in der ersten Periode der Menschheit, wo es noch keine Naturforschung gab, konnte also auch Luther mit seinen wohlerforschten Wahrheitsgründen an diese Offenbarungsweise heranreichen.

2) Durch die Betrachtung des Welten-Ganges, oder die Geschichte in jeder Beziehung. — Hier war es freilich etwas Anderes. Vor Luther lag indessen die Vorwelt nicht so offen, wie nach 300jähriger wissenschaftlicher Bearbeitung. Seine intendirte Rectification des Bibelwortes konnte sich höchstens auf die vorangegangenen theologischen Differenzen und philologischen Exegesen beziehen.

3) Durch die Betrachtungen des menschlichen Spiritualismus, was eigentlich nur unter Offenbarung im

engeren Sinne verstanden wird. — Um das früheste Sehnen des Menschengeistes zu befriedigen, war es ohne vorhergegangene Natur- und Geschichtskenntnisse selbst der Allmacht unmöglich, zur Bändigung der Selbstsucht einen anderen, als den betretenen Weg der Offenbarung durch das Walten des menschlichen Geistes einzuschlagen, welcher dem Irrthume um so mehr Raum läßt, als die Individuen, an die er sich wendet, die Mysterien vermengten und Alles, was ihnen unerklärlich war, einem unmittelbaren göttlichen Einflusse zuschrieben. Ein vortreffliches Instrument der Dogmatik und Pfaffengewalt über die Gemüther der Gläubigen." —

„In der evangelischen Kirche soll, wie im Urchristenthume, die Lehre der Religion selbst der Hauptgegenstand des Gottesdienstes ausmachen; sie muß darum eine allgemeine, die ganze Gemeinde angehende sein, und keine besondere Tendenz zu erkennen geben. Aufmerksamen Kirchengängern wird es schwerlich entgehen: daß sie häufig in Specialitäten persönlichen oder polemischen Inhaltes ausläuft und weder die nähere Gottes-Erkenntniß, noch den eigenthümlichen gottgefälligen Wandel den Zuhörern zum klaren Bewußtsein bringt, sondern bei Einzelheiten stehen bleibt und namentlich den Glauben an dogmatische Ueberlieferungen, oder als christliche Liebe die Mildthätigkeit gegen Leidende und Bedürftige zum ausschließlichen Kriterium der Frömmigkeit unter Formeln der Verdammniß gegen die Unkirchlichen erhebt, also im besten Falle Barmherzigkeit, Bangigkeit und Unruhe, im schlimmsten aber geistlichen Stolz und Hochmuth in solche Gemüther einführt, die eine erbauliche Einigung mit Gott, Beru-

digung und Thatkräftigung zu gottgefälligem Leben in der Predigt finden sollen. Offenbar liegt hier ein schädlicher Mangel an Tact im Benehmen des Predigers zu Grunde, welcher dem Gebildeten die Kirchlichkeit verleidet, indem er das, was der Gelegenheits-Rede angehört, mit dem, was die Predigt fordert, geflissentlich verwechselt. Wie mancher eifriger Zionswächter hält noch heute nur den für einen wahren Christen, bei welchem nach vorangegangenem bewußten oder erheuchelten Sündenfall, erst Reue, Zerknirschung, Verzweiflung und Buße, nachher der Durchbruch göttlicher Gnade, ähnlich dem Principe der Muckerei eingetreten ist, was unfehlbar der Sünde im Leben auf Erden volle, religiös-gesetzliche Existenz zugestehen heißt, an welche Christus nicht hat denken können, als er seine Nachfolger den Vater bitten lehrt: „daß sein Wille auf Erden wie im Himmel geschehe und sein Reich zu uns komme." Nur in dem Dogma von der Erbsünde läge hier eine Rechtfertigung, die aber in diesem Sinne mit dem Dogma der Erlösung des ganzen Geschlechts nicht übereinstimmt, so fern diese nicht wieder dem mosaischen Gesetze verfallen soll.

Noch übeler nehmen sich politische Auslassungen, bei welchen es auf vermeinte populäre Tendenzen abgesehen ist, in religiösen Vorträgen aus. Schon im bürgerlichen Leben stoßen die zu einem Ziele hinleitenden höheren Intelligenzen auf die verschiedenartigste Bildung und Gesinnung, die sie zu gewältigen haben, sollte es bei den in den Gemüthern der meisten Menschen lebendigen religiösen Interessen schwieriger sein, die Seiten zu berühren, welchen der Weg zum Herzen offen steht? In seinen

Vorträgen verfolgte Christus selbst diesen Weg, indem er sie mit steter Bezugnahme auf die göttliche Welt-Regierung und den menschlichen Freiheitsgebrauch, weder auf die Vervollkommnung der menschlichen Kenntnisse, noch der staatlichen Verhältnisse richtete, aber auch deren Wachsthum und Vervollkommnung im Voraus nirgend in den Weg trat, was verkehrter Eifer nach ihm gar bald that, indem derselbe in jener absichtlich schlichten Grundlage des Christenthums zur allseitigen Welt-Religion geflissentlich die unmittelbare Offenbarung der ganzen göttlichen Wahrheit zu sehen und in der zu des Stifters Zeit allein verständlichen prosaischen und poetischen Sprache und Vorstellung die letzte Erklärung alles menschlichen Wissens zu finden vermeinte. Nicht einmal eine uns nicht ganz fremde confessionelle Kanzel-Polemik über verschiedene Dogmen des Christenthums kann sich auf das von Christus selbst gegebene Beispiel berufen; er schloß seine Lehre dem bereits bestehenden Dogma an und eiferte blos gegen die sich darin niedergelassenen Mißverständnisse und Mißbräuche ohne dessen Princip zu verwerfen.

Neben der älteren formalen mosaischen Tradition mußte freilich die neue christliche befreite innere Ueberzeugung in den Gottesgedanken der Menschen ihre Stelle einnehmen; das war aber nur stoßweise möglich, wie jeder Uebergang aus dem Alten zum Neuen — und das ist die Geschichte des Christenthums. Zeitweilig wachte die Differenz mit der Consolidirung äußerer Religions-Uebung wieder auf und zeigte sich eben so wohl bei der Trennung der katholischen Kirche von der griechischen,

obgleich weniger rein, als später bei der Reformation. Die beiden Principien, das der Tradition und das der Nation stießen um so härter gegen einander, als man der Idee der Kirche eine gewisse Persönlichkeit und damit auch gewisse Eigenschaften beigelegt hatte, welche die christliche Liebe und Duldung verwischten, und den Leidenschaften ihrer Vertreter, der Priester und Theologen, Bahn brachen. — Aber auch diese werden mit der fortschreitenden Bildung des Geschlechtes nach und nach verbleichen und die eigensinnige Reaction wird diese, die fortschreitende Bildung, eben so wenig hemmen, als sie der überfliegende Rationalismus verderben wird.

Unter der heranwachsenden Cultur der Völker erscheinen die beiden Träger der Civilisation oder die sittlichen Mächte: Kirche und Staat, fortwährend bald als Helfershelfer, obschon in unklarem Verein einander fördernd, bald als Nebenbuhler einander widerstrebend und, da der Geist der einen den formellen Verfall der anderen durch die der ersteren verbliebene Auctorität immer wieder abwenden mußte, im steten Streben nach höherer Auctorität und Verdächtigung der christlichen Freiheit. Das war zwar als Lebens-Proceß der göttlichen Ordnung gemäß, schaffte aber nichts desto weniger erklärliche Anstände im Wachsthume der ächten Religiösität.

Das Mittelalter zeigt uns: wie Karl der Große seine Staats-Organisation durch die Kirche förderte, wie später Hildebrand die kaiserliche Macht demüthigte, wie die päpstliche Auctorität bis zur Reformation zurückfiel und die Zeit-Ansichten das Staatswesen wieder vorangehen lassen mußten. In beschränkterer Ausdehnung setzte sich

dieser Wechsel auch fernerhin fort, und wir selbst befinden uns eben noch in einer Krisis, in welcher die Staats-Regierungen die Kirche um ihren Beistand zur Gewältigung bürgerlichen Umsturzes angehen, diese sich aber deshalb wieder zu überheben anfängt. Die wahre Religion wird darunter freilich niemals leiden, zuletzt vielmehr gewinnen; indessen sind dabei momentane Hindernisse unverkennbar, die beiden Seiten, einmal dem Staate und einmal der Kirche zur Last fallen.

Welche göttliche Weisheit in dem Vorschreiten der menschlichen Vernunft unter der Beihülfe des religiösen Elementes aus der Geschichte des ganzen Geschlechtes hervorleuchtet, würde deutlicher werden, wenn irgend ein unbefangener Theologe sich an die Bearbeitung einer Philosophie des Glaubens machen wollte, wie ähnliches schon anderweiten menschlichen Geistes-Regungen zu Theil geworden ist. Freilich könnte hierbei der Begriff von einem traditionellen Glauben, welcher in der Geschichte vorherrscht, nicht ausreichen; es müßte vielmehr ein mit der Vernunft einiger, aber die Grenzen des möglichen Wissens innehaltender rationeller Glaube die Grundlage der Betrachtung abgeben, welche fern von Irreligiösität, Indifferentismus und anderen Tendenzen, innerhalb der Grenzen der Wahrnehmung und ihrer nüchternen Folgerung bei dem vorherrschenden Zeitgeiste oder den Gedanken, in welchen die meisten Genossen einer Zeit einig sind, zur geltenden Ueberzeugung erhoben, dem Christenthume selbst mehr nützen

würden, als die in Unklarheit schwebenden langweiligen Empfehlungen des historischen Glaubens, von welchen viele unserer heutigen Kanzelredner das Heil der Menschheit erwarten, die aber unmöglich eine moralische Kraft schaffen dürften, von der Christus bildlich als zureichend zum Versetzen von Bergen, d. h. zur Erlangung des bis dahin für unmöglich Gehaltenen spricht.

Die Entwickelung des mit dem Vorschreiten des Menschengeistes im Allgemeinen beobachteten rationellen Glaubens als eine zeitgemäße religiöse Ueberzeugung vergangener Geschlechter würde sich sehr wohl mit der Pietät vertragen, die wir unseren Vorfahren schulden und so wenig ihrem Verstande und ihrer Aufrichtigkeit zur Last fallen, als ein gleiches Urtheil unserer Nachkommen dem unserigen, indem es uns nur darauf ankäme, die Perioden aufzuklären und festzuhalten, in welchen die eine oder die andere Vorstellung vom Uebersinnlichen den Charakter vorherrschender Ueberzeugung in dem einen oder dem anderen Volke annahm. Ohne die Absicht zu haben, hier eine vollendete Uebersicht derartiger Glaubensmomente geben zu wollen, erinnern wir nur an die folgenden als unwiderleglich anzusehende, zeitweilig gangbare Ueberzeugungen:

1) an die uranfängliche Unbeholfenheit der Menschen, sich über abstracte Begriffe unter einander zu verständigen, was wir schon an den pythagoräischen Zahlen bemerken, und was unter Anerkennung von etwas Höherem, Uebersinnlichem, zu den Vergötterungen leitete.

2) an die Wahrnehmung des dem menschlichen Dasein Zuträglichen und Widerwärtigen, der Existenz zweier

einander widerstrebenden Mächte, einer guten und bösen, eines Ormuzd und Ahriman, eines Gottes und eines Teufels u. s. w.;

3) an das mit den unverstandenen Naturgesetzen im Einverständnisse wirkende böse Princip, womit das Naturgesetz mit dem Gottesgesetz in offenen Widerspruch gerathen war, und dem verlornen Paradies wie der Erbsünde u. s. w. als der verfehlten göttlichen Idee der Welt volle Ueberzeugung gab;

4) an das willkührliche, menschlicher Handlung analoge, Eingreifen der Allmacht in den geordneten gesetzlichen Gang der Natur in Folge der Bitte und Fürbitte mit dem dazu erforderlichen Wunder-Glauben;

5) an die durch das Mittelalter bis über die Reformation hinaus ziehende aristotelische Gedanken-Ordnung und Folge (Logik) als ein **non plus ultra** des menschlichen Denkens, den Grund einer unversöhnlichen religiösen Dialektik und Sophistik;

6) an die Reinigung des christlichen Lehrgebäudes durch Luthers Bibel-Berufung und den daraus hervorgegangenen Wort-Glauben an die Bibel;

7) an die aus den vorigen Ueberzeugungen festgehaltenen, mit den profanen Fortschritten unverträglichen, von den Kirchen-Auctoritäten aber unterstützten Satzungen und an den, den alten Glauben untergrabenden und alle Sinnlichkeit weckenden Materialismus des leichtfertigsten Volkes und seiner Verbreitung;

8) an die reactionären Schritte unserer Gegenwart, welche sich auf die Auctoritäten stützt und der Vernunft

aus Furcht vor Uebertreibungen, aber ohne eigenen Glauben, widersteht. —

Die Beachtung dieser und ähnlicher Ueberzeugungen, welche zu ihrer Zeit in voller Kraft bestanden, fesselten und fesseln wohl noch manchen Geist, der, so fern er es aufrichtig meint, und über seine Ueberzeugung nicht hinaus kann, darum nicht schlechter und unglücklicher ist, als Andere, die er aber als Christ nicht verketzern darf. Aechte Historiker und fleißige Naturforscher werden das ohnehin nicht thun.

Aus meinem zwanzigjährigen persönlichen Verkehre mit dem General von Aster hatte ich mir, bevor ich die oben aus seinem Manuscripte mitgetheilten Stellen kannte, folgende Punkte als Hauptmomente der religiösen Weltanschauung desselben abstrahirt.

1) Die Bibelstellen: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben u. s. w. — Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. — Ein jeglicher Geist, der bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott. — Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber —.“ Diese Bibelstellen bildeten, wie bei Schleiermacher, so auch bei ihm, den Kernpunkt seines persönlichen christlichen Glaubens.

2) Vernunft und Freiheit sind dem menschlichen Geiste von Gott eingeprägt. Damit ist nothwendig das Streben nach Erweiterung des Wissens von himmlischen sowohl

als von irdischen Dingen verbunden. Die dem menschlichen Geiste eingepflanzte Wißbegierde findet ihre Grenze nur in der ihm vergönnten Wissensmöglichkeit. Da, wo das menschliche Wissen, welches immer nur Stückwerk ist, aufhört, beginnt das Gebiet des Glaubens. Die Gegenstände des Glaubens gehen weit über die Gegenstände des Wissens hinaus und haben eine viel höhere Dignität als diese. Es kommt aber dabei nicht sowohl auf den Glauben an, welcher geglaubt wird, als vielmehr auf die Reinheit, Wahrhaftigkeit und Innigkeit des Herzens, womit geglaubt wird. Ein solcher Glaube veranschaulicht sich z. B. in den Gebeten des heiligen Augustinus. Menschen unreinen Herzens, voll Hochmuth und Herrschsucht, oder, wie der Apostel sagt, von zerrütteten Sinnen, sind untüchtig zum wahren christlichen Glauben und verführen andere zum Aberglauben, wenn sie Pfaffen sind, und zum Unglauben, wenn sie sich Philosophen nennen.

3) Wissensbedürfniß und Glaubensbedürfniß sind die beiden von Gott dem Menschengeiste eingepflanzten nie ruhenden, aber durch Freiheit bedingten Kräfte der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes zu höheren Sphären des Daseins. Ihre Wirksamkeit kann man durch die ganze Geschichte der Menschheit vom gegenwärtigen Augenblicke an bis zum Anfange hin verfolgen; sie bilden den innersten Kern der Geschichte und wirken, daß die Zahl derer, die da sagen: „das sind harte Worte, wer kann sie hören?“ immer kleiner, die Zahl derer aber, welche sprechen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ immer größer wird. Auf diesem Wege sieht man auch, daß die absichtliche Beschränkung

der einen Kraft immer mit Corruption der anderen verbunden ist. In dieser aus Herrschsucht und Unglauben hervorgehenden Corruption liegt die Sünde zum Tode, von welcher der Apostel Johannes spricht (1 Joh. 5, 16).

4) Der christliche Glaube strebt im Verein mit der christlichen Erkenntniß seinem Wesen und seiner Natur nach unaufhaltsam nach dem Ziele hin: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe." — Die Verschiedenheit der Glaubensauffassungen läßt sich aus der Schwäche der menschlichen Natur und aus den Zeitverhältnissen erklären, führt aber in ihren gegenseitigen Reibungen nicht zu Christo hin, sondern von Christo ab.

5) Die Lenker der hoffnungsreichen Unionstendenzen der gegenwärtigen Zeit müssen, Christus im Herzen, ihr Augenmerk zunächst auf eine wahrhaft christliche Concordienformel richten, die auch Bunsen sich bei seiner Kirche der Zukunft mehr oder weniger klar gedacht hat. Die aufopfernde Liebe seines Ignatius zu Christo ist die wesentlichste Bedingung einer wahrhaft christlichen Union.

6) Das Papstthum ist aus dem Bedürfnisse der Völker und ihrer Regenten hervorgegangen, und hat seine Laufbahn noch lange nicht vollendet; es wird aber diese Laufbahn durch politische Verwickelungen und durch fortschreitende christliche Bildung und Einigung der gegenpäpstlichen kirchlichen Gemeinschaften beschleunigt werden.

7) Die Geschichte der christlichen Kirche von ihren ersten Anfängen an bis jetzt erklärt die göttlichen Worte: „Wenn aber der Tröster kommen wird, den ich euch senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet

auch zeugen; denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen." Wir verstehen daher diese Worte besser, als die Apostel sie verstehen konnten, und unsere spätere Nachkommen werden sie noch besser verstehen als wir.

XI.

Aster's Ansichten über die Idee eines mit der anglikanischen Kirche gemeinsam zu errichtendes Bisthum zum Schutze und zur religiösen Pflege protestantischer Christen im Oriente.

Die Vereinigung der anglikanischen und der deutsch-evangelischen Kirche zu einem gemeinsamen protestantischen Bisthume in Jerusalem hielt Aster für eines der wichtigsten und folgenreichsten Ereignisse unserer Zeit. Kein Gegenstand ist zwischen ihm und mir angelegentlicher besprochen worden, als diese Angelegenheit. Eine ausführliche Geschichte des Bisthums Jerusalem bleibt einer anderen Schrift vorbehalten; hier beschränke ich mich auf die wesentlichsten Punkte meiner Besprechungen darüber mit Aster.

Vertrauen zu dieser Einigung faßte Aster erst, nachdem ihm die Predigt bekannt geworden, welche der anglikanische Geistliche A. M'Caul bei der Weihe des Bischofes Alexander am 7. November 1841 in der Kapelle des Lambeth-Palastes gehalten. „Es steht zu erwarten", heißt es in dieser Predigt, „daß der Bischofssitz zu

Jerusalem sich zu einem Bande der Union zwischen den Christen Englands und Deutschlands ausbilden werde. Die Religion Christi weist sorgfältig auf den Unterschied hin zwischen der wenn gleich göttlich angeordneten Form und dem Wesen, das eben so unveränderlich ist wie Gott selbst. Und derjenige zeigt sich nur wenig bewandert im Evangelium, welcher jene, die Form, zum Range des ersten oder des zweiten großen Gebotes erhebt, oder behauptet, daß das Opfer annehmbarer sei, als die Gnade. Wenn wir wahrhaft nach dem Aufhören aller Kirchenspaltung und nach der Wiedervereinigung des gesammten gläubigen Christenvolkes Verlangen tragen, so müssen wir auch vorzugsweise wünschen, daß alle die, welche von den Irrthümern des Romanismus befreit worden sind, in apostolischer Zucht sowohl als Lehre verbunden und in beider Hinsicht mit jenen Kirchen vereinigt werden möchten, welche den nämlichen Einspruch gegen päpstliche Anmaßung theilen. Der Bischof der Kirche zu Jerusalem erscheint als die Erstlingsfrucht dieser so wünschenswerthen Union."

Wenn wir, sagte Aster, den Engländern mit gleicher Gesinnung entgegen kommen, so wird diese Erstlingsfrucht nach und nach alle Differenzen ausgleichen und zu einer völligen Verschmelzung führen, zu einer Union, wie sie jeder wahrhaft christlich gesinnte Mensch im höchsten Interesse der Menschheit wünschen muß. — Darum ist es mir ärgerlich, daß unsere öffentlichen Blätter sich fast allgemein so feindselig gegen diese große, durchaus zeitgemäße und folgenreiche Idee des Königs aussprechen. Ich bin, antwortete ich, den Quellen dieser Verlästerungen

nachgegangen und habe gefunden, daß sie größtentheils von derjenigen Partei herrühren, die, wie sie sagt, der Freiheit eine Bahn brechen will und zu diesem Zwecke keine Erdichtung und keine Entstellung scheut, um den König in einem möglichst nachtheiligen Lichte erscheinen zu lassen. Indessen sind doch auch ernste und würdige Geistliche unserer unirten Kirche nicht ohne Besorgnisse. Um hierüber in's Klare zu kommen, fügte ich hinzu, wandte ich mich an einen zuverlässigen vertrauten Freund, den damaligen Präses der rheinischen Provinzial-Synode, späteren General-Superintendent von Westphalen, Herrn Gräber, der mir auch publicistische Aufsätze im Interesse der Eichhorn'schen Bestrebungen in die Elberfelder Zeitung besorgte.

Derselbe schrieb mir unter dem 10. Januar 1842: „Den Artikel, das neue Bisthum in Jerusalem betreffend, habe ich auf der Stelle abschreiben lassen und gleich selber nach Elberfeld in die Redaction gebracht. — An der Stiftung dieses Bisthums nimmt mein Herz einen sehr lebhaften Antheil und ich bin in der That über die Sache selbst und auch über diesen Artikel nicht wenig erfreut. Gleich bei der ersten Nachricht davon erkannte ich hierin eine reiche Entschädigung der evangelischen Kirche für die Schlappe, die sie in der Kölner Angelegenheit erlitten hat. Ich habe auch nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß unser lieber und frommer König sich die Selbstständigkeit und Wohlfahrt unserer evangelischen Kirche ganz treulich werde angelegen sein lassen. Was die Provinzial-Synode in Beziehung auf die Rechtsgleichheit beider Kirchen Sr. Excellenz dem Herrn Minister

vorzutragen sich gedrungen fühlte, konnte freilich unter einmal vorliegenden Umständen, einstweilen nur bei Seite gelegt werden. (Ich hatte ihm geschrieben, daß dieses geschehen.) Zu seiner Zeit wird hoffentlich Alles wieder in gute Ordnung kommen.

Was die (von der Synode zur Sprache gebrachte) Autonomie der Kirche betrifft, so muß ich bekennen, daß ich da auf große Schwierigkeiten stoße; denn einmal beginnt erst ein rechtes Leben und eine Kraft in der Synode sich zu offenbaren, und dieser Kraft fehlt es noch an der rechten Haltung und Besonnenheit. Auch sehen Viele nur auf das Ihre, auf Ehre, Vortheil, Bequemlichkeit. Andererseits ist auch wohl die gegenwärtige Einrichtung der Consistorien, so wie der Abtheilungen für Kirche und Schule bei den Regierungen einer wahren Selbstständigkeit und Autonomie der Kirche gar sehr im Wege. Den hier an Presbyterial=Verfassung gewöhnten Synoden und Gemeinden wird es schwer, ja fast unmöglich, sich in geistliche oder kirchliche S t a a t s behörden zu schicken, und da dieselben vom Staate angeordnet werden, sich dieselben als Kirchenbehörden im wahren Interesse der Kirche und als ihr angehörig zu denken. Auch verderben es in diesen Collegien die Juristen, die selten gute Christen sind und durchgehends einen Gegensatz gegen die Kirche darstellen.

Erlauben Sie mir noch mit einem Worte auf das besprochene Bisthum und namentlich auf die Ordination, die Sie in der Einleitung berühren, zurückzukommen.

Bekanntlich haben die Reformirten in den hiesigen Provinzen Cleve, Jülich, Berg und Mark bei dem Acte

der Ordination die Geistlichen nicht auf die symbolischen Bücher verpflichtet, sondern diese Verpflichtung hat nachträglich durch Unterschrift der Kirchenordnung stattgefunden. — Ich bin der Meinung, daß die Ordination als die Weihe zum Predigtamt nach göttlicher Einsetzung desselben und durch Handauflegung mit Gebet um den heiligen Geist wohl allgemeiner gefaßt werden kann, ohne Beziehung auf eine bestimmte Abtheilung innerhalb der evangelischen Kirche und also ohne Verpflichtung auf das Symbol dieser Special-Kirche. Sonst würde ja auch die Ordination beim Uebergange von einer evangelischen Kirchenabtheilung zu der anderen, von der englischen zur deutschen, von der reformirten zu der lutherischen und umgekehrt wiederholt werden müssen, welches doch eben so wenig der Fall ist wie z. B. bei der Taufe als Aufnahme in eine christliche Kirchengemeinschaft. — Nur das wäre übel, wenn ein Bischof in Jerusalem auf die 39 Artikel der englischen Kirche ordinirt werden sollte. Dann wäre der Charakter des Allgemeinen schon gestört und eine Verpflichtung auf die Augsburgische Confession wäre durch eine anderweitige Stellung alterirt und aufgehoben. Jedenfalls werden doch die bei der Stiftung des Bisthums in Jerusalem und die durch dasselbe zu ordinirenden Candidaten nicht auf die 39 Artikel verpflichtet und auch nicht darauf ordinirt werden; denn ich hoffe, es wird dort eine mit Preußen und Deutschland als dem Mutterlande und der Mutterkirche in Verbindung stehende evangelische Kirchengemeinschaft gestiftet werden und diese die Augsburgische Confession als gemeinsames Bekenntniß anerkennen." Zum Verständnisse

des Briefes bemerke ich, daß die Reorganisation der Consistorien und Regierungs-Collegien hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung damals noch nicht stattgefunden hatte.

Als ich dem Generale den Brief vorgelesen hatte, äußerte er: Gräber scheint mir die Sache richtig aufzufassen; er erkennt die Wichtigkeit derselben, nimmt lebhaften Antheil und befördert sogar ihre publicistischen Berichtigungen falscher und böswilliger Auffassungen. Dabei will er aber doch der deutschen Kirche nichts vergeben, und darin kann ich ihm nur beistimmen. Wo liegen denn die Schwierigkeiten einer für die Ehre und Mutterwürde der deutschen Kirche nicht nachtheiligen Vereinigung?

Im Wesentlichen nur darin, antwortete ich, daß die deutsche Kirche und die deutsche Gemeinde in Jerusalem und in Syrien in das Verhältniß eines Schützlings zum Beschützer treten: denn England hat die Macht des Schutzes gegen alle Angriffe und Beunruhigung von Seiten der Türken, der römischen und der griechischen Kirche in Händen, die ja bisher kein evangelisches Christenthum und Besitzthum im Oriente haben aufkommen lassen. In den inneren Verhältnissen der beiden Kirchen liegen keine unüberwindlichen Hindernisse. Man wird ohne Zweifel von der Ordination der Hochkirche ausgehen müssen. Diese ist aber nach dem Urtheile eines mit dem englischen Kirchenwesen genau bekannten Mannes, nach der positiven und negativen Bestimmung der 39 Artikel kein Sakrament. Wenn man, sagt dieser Vertheidiger der Vereinbarung mit der englischen Kirche, an der englischen Ordination Anstoß nimmt, so kann man blos an die

Depravaration des Ordinationsbegriffes denken, wie er factisch und in einer aus der Praxis entwickelten Doctrin besteht. Nach dieser Doctrin müßte die Ordination allerdings ein katholisches Sakrament sein, was sie doch nach dem öffentlichen Bekenntnisse nicht ist und nicht sein kann. Die anglikanische Kirche hält sich an den Ordinationsbegriff der 39 Artikel, nicht an den verdorbenen jener Doctrin. Nach diesem Begriffe erklärt sie die Ordination für einen äußerlichen Gebrauch, durch den der **Ordinatus** mit seinem Bischofe blos in ein äußerliches Verfassungs-Verhältniß kommt, so daß der Bischof gleichsam nur sein Consistorium ist. — Durch Unterschrift der 39 Artikel, das heißt Anerkennung ihrer Schriftmäßigkeit, nicht als **norma credendorum et docendorum**, tritt der deutsche Geistliche nicht in dasselbe Verhältniß zum Bischofe Alexander, wie ein englischer, sondern in ein ungleich äußerlicheres; er steht dem Bischofe freier, autonomischer gegenüber; denn er hat ja zugestandenermaßen die Augsburgische Confession zu seinem Lehrtypus, für die Verwaltung der Sakramente seine deutsche Liturgie, für die Schule seine deutschen Lehrbücher und Anderes mehr; im Gegentheile würde er ja aufhören, ein Mitglied der deutschen Kirche zu sein, deren Existenz in der Vereinigung mit der englischen genugsam hervorgehoben, anerkannt und geschützt ist. Die deutsche Kirche lehnt sich als ein für die dortigen Verhältnisse schwächerer Zweig an den Stamm der englischen an. — Die bischöfliche Firmung ist eben so nothwendig als die englische Ordination; sie inhärirt den bischöflichen Attributen nothwendig. Aber so wenig der deutsche Geistliche durch die

Ordination hochkirchlicher Geistlicher wird, eben so wenig werden die Kinder durch die Firmung hochkirchliche Christen.

Darin, erwiderte Aster, kann ich Ihnen doch nicht ganz beistimmen, daß das Verhältniß der äußeren Abhängigkeit ein Haupthinderniß der deutschen Anerkennung sei. Selbst diese wohl von einem Anglikaner ausgegangene Darstellung der Verhältnisse der englischen zur deutschen Kirche im Oriente hebt nicht alle Bedenklichkeiten, welche einem deutschen Protestanten bei näherer Prüfung aufsteigen müssen. Die anglikanische Kirche ist unstreitig unreinen Ursprunges. Sie verknüpft aus rein weltlichen und noch dazu widerchristlichen Beweggründen zwei Principien, die sich einander widersprechen, die katholische Priesterweihe und den reformirt-protestantischen Lehrbegriff. Durch die Priesterweihe ertheilt der Bischof dem Weih-Candidaten die Gewalt auf den wahren Leib und das wahre Blut und auf den geheimnißvollen Leib Christi; die reformirte Lehre erklärt aber die Messe „für eine vermaledeite Abgötterei". Die nebenher laufende Erklärung, daß es mit der englischen Bischofswürde nicht so gemeint sei, ist eine Vermittelung, deren Schlechtigkeit die Geschichte der anglikanischen Kirche selbst, und neuerdings noch der Puseyismus, bewiesen hat. Höchst bedenklich für unsere Gefühle und Ueberzeugungen ist auch die Unbestimmtheit des Verhältnisses der englischen Kirche zur königlichen Machtvollkommenheit. Nach der englischen Lehre ist der König Haupt und Oberherr der Kirche; von einem solchen Dogma aber ist unsere protestantische Kirche eben so weit entfernt, als das Reich Christi selbst, welches nicht von dieser Welt ist.

Wir müssen indessen doch das von dem anglikanischen Geistlichen A. M'Caul ausgesprochene Ziel im Auge behalten, daß das Bisthum Jerusalem sich zu einem Bande der Union zwischen den Christen Englangs und Deutschlands ausbilden werde und dabei die Hoffnung festhalten, daß die Reinheit des deutschen ursprünglichen Protestantismus die unreinen Elemente in der anglikanischen Kirche mehr und mehr überwinden werde, was zugleich zur Reinigung unserer durch die **theologia polemica** beschmutzten Kirche dienen kann. Hierin liegt meines Erachtens der Leitstern unserer Verhandlungen mit dem englischen Kirchenregimente. Die Methode muß ehrlich und offenherzig sein. Mit den diplomatischen Künsten des Versteckenspielens und gegenseitiger Ueberlistung werden wir nicht viel ausrichten, und jedenfalls nur einer gesunden Entwickelung Hindernisse in den Weg legen. Wenn auch Bunsen in London nicht solche Meister in der Kunst des „Schachzabelspieles", wie Görres sich ausdrückt, findet, wie er in Rom gefunden hat, so hat er doch dort die gefährlichste Eigenschaft eines Diplomaten, sich selbst für klug zu halten und nicht zu merken, daß die anderen noch viel klüger sind, zu stark verrathen, als daß man ihm ganz trauen könnte. Hier muß ich doch, fiel ich ein, Bunsen's Vertheidigung übernehmen. Er war abhängig von der Instruction, die er aus dem Altenstein'schen Ministerium erhielt; meines Erachtens fällt ihm nur zur Last, daß er nicht kräftig genug remonstrirte und seinen Chef besser zu belehren suchte, und wenn dieses nicht half, das Geschäft ablehnte. Damals war übrigens Bunsen's „Kirche der Zukunft", worin

Aster das Werk eines großen und kühnen Geistes erkannte, noch nicht erschienen.

Vor Allem, fuhr Aster fort, muß die Idee des Königs nach der praktischen Seite hin zur möglichsten Klarheit erhoben werden. Dies ist, erwiderte ich, durch mündliche Besprechungen Eichhorns mit dem Könige geschehen, deren Ergebnisse Eichhorn mir, da ich mit dem Referate in dieser Sache beauftragt worden war, mittheilen mußte. Hiernach war die ursprüngliche Idee des Königs folgende:

„Die Eintracht der Großmächte Europa's, welcher das türkische Reich seine Selbstständigkeit und die Welt den Frieden zu verdanken hat, bietet eine Gelegenheit dar, das so oft beklagte Loos der evangelischen Christen im Oriente zu verbessern, wie sie vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder kommen wird, und welche Preußen auf eine seiner politischen Stellung würdige Weise zu benutzen um so mehr für seine heilige Pflicht erachten muß, als es sich mit Wahrscheinlichkeit voraussehen läßt, daß der große Umschwung des commerciellen und industriellen Verkehres der Nationen auch die Verbindung deutscher Protestanten mit dem Morgenlande vermehren und vielleicht auch auf ihrer Seite förmliche Ansiedelungen in jenen Gegenden herbeiführen wird.

Von dem allgemeinen landesväterlichen Standpunkte aus konnte der König zunächst freilich nur die Förderung der Wissenschaft, des Gewerbfleißes und des Handels in's Auge fassen, und darauf Bedacht nehmen, allen Ihren Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, so weit sie es bedürfen, sei es als Reisende oder als Ansiedler, den

gesetzlichen Schutz von Personen und Eigenthum zu sichern, welchen der Hattischerif von Gülhane verheißen hat. Es stehen aber diese Zwecke in einem innigen Zusammenhange mit gewissen kirchlichen Rechten und Freiheiten der betreffenden Personen. Für die Bekenner der römisch-katholischen Religion sind diese längst gesichert. Die lateinische Kirche bildet dort, wie die griechische und armenische, eine geschlossene Körperschaft mit gemeinschaftlicher Zucht und Ordnung, und hat sich in dieser ihrer Einheit einer Anerkennung zu erfreuen, welche die höchsten politischen Rechte in sich schließt. Sie genießt überdem den Schutz der beiden römisch-katholischen Großmächte, und die katholischen Preußen brauchen sich nur Oesterreich anzuschließen, um allen etwa noch fortdauernden Beeinträchtigungen ihrer religiösen und den damit verbundenen Interessen zu entgehen. — Die evangelische Kirche dagegen entbehrt bis auf den heutigen Tag in der Türkei aller gesetzlichen Anerkennung. Keinem Staate des Festlandes konnte der Wunsch näher liegen, als Preußen, welches die größere Hälfte sämmtlicher Glieder der evangelischen Kirche deutscher Nation in seinem Schooße hegt, daß derselben bei der gegenwärtigen Weltlage ähnliche corporative Berechtigungen zu Theil werden möchten, wie diejenigen, in deren Besitze die lateinische und die griechische Kirche sich befinden. Und sollte nicht auch die evangelische Kirche als ebenbürtiges Glied der allgemeinen Kirche Christi das Recht haben, auf dem geheiligten Schauplatze des Ursprunges der Christenheit ihre Bekenner zu sammeln und die evangelische Wahrheit frei zu verkündigen? — Die preußische Regierung durfte unter diesen Umständen die

Schwierigkeiten nicht scheuen, welche sich der Erreichung eines mit ihren National=Interessen und National=Sympathien so innig verwebten Zweckes von verschiedenen Seiten her entgegenstellten. Es kam darauf an, in richtiger Würdigung aller bezüglichen Verhältnisse die Wege zu suchen, welche zum Ziele führen konnten. Einseitige Verhandlungen mit der Pforte konnten, so freundschaftlich sich auch die Verhältnisse zwischen beiden Regierungen gestaltet haben, den beabsichtigten Erfolg nicht erwarten lassen. Die Zahl der evangelischen Christen im Oriente ist gegenwärtig noch zu geringe, als daß man auf eine der Pforte und ihren Unterthanen Achtung einflößende Körperschaft hätte hinweisen können, und die unmittelbaren Berührungen Preußens mit dem Morgenlande sind der türkischen Regierung zur Zeit noch nicht fühlbar genug, um ein politisches Gewicht in die Waagschale zu legen. Die Pforte kennt Preußen nur als eine Großmacht von Europa, durch deren Eintracht mit anderen Großmächten ihre Sicherheit verbürgt wird.

Ganz anders ist das Verhältniß Englands zur Türkei. Die großbritannische Regierung besitzt durch ihre Macht und durch ihren Handel im Oriente einen Einfluß, welchen die Pforte aus erheblichen Gründen mit ihrer Politik in Einklang zu bringen Bedacht nehmen muß. Eine Vereinbarung mit England schien daher das sicherste Mittel zu sein, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Die zu diesem Behufe anzuknüpfenden Verhandlungen sind indessen von der Vorfrage abhängig, ob die großbritannische Regierung geneigt sei, diese Angelegenheit in vollem Einverständnisse mit Preußen zu behandeln und

den Grundsatz zu genehmigen, daß die gesammte evangelische Christenheit unter dem Vortritte Englands und Preußens der Segnungen gesetzlicher Anerkennung von Seiten des Beherrschers der Türkei theilhaftig werde."

Die Schritte, welche zur Erledigung dieser Vorfrage gethan wurden, hatten den glücklichsten Erfolg. Nicht nur die großbritannische Regierung zeigte sich bereit, auf der proponirten Grundlage der Sache näher zu gehen, sondern auch der Primas der englischen Kirche, der ehrwürdige Erzbischof von Canterbury, ging mit der wärmsten und lebhaftesten Theilnahme auf die Sache ein.

Nur ein, allerdings sehr wichtiger Differenzpunkt erforderte von beiden Seiten die zarteste Berücksichtigung und konnte seine Vermittelung nur in einem kirchlichen und nationalen Verwandschaftsgefühle finden. Derselbe betrifft die Ordination der Geistlichen.

Der König ist zwar ganz überzeugt, daß die Mannigfaltigkeit des christlichen Gottesdienstes nach Zungen und Völkern und nach der Eigenthümlichkeit und geschichtlichen Ausbildung jeder Nation von einer höheren Einheit, dem Herrn der Kirche selbst, getragen wird, und daß in dieser Einheit, auf welche alle Mannigfaltigkeiten sich beziehen, der Grund wahrer christlicher Toleranz liegt; der König theilte aber die religiösen Sympathien, welche sich an den Ursprung und das Wesen der Augsburgischen Confession knüpfen, zu innig, als daß er dieser gemeinschaftlichen Grundlage der gesammten deutschen National-Kirche

evangelischen Glaubens zu Gunsten jenes Planes irgend etwas hätte vergeben können.

Von der anderen Seite stimmen zwar die 39 Artikel der englischen Kirche mit dem Lehrbegriffe der deutschen evangelischen Kirche im Wesentlichen überein; es hat aber jene Kirche die Weihe der Geistlichen als ein Sakrament beibehalten, während die deutsche evangelische Kirche auf das apostolische Amt der Kirchenleitung als das einzige unmittelbar von Christus herrührende, den Glaubensgrundsatz gründet, daß die Kirche durch das Wort und den Glauben ohne besondere sakramentale Mittheilung fortwährend der Kraft theilhaftig sei, alle zu ihrer Regierung, Erhaltung und Fortpflanzung erforderlichen Aemter zu erzeugen.

Die Vermittelung wäre unmöglich gewesen, wenn die großbritannische Regierung und die anglikanische Kirche den von Preußen beabsichtigten Zweck, der türkischen Regierung gegenüber eine corporative Einheit der englischen und deutschen Kirche darzustellen, von der Bedingung abhängig gemacht hätten, daß der von einem anglikanischen Bischofe ordinirte preußische Geistliche auch die innere Verwaltung und den Ritus der anglikanischen Kirche anzunehmen habe. Sie haben dieses nicht gethan, vielmehr mit vertrauensvoller Rücksicht und hochherziger christlicher Zuvorkommenheit weder der Augsburgischen Confession noch der Agende der preußischen Landeskirche irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt.

Welche Folge wird nun die von preußischen Candidaten für die im Oriente zu bildenden evangelischen Gemeinden vorläufig angenommene Ordination haben? Wird

sie eine Brücke bilden, um das Priesterthum und eine aristokratische Hierarchie in die evangelische Landeskirche zurückzuführen? Das sei ferne! Es frägt sich nur, ob es den Grundsätzen der evangelischen Kirche widerspricht, die als Sakrament ertheilte Ordination als eine auch für ihre Confession gültige anzuerkennen, oder ob beispielsweise ein preußischer evangelischer Geistlicher, der mit der Weihe eines englischen Bischofes evangelisch-geistliche Amtshandlungen in Palästina verrichtet hat, auf's Neue ordinirt werden müßte, wenn er eine Pfarrstelle in Wittenberg bekleiden sollte?

Die Reformatoren haben diese Fragen thatsächlich in Beziehung auf die römisch-katholische Kirche entschieden und durch ihr eigenes Beispiel die Norm gegeben, nach welcher bei dem Uebertritte eines katholischen Geistlichen zur evangelischen Kirche stets verfahren worden ist. Um so weniger wird die Beantwortung derselben Frage in Beziehung auf die Ordination, welche ein anglikanischer Bischof einem evangelischen Geistlichen auf das Bekenntniß der Augsburgischen Confession ertheilt, zweifelhaft sein können.

Hoffentlich wird die evangelische Kirche in Palästina und Syrien sich mit der Zeit weit genug ausbreiten, um ein eigenes unabhängiges Bisthum bilden zu können.

Daß die Sache zu einem so glücklichen Ergebnisse geführt worden, fügte ich hinzu, ist hauptsächlich Bunsen's Verdienst. Ohne seine freundschaftlichen persönlichen Verhältnisse zu den leitenden und bestimmenden Personen in London, namentlich zu dem Erzbischofe von Canterbury, wären sicherlich die Ehre und die Rechte der deutschen

evangelischen Kirche nicht in dem Maße anerkannt und gewahrt worden, als dieses geschehen ist.

Ich wundere mich selbst darüber, erwiderte Aster, und muß Bunsen Abbitte thun. Es wäre aber doch sehr zu wünschen, daß das Publikum durch eine einfache Darlegung des Herganges und des erzielten höchst erfreulichen Resultates gegen Mißverständnisse und Mißdeutungen geschützt würde. Dazu habe ich, war meine Antwort, den Auftrag bereits von Eichhorn erhalten. Der Aufsatz wird nächstens in der Staatszeitung erscheinen. (Es war gegen Ende des Jahres 1841, wo ich diese Unterredung mit Aster hatte.)

Wie ist denn der Gang der Verhandlungen gewesen, die zu einem so schönen Ziele geführt haben? Der König, antwortete ich, war fest entschlossen, der Würde und der Selbstständigkeit der deutschen protestantischen Kirche nichts zu vergeben und lieber den ganzen Plan aufzugeben, als seine Einwilligung zu irgend einem Artikel der Vereinbarung zu geben, der damit im Widerspruche stehe. Einen solchen Widerspruch enthielten aber die ersten Propositionen des Erzbischofes von Canterbury. Darauf befahl der König, dem Gesandten in London eine Weisung zugehen zu lassen, wornach entweder die anfangs im Interesse der deutschen Kirche geforderten Zugeständnisse zu bewilligen oder die weiteren Verhandlungen abzubrechen seien. Eichhorn beauftragte mich mit dem Entwurfe einer solchen Erklärung mit der Weisung, „möglichst klar und bestimmt in mildester Form.“ Ich weiß nicht, welchen Gebrauch Eichhorn von meinem Entwurfe gemacht hat, derselbe lautete aber so:

„Entwurf einer Erklärung, welche der Geheime Legationsrath Bunsen auf die von der englischen Kirche zum Behufe einer Vereinigung deutscher und englischer protestantischer Gemeinden unter ein Bisthum der englischen Kirche proponirten Artikel abzugeben hat.

Als des Königs Majestät Ihrem Special-Gesandten, dem Geheimen Legationsrathe Bunsen, das Commissorium ertheilten: durch Besprechung mit dem Erzbischofe von Canterbury, als Primas der englischen Kirche und Bischof von London, als unmittelbarem Haupte der einzelnen auswärtigen Gemeinden der englischen Kirche, zu ermitteln, in welcher Art die englische Kirche geneigt sein dürfte, der evangelischen Kirche Preußens eine schwesterliche Stellung im gelobten Lande zu gestatten, war es Ihrer Betrachtung nicht entgangen, daß die gewünschte Vereinbarung die zartesten Punkte des Nationallebens beider Völker berühre, und daher nur unter der Voraussetzung einer gegenseitigen Anerkennung des gemeinsamen christlichen Bodens ihrer Glaubensbekenntnisse und einer verwandtschaftlichen Sympathie für die Erweiterung der Grenze der evangelischen Kirche Christi versucht werden könne.

Weit entfernt von der englischen Kirche Zugeständnisse zu verlangen, welche mit dem Wesen derselben nicht vereinbar seien, wollten Allerhöchstdieselben nur die wesentlichen Momente der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen protestantischen Kirche wahren, in allem Uebrigen aber den Wünschen der englischen Kirche zum

Zwecke jener Vereinbarung gerne willfahren. Diese Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Kirche beruht auf der Augsburgischen Confession, welche zugleich auch die ursprüngliche Grundlage des gesammten Protestantismus aller Völker und Zungen ist. Se. Königl. Majestät glaubte, daß zur Darstellung einer nicht blos scheinbaren Einheit eines Regimentes beider protestantischer Landeskirchen im Oriente die Ordination der Geistlichen der deutschen Gemeinden durch den Bischof der englischen Kirche das wesentlichste Moment bilde, zweifelten aber um so weniger, daß dabei der Augsburgischen Confession die ihr gebührende öffentliche Anerkennung zu Theil werden könne, als die reformirte Abtheilung der deutschen evangelischen Kirche mit dem eigentlichen Lehrbegriffe der 39 Artikel der englischen Kirche übereinstimmt und sich dabei doch von jeher zu den Augsburgischen Confessions-Verwandten zählt.

Die von der englischen Kirche proponirten Vereinbarungs-Artikel sind aber von der Beschaffenheit, daß sie leicht Veranlassung zu der Annahme geben könnten, als ob es nicht sowohl auf eine Vereinbarung zweier Schwesterkirchen unter gegenseitiger Anerkennung ihrer Eigenthümlichkeiten zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes im Auslande, als vielmehr auf ein gänzliches Uebergehen der einen Kirche in die andere abgesehen sei. Lehre, Weise, Zucht und Kirchenregiment werden in den vorgeschlagenen Artikeln ganz und unbedingt der englischen Kirche vorbehalten, und selbst die deutsche Liturgie bedarf noch der Sanction des englischen Bischofes, bevor sie in den deutschen Kirchen gehalten werden darf. Dem Can-

didaten der deutschen evangelischen Kirche ist nur gestattet, dem englischen Bischofe vor Ertheilung der Weihe ein von einer unbestimmten Behörde ausgestelltes Certificat zu überreichen, worin erklärt wird, daß derselbe in Bezug auf die Augsburgische Confession diejenige Erklärung abgegeben habe, welche in seinem Vaterlande erforderlich sei, um dort zu geistlichen Functionen zugelassen zu werden. Da nach der Praxis der deutschen Kirche die Verpflichtung eines Geistlichen auf die hergebrachten symbolischen Bücher mit der Ordination verbunden ist, so kann eine von der Ordination getrennte Verpflichtung auf die Augsburgische Confession gar nicht stattfinden. Das fragliche Certificat würde also nach Inhalt und Form nur die Bedeutung eines Tauf- und Confirmationsscheines haben können, auf das Wesen der Ordination aber und auf die bei derselben zu übernehmenden Verpflichtungen nicht den mindesten Einfluß haben.

Der ehrwürdige Primas der englischen Kirche wird nicht umhin können, anzuerkennen, daß die evangelische Kirche deutscher Nation einem Uebereinkommen, durch welches ihre Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ganz aufgehoben wird, ihre Zustimmung nicht wird ertheilen können.

So sehr nun auch des Königs Majestät bedauern, daß Sie Sich in Ihrer Stellung als Protector der deutschen evangelischen Kirche unter diesen Umständen verpflichtet halten müssen, die Organe der Landeskirche zu vernehmen, bevor Allerhöchstdieselben eine andere Basis für die ferneren Verhandlungen in Vorschlag bringen, so können Sie doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß der

große die heiligsten Interessen des gesammten Protestantismus umfassende Zweck dennoch unter allseitiger Anerkennung der besonderen nationalen Eigenthümlichkeiten um so sicherer wird erreicht werden, je mehr es gelingt, diesen Zweck selbst zur allgemeinen Klarheit zu erheben. Des Königs Majestät behalten sich daher vor, eine geeignete Veranlassung wahrzunehmen, um die bisherigen Verhandlungen weiter zu führen."

An Klarheit und Bestimmtheit, sagte Aster, wird Ihr Entwurf nicht viel zu wünschen übrig lassen, ob aber Eichhorn, der Meister in milden Formen, in dieser Beziehung den Entwurf genügend finden wird, muß ich doch bezweifeln. Sagen sie Eichhorn von meinetwegen: „Die Augen offen, die Ohren strack und das Herz fest, damit dem Könige Niemand die Krone des Protectorats raube."

Die englischen Bischöfe erkannten die Wahrheit und Nothwendigkeit der Königlichen Einwürfe und ließen sich bereitwillig in anderweite Verhandlungen ein, die dann Bunsen mit großer Geschicklichkeit zu einem annehmbaren Resultate führte.

Der König wünschte eine Veröffentlichung dieses Resultates der Verhandlungen, wie denn überhaupt Geradheit und Offenheit ein Grundzug seines Charakters ist Dazu schien ihm die von englischen Bischöfen proponirte Vereinbarungs-Urkunde nicht geeignet. Der Gesandte mußte also zur Erwirkung einer anderen Fassung instruirt werden und mit dem Entwurfe einer solchen Instruction wurde ich abermals von Eichhorn beauftragt und instruirt. Da Aster so innigen Antheil nahm und

so treffend über diese große Angelegenheit urtheilte, so theilte ich ihm auch diesen Entwurf mit, von dem ich abermals sagen muß, daß ich nicht weiß, welchen Gebrauch Eichhorn davon gemacht hat. Ich theile ihn hier mit, weil er, wie meinem verewigten Freunde, so auch meinen Lesern zur Beleuchtung der Situation dienen kann.

„Entwurf einer Instruction für den Geheimen Legationsrath Bunsen als Sr. Majestät des Königs außerordentlichen Gesandten in Special-Commission bei der Königin von England.

Se. Majestät der König haben die weiteren Verhandlungen mit den Bischöfen der englischen Kirche wegen Vereinbarung über ein zu Jerusalem zu errichtendes gemeinsames Bisthum für englische und deutsch-evangelische Gemeinden mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt, und aus Ihren desfallsigen Immediatberichten wohlgefällig entnommen, mit welcher zuvorkommenden Bereitwilligkeit der hochwürdige Erzbischof von Canterbury, als Primas der englischen Kirche, und der hochwürdige Bischof von London, als unmittelbares Haupt der auswärtigen englischen Gemeinden, der deutschen evangelischen Kirche alle Rücksichten haben angedeihen lassen wollen, welche ihnen vom ihrem Standpunkte irgend zulässig erschienen.

Indem Se. Majestät der König diesen ächt apostolischen Gesinnungen der genannten Prälaten die vollkommenste Anerkennung widerfahren lassen, legen Allerhöchstdieselben mit hoher Freude ein großes Gewicht auf die Erklärungen, welche sie hinsichtlich der Orthodoxie der Augsburgischen Confession und des Lehrbegriffes der

deutschen evangelischen Kirche abzulegen und zu bethätigen kein Bedenken getragen haben.

Da diese Thatsache eine kirchenhistorische Bedeutung gewinnen und auf das allgemeine kirchliche Bewußtsein des gesammten Protestantismus erhebend und stärkend einwirken wird, so wollen des Königs Majestät alle daraus herfließenden Folgen in Beziehung auf den nächsten Zweck der Verhandlungen sorgsam gewahrt wissen. Hierher gehören die Zugeständnisse, daß der evangelisch-deutsche Gottesdienst in Palästina unter der Gerichtsbarkeit des englischen Bischofes zu Jerusalem in deutscher Sprache nach der Liturgie der vereinigten preußischen Landeskirche abgehalten werde, und die deutschen Katechumenen vor ihrer Einsegnung durch den Bischof das Glaubensbekenntniß ihrer Kirche in Gegenwart der Gemeinde, zu welcher sie gehören, ablegen. — Diese Ergebnisse werden Ew. ꝛc. um so sorgsamer zu pflegen haben, als sie zugleich der christlichen Welt unverkennbare Beweise des gegenseitigen Vertrauens beider Völker vor Augen stellen.

Eben dieses Vertrauen ist aber zugleich von so großer kirchlicher und politischer Bedeutung und enthält so fruchtbare Keime weiterer Entwickelung, daß des Königs Majestät es als eine heilige Pflicht betrachten, auf's sorgfältigste und umsichtigste alles zu vermeiden, was zur Störung desselben Veranlassung geben könnte. Dazu fordert noch besonders die gegenwärtig in der ganzen christlichen Welt obwaltende religiöse Stimmung der Gemüther, die in ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit auf große Fortbildungen in die Zukunft deuten. Die Nationen waren im Laufe der letzten Revolutionen

ihres geistigen und politischen Lebens in eine religiöse Apathie gerathen, welche die Kraft des Christenthums abschwächte. Die Fügungen der letzten politischen Kämpfe und die daraus hervorgegangene neue Gestaltung des europäischen Staatenlebens haben das entschlummerte Bedürfniß höherer Wahrheiten geweckt, zugleich aber auch unter Mitwirkung verschiedener Interessen die früheren confessionellen Unterschiede in's Leben zurückgerufen und theilweise zu einer unchristlichen Schroffheit gegenseitiger Verketzerung und Ausschließung gesteigert. — Die evangelisch-protestantische Kirche sieht sich dadurch in einen nicht unbedenklichen Kampf mit den von drei Großmächten geschützten Gegensätzen der lateinischen und griechischen Kirchenlehre verwickelt. Sie selbst ist zwar mächtig, sowohl durch den Geist der Wahrheit, der ihrem unmittelbarem gemeinsamen Fundament, der heiligen Schrift, ununterbrochen entquillt, als durch die Zahl ihrer Bekenner, fühlt aber in ihren treuesten und einsichtigsten Organen das Bedürfniß, sich im eigenen Inneren zu einigen und zu ordnen, und Alles zu vermeiden, was dem gegenwärtig besonders reizbaren Mißtrauen hinsichtlich der Verschiedenheit des evangelischen Bekenntnisses Nahrung geben könnte.

Aus dieser Sachlage ergeben sich Gesichtspunkte, welche die beiden protestantischen Großmächte sowohl in Bezug auf ein allgemeines Einverständniß über den Schutz der Kirche, als hinsichtlich der Vereinbarung zur Darstellung eines gemeinschaftlichen Kirchen-Systemes in Palästina nicht aus den Augen verlieren dürfen. Sie werden daher zunächst jene Empfänglichkeit für confessionelles Mißtrauen

zu schonen und Alles zu vermeiden haben, was als eine Hintansetzung der kirchlichen Selbstständigkeit der einen oder der anderen Nation gedeutet werden könnte.

Aus diesem Grunde waren Se. Majestät der König von Anfang an weit entfernt, von der englischen Kirche Zugeständnisse zu verlangen, welche, unbeschadet der kirchlichen Besonderheiten in dem gemeinsamen Interesse nicht ihre vollständigste Rechtfertigung finden könnte. Von der anderen Seite glaubten Dieselben aber auch, daß der große Zweck der versuchten Vereinbarung erreicht werden könne, ohne daß die wesentlichsten Momente der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen evangelischen Kirche, die mit der englischen historisch und dogmatisch auf demselben Fundamente beruht, beeinträchtigt würden.

Das Ergebniß der bisherigen Verhandungen entspricht in den wesentlichsten Punkten diesen Erwartungen. Die Prälaten der englischen Kirche haben die Orthodoxie der Augsburgischen Confession anerkannt und kein Bedenken gefunden, die Agende der preußischen Landeskirche, so wie den kirchlichen Gebrauch der deutschen Sprache und die Fortpflanzung des deutsch-evangelischen Bekenntnisses innerhalb der Jurisdiction des englischen Bischofes zu Jerusalem zuzulassen. Die deutschen Theologen werden dagegen in dem Lehrbegriffe der 39 Artikel nichts finden können, was den Grundsätzen der unirten deutsch-evangelischen Kirche entgegen wäre, da jene Artikel gewissermassen die Differenzen der lutherischen und reformirten Kirche vermitteln.

Gleichwohl wird es jenseits und diesseits des Kanales an aufregenden Mißdeutungen und verstimmenden Mißverständnissen hinsichtlich des großen Zweckes, welchen Se. Majestät der König in Gemeinschaft mit den englischen Bischöfen verfolgen, nicht fehlen. Se. Majestät der König glauben, daß dergleichen Einwirkungen, die wenigstens theilweise eine hemmende Opposition hervorrufen könnten, durch Veröffentlichung der Verhandlungen, nicht blos der Materie nach, sondern auch in der Form, siegreich vorgebeugt werden kann.

Daß die proponirte Vereinbarungs-Urkunde zu einer Veröffentlichung, die diesen Zweck im Auge hat, nicht geeignet ist, darüber werden die hochwürdigen Prälaten der englischen Kirche mit Sr. Majestät dem Könige einverstanden sein. Der Uebelstand liegt hauptsächlich in der von den Prälaten der englischen Kirche gewählten Form eines bilateralen Abkommens. Es ist daher der Wunsch Sr. Majestät, daß die Bischöfe sich geneigt finden lassen möchten, diese Form aufzugeben, und daß Ew. rc. sich hierüber mit den Bischöfen zu verständigen suchen, wobei es jedoch nicht die Absicht ist, daß außer dem nachher zu erwähnenden Punkte der Reciprocität, den Bischöfen noch ein weiteres Zugeständniß angemuthet werde.

Die schicklichste Form ist die Ausstellung einer einseitigen Erklärung von Seiten der englischen Bischöfe, worin sie nach einer einfachen rein historischen Darlegung der Motive und der Art und Weise der Errichtung des Bisthums zu Jerusalem, diejenigen Punkte formuliren, welche sie Namens ihrer Kirche der deutsch-evangelischen und anderen protestantischen Gemeinden zugestehen können.

Se. Majestät wünschen nur, daß, gegenüber der Bestimmung, nach welcher Geistliche der evangelisch-deutschen Gemeinden unter der Jurisdiction des englischen Bischofes von Jerusalem ihr Amt verrichten können, auch für den Fall, daß ein besonderes Bisthum für deutsch-evangelische Christen in Palästina, wie solches nach den Grundsätzen der deutsch-evangelischen Kirche zulässig sein mag, eine entsprechende Reciprocität verheißen werde.

Auf eine in diesem Sinne zu gebende Erklärung würden Ew. &c. Namens Sr. Majestät des Königs eine diesseitige Urkunde des näheren Inhaltes zu geben ermächtigt sein:

Daß Se. Majestät die zuvorkommenden und aufrichtigen Bestrebungen der englischen Bischöfe zur Erreichung eines gemeinschaftlichen großen Zweckes dankbar anerkenne; daß Allerhöchstdieselben, so wie der Primas der englischen Kirche wegen eines Einverständnisses mit der Convocation zu verhandeln haben werde, so auch Ihrerseits das Ergebniß der Verhandlungen zur Berathung der Organe der deutsch-evangelischen Kirche in Preußen zu bringen, Sich veranlaßt finde; daß Se. Majestät jedoch nicht zweifelten, die evangelischen kirchlichen Organe Ihres Reiches würden die Gesinnungen und Wünsche ihres Königs theilen und die Gemeinschaft der deutschen Kirche mit der englischen, so weit es die Erhaltung der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit derselben nur irgend zulasse, mehr und mehr auszubilden um so geneigter sein, als der Lehrbegriff der englischen Kirche den Grundsätzen der deutschen unirten entsprächen; endlich daß es schon jetzt keinem Bedenken unterliege, daß ein Candidat des evan-

gelischen Predigtamtes in Preußen, der sich nach den Grundsätzen der deutschen Kirchen-Union freiwillig bereit erklärt, die englisch-bischöfliche Ordination in der angebotenen Form zu empfangen, demnächst bei den deutschen Gemeinden in Palästina der Gottesdienst in deutscher Sprache nach der Liturgie der preußischen Landeskirche unter Jurisdiction des englischen Bischofes verwalte.

Se. Majestät der König glauben, daß eine gegenseitige Erklärung in dieser Form nicht nur die böswilligen Gegenwirkungen, an welchen es weder in England noch in Deutschland fehlen wird, im Voraus lähmen, sondern auch die geneigte Theilnahme beider Kirchen anregen und das Gefühl ihrer nationalen und kirchlichen Verwandtschaftlichkeit beleben wird.

Die Gesinnungen des Vertrauens und der Zuvorkommenheit, welche die englischen Bischöfe bei den bisherigen Verhandlungen unzweideutig an den Tag gelegt haben, lassen mit der größesten Wahrscheinlichkeit erwarten, daß dieselben ganz geneigt sein werden, diese wichtige Angelegenheit von dem bezeichneten Standpunkte aus zu betrachten und zu behandeln."

Ihre Mittheilung, sagte Aster, setzt mich in Stand, die Sache und ihre Lage von Innen heraus und nach Außen hin im hellsten Lichte zu betrachten; soll ich Ihnen aber in gewohnter Weise offen meine Meinung über die F o r m des Entwurfes sagen, so glaube ich nicht, daß Eichhorn ihn so unterschreiben wird, wie er mir hier vorliegt. Hauptsächlich sind es zwei Punkte, die mir

aufgefallen sind: zuerst verrathen Sie im Eingange zu sehr die Stellung eines publicistischen Zionswächters, und sodann deuten die Belehrungen, welche Sie dem Gesandten ertheilen, etwas zu stark auf Ihre frühere lehramtliche Thätigkeit hin. Bunsen wäre ja für die Behandlung der Sache der ungeeignetste Mann von der Welt, wenn er die religiöse Stimmung der Gemüther und die Ursachen derselben nicht mindestens eben so genau kennte als Sie und ich. — Die Hauptfrage aber ist: ob die Idee und die Art und Weise ihrer Ausführung, wie der Entwurf sie darstellt, reines Eigenthum des Königs, oder ob sie mit Eichhorn'schen Zuthaten gemischt sind? — Ich habe, antwortete ich, den Entwurf auf Grund eines von Eichhorn's Hand mit Bleifeder kaum leserlich geschriebenen kurzen Sätzen verfaßt, und vermuthe, daß das Notizen sind, welche er sich beim Vortrage über die Willensmeinung des Königs machte.[1]) Das kenne ich, erwiderte Aster, und hieraus glaube ich mit Grund schließen zu dürfen, daß alles reines, wahres Eigenthum des Königs ist. Wenn das aber ist, so gibt es nichts, was ein glänzenderes Licht auf den Geist und die Gesinnungen des Königs werfen könnte, besonders auch hinsichtlich seines kirchlichen Restaurationsplanes und seines deutschen Herzens, mag nun aus der Sache werden was da will. Das Gelingen hängt von weltgeschichtlichen Eventualitäten ab, die Idee aber wird immer einen Glanzpunkt in der Geschichte des Königs bilden. Wäre ich Minister der Geistlichen Angelegenheiten, so würde

[1]) Der Zettel liegt noch bei meinen Papieren.

ich es für meine heilige Pflicht halten, die Idee in ihrer Reinheit vor den Besudelungen schmutziger Geister zu bewahren, weil sie vielleicht erst nach 100 Jahren die segensreichen Früchte bringen wird, die der König im Sinne hat. — Der Minister Eichhorn, füge ich hinzu, hat das Seinige zu diesem Zwecke im vollsten Maße gethan; wie sehr ich meinestheils in dieser Beziehung mit Aster übereinstimmte, habe ich in einer Schrift bewiesen, die gedruckt wurde, während die Demokraten in Berlin herrschten und dem Könige alles mögliche Herzeleid anthaten.

„Ich habe", heißt es in dieser Schrift, „dem Könige nahe genug gestanden, um die Bestrebungen seines Geistes und Herzens genauer kennen zu lernen und die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutsche Geschichte keinen Fürsten aufzuweisen hat, der mit einem volleren und reineren Herzensschlage für Preußens und Deutschlands Wohlfahrt den Scepter getragen. — Wer einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, die Gedanken des Königs in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit und noch nicht verarbeitet zu Cabinets-Ordres kennen zu lernen, weiß, mit wie klarem Blicke er die inneren Verhältnisse des Lebens und die Ursachen der unerfreulichen, ja zum Theil äußerst bedenklichen Erscheinungen der Zeit durchschaute. — Was insbesondere das religiöse Wesen angeht, so glaube ich nicht, daß irgend Jemand die Quellpunkte des Lebens der christlichen Gemeinschaft reiner aufgefaßt, die Geschichte der christlichen Kirche mit lebhafterer Theilnahme nach allen Seiten hin verfolgt, und das Wahre und Falsche, das Fremde und Eigenthümliche in dem Fortgange der Entwickelung richtiger beurtheilt hat, als der

König. „Soll die evangelische Kirche der katholischen gegenüber ferner mit Würde und Kraft bestehen, so ist Verjüngung und Umgestaltung nöthig. Diese kann aber nur frei aus ihr selbst hervorgehen. Daß ihr Princip dazu kräftig genug ist, wird kein evangelischer Christ bezweifeln. — Wie liegt die Sache jetzt? Die Kirche ist in einem großen, vielleicht in dem größesten Theile ihrer Organe abgestorben, andere Geister haben ihre Wohnungen in Besitz genommen. Ist das Salz dumm geworden, womit soll man es wieder salzig machen? — Vermittelung zwischen Glauben und Wissen ist nur so lange denkbar, als beide sich gleich kräftig, wahr und hochmuthslos gegenüberstehen und ohne principielle Feindschaft Vermittelung suchen. Aber eine hochmüthige Philosophie hat den muthlos und matt gewordenen Glauben niedergeworfen und zertreten. Ist nun wirklich eine Theologie im Werden, wie man behauptet, die den Hochmuth züchtigen und den Glauben als die höchste Potenz der menschlichen Vernunft rechtfertigen kann? — Einheit der evangelischen Kirche deutscher Nation! Dies ist für die Kräftigung ihres Lebens ein Hauptgesichtspunkt. In der Wirklichkeit ist sie in eben so viele durch besondere Interessen geschiedene Theile getheilt, als Deutschland einzelne Staaten hat, so wie einst Zolllinien den deutschen Commers zerstückelten. Hier ein pietistisches, dort ein rationalistisches oder polizeiliches, überall ein das freie kirchliche Leben beengendes, nirgends ein dasselbe förderndes Kirchenregiment!" — Diese durch Anführungszeichen abgesonderten Sätze wurden mir von Eichhorn als des Königs Aeußerungen mitgetheilt, was derselbe mir, als

ich ihm das Manuscript zu der angeführten Schrift mittheilte, offen herauszusagen, nicht gestattete.

Des Königs deutlich gedachter Plan war: „das neu erwachte Leben in der Kirche zu fördern; die Kirche selbst von den strengen Banden, womit der Mißbrauch des landesherrlichen Kirchenregimentes, zuletzt im Bunde mit einer philosophisch-politischen Theorie, sie gefesselt hielt, befreien; ihr eine ihrer freien Lebensäußerung und Wirksamkeit angemessene Verfassung zurückgeben; das landesherrliche Episcopat auf seine ursprüngliche Stellung und Aufgabe zurückführen; endlich geeignete Mittel und Wege einschlagen, um das Gefühl der Gemeinsamkeit der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands zu beleben und die entgegenstehenden Hindernisse, sowohl nach der politischen, als nach der dogmatischen und liturgischen Seite hin, möglichst zu mildern.“

XII.

Aster's sächsische Sympathie.

Wenn die deutschen Volksstämme um die Ehre stritten, welcher von ihnen zur wissenschaftlichen und religiösen Cultur der ganzen Nation das Meiste beigetragen, so würden die Sachsen unstreitig den Sieg über alle anderen davon tragen; denn kein anderer Stamm könnte eine so lange Reihe glänzender Namen auf allen Gebieten der wissenschaftlichen und theologischen Literatur vorführen, als der sächsische.

Die Reformation war eine nationale Erhebung gegen die in hundert Beschwerden wiederholt und stets vergeblich specificirten Uebergriffe des Papstthumes; ein Sachse aber war es, der das Uebel bei der Wurzel angriff und diesen alten nationalen Krebsschaden ausschnitt. Derselbe Luther war es, der, indem er dem deutschen Volke die heiligen Schriften zugänglich machte, den sächsischen Dialekt zu einer allgemeinen deutschen Schriftsprache und zur Conversationssprache aller gebildeten Deutschen erhob.

Die meisten deutschen Fürsten klebten, der Kaiser an der Spitze, mit thörichter Vorliebe am Alten und konnten selbst durch die überwältigendsten Gründe religiöser und politischer Wahrheiten nicht bestimmt werden, der mittelalterigen Papstidee zu entsagen. Sächsische Fürsten waren es, die der religiösen Freiheit und der Augsburgischen Confession die Bahn brachen. Welcher Ruhm für das Mutterland der Reformation! Kann man es den Sachsen verargen, wenn sie sich auf ihren Stamm etwas zu Gute thun?

Aster war Sachse durch und durch, und theilte im innersten Herzen alle Freuden und Leiden, alle Ehren und Unehren, deren die Geschichte des Stammes gedenkt, je näher der Gegenwart, desto theilnehmender. Wohl selten war Jemand mit der sächsischen Geschichte so genau bekannt als er; seine Kenntnisse gingen über die Entstehung des alten nationalen Herzogthums Sachsen weit hinaus bis in die vorkarolingischen Zeiten hinein. Wie in der Geschichte einer Familie die Liebe der Angehörigen ihre tieferen Wurzeln schlägt, so ist es bei uns Deutschen auch mit der Stammesliebe. Aster aber hat uns ein

glänzendes Beispiel gegeben, daß die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande die Stammesliebe in Collisionsfällen überwiegen soll. Kein Sachse übertraf ihn an Liebe zu Sachsen und an Treue und Verehrung gegen seinen König Friedrich August; als aber der König in einem Momente, wo es sich um die Befreiung Deutschlands handelte, die deutsche Sache verließ, da trug er kein Bedenken, in die Dienste d e s deutschen Staates zu treten, der sich selbst für Deutschlands Befreiung zu opfern entschlossen war. Die Triebfeder der großen Dienste, welche er Preußen durch Aufführung ungeheurer Bollwerke geleistet hat, deren Werth vielleicht bald auf die Probe gestellt werden wird, lag in der Ueberzeugung, daß Preußen fortan der Hort aller theuersten Interessen des gesammten Deutschlands, also auch Sachsens sei. Von Oesterreich kann Deutschlands Heil nicht kommen, sagte er, weil sein eigenes Heil im Widerspruche steht mit dem Deutschlands, sowohl in religiöser, als in politischer Beziehung; viel weniger noch von Bayern, von welchem es auch kein verständiger deutscher Vaterlandsfreund erwartet.

Mit Schmerzen verweilte Aster, wie wohl jeder Sachse, bei der unheilvollen Katastrophe von 1697, wo Kurfürst August Friedrich der Starke zum Katholicismus übertrat. „Er griff nach einem falschen Diamant, und ließ einen ächten von unschätzbarem Werthe aus der Hand fallen." Die traurigen Folgen dieses Mißgriffes wußte Aster so zu sagen an den Fingern herzuzählen. Zu diesen Folgen gehörte auch die Erhebung Preußens zu einer europäischen Großmacht. Aster war der Meinung, daß Sachsen auch ohne einen Friedrich den Großen als bloße Schutz-

macht des in seinem Schooße ausgetragenen und zur Welt gebrachten Protestantismus eine Rolle in der Geschichte Deutschlands gespielt haben würde, die Preußens Geschichte in engeren Grenzen gehalten haben würde. Aber was helfen solche Betrachtungen, fügte er hinzu, Preußen ist nun einmal durch ein wunderbares Zusammentreffen großer geschichtlicher Ereignisse als die Schutzwehr Deutschlands gegen äußere Feinde sowohl als gegen innere thatsächlich hingestellt, und darum müssen alle ächten Vaterlandsfreunde auf seiner Seite stehen, wenn es sich um Abwehr solcher Feinde handelt. Wenn Sie genau zusehen, sagte er einmal bei Gelegenheit eines Gespräches über das Verhältniß Preußens zu Oesterreich, so werden Sie finden, daß die Regenten unserer kleinen und größeren Staaten, denen das Wort „Deutsches Volk" ein Gräuel ist, eine Abneigung gegen Preußen und eine Hinneigung zu Oesterreich haben.

Gleichwohl bewahrte Aster eine große Anhänglichkeit an die Königl. sächsische Familie und wies alle Angriffe auf einzelne Glieder derselben, mitunter nicht ohne Bitterkeit, zurück. Dagegen verweilte er mit einer gewissen behaglichen Vorliebe bei einzelnen charakteristischen Familien-Anekdoten aus früheren und späteren Zeiten. Eine dieser Anekdoten, die er selbst zur Bezeichnung des damaligen Verhältnisses der Prediger zu den Kurfürsten in einem seiner Manuscripte anführt, möge hier beispielsweise Platz finden.

„Während des 30jährigen Krieges functionirte ein Pfarrer zu Ketschenbroda bei Dresden, wohin nebst anderen Weinbergs-Wohnungen auch die kurfürstliche so

genannte Hof-Lößnitz, auf welcher der Kurfürst, Johann Georg, jährlich mehrere Wochen zubrachte, mit eingepfarrt war. Der Kurfürst war nach damaliger Sitte und zum Aerger seiner Gemahlin dem Trunke nicht abgeneigt. Die Kurfürstin bat den Pfarrer, dem Kurfürsten gelegentlich in einer Predigt das Nachtheilige und Sündliche davon an's Herz zu legen. Der Pfarrer that es, indem er die Folgen der Trunksucht seinen Pfarrkindern unter den zwei Gesichtspunkten, daß Wohlstand und Gesundheit dabei verloren gingen, recht ernstlich vorhielt, und seine Predigt damit schloß, daß er sagte: „Ihr meinet wohl, unser gnädigster Kurfürst trinkt ja auch! Ja wohl, aber er hat es dazu und kann es vertragen.“ — Wie gewöhnlich, wurde der Pfarrer zur kurfürstlichen Tafel gezogen, und bald zu Ende derselben redete ihn der gegenübersitzende Kurfürst mit den Worten an: „Herr Pfarrer, in seiner Predigt hat er mir heute auch etwas auf den Pelz gegeben.“ Der Pfarrer, aufstehend, sagte hierauf ehrerbietig: „Es sollte mir leid thun, wenn es kurfürstliche Gnaden nur auf den Pelz gekommen wäre, es sollte in's Herz kommen.“ Der Kurfürst, ohne davon unangenehm berührt zu werden, fragte hierauf den Geistlichen, ob er nicht auch Wein trinke? und nachdem dieser geantwortet, „daß er alle Sonntage und Feiertage Mittags einen Schoppen zu sich nehme“, ließ er ein darnach berechnetes Quantum seines Wein-Ertrages der Pfarrei des Ortes als jährliches Deputat aussetzen, welches die betreffenden Pfarrer noch heute beziehen. Der Pfarrer hieß M. August Prescher; das Deputat an Wein betrug 49⅞ Kannen.“

Ich könnte noch viele zum Theil komische Anekdoten hinzufügen, welche Aster in sächsischer Selbstgefälligkeit von anderen Sachsen zur Charakteristik sächsischer Eigenthümlichkeiten zu erzählen pflegte, wozu ihm besonders die Philologen und Theologen einen reichen Beitrag geliefert hatten; ich unterlasse es zur Ersparung des Raumes und weil solche lächerliche Geschichten sich auch zu der übrigen ernsten Haltung des Buches nicht recht schicken wollen.

Mit lebhafter Theilnahme verfolgte Aster die innere Geschichte Sachsens seit dem Frieden mit Preußen (1815), Vieles mißbilligend, mit Vielem einverstanden. Er kannte die meisten sächsischen Minister und Staatsmänner persönlich. Die edeln landesväterlichen Absichten und Bestrebungen des Königs Friedrich August hob er bei jeder Gelegenheit hervor und wußte viele Einzelheiten zu erzählen, die dem Charakter des Königs, auch in Bezug auf die Rechte und Freiheiten der evangelischen Kirche, zur Ehre gereichten. Er nahm es empfindlich auf, als einmal in Beziehung auf Sachsen die Bemerkung fiel, daß unter einem katholischen Könige die evangelische Kirche ihrer Rechte und Freiheiten nie sicher sein könne. Es war in jener Zeit, wo die Lichtfreunde und die Deutsch-Katholiken, die in Sachsen nur zu allgemeinen Anklang fanden, Gerüchte von jesuitischen Umtrieben mit Winken nach dem Hofe hin in Umlauf brachten, zu deren Unterstützung man selbst die durchaus nothwendige Polizei in der katholischen Kirche in Dresden benutzte. Aster behauptete, daß es keinem sächsischen Prinzen je in den Sinn gekommen, die Rechte der evangelische Kirche direkt

oder indirekt anzugreifen, und führte zum Beweise die friedfertigen Gesinnungen der katholischen Hofgeistlichkeit an. Um so mehr empörte ihn der Leipziger Tumult vom 12. Aug. 1845. Man hatte den Prinzen Johann als einen Erzjesuiten verdächtigt, der Gott weiß welche gefährliche Pläne gegen die evangelische Kirche in seiner Brust hege und zur Ausführung vorbereite, ja, die Geschichtskundigen unter den Papsthassern wiesen auf den englischen König Jakob II. hin. Gegen den Deutschkatholicismus und den religiösen Libertinismus der Lichtfreunde mag sich der Prinz, wie jeder verständige Mann, ungünstig ausgesprochen haben, meinte Aster, aber sicherlich ist es ihm nicht in den Sinn gekommen, auch nur ein ungünstiges Wort gegen die evangelische Kirche fallen zu lassen, noch viel weniger sich mit Jesuiten in Intriguen zur Unterdrückung dieser Kirche einzulassen. Er kennt die englische Geschichte unter den Stuarts zu genau, um nicht zu wissen, was dabei herauskommt. Der Prinz Johann ist ein geistreicher, gelehrter und wohlgesinnter Mann, der die wahren Interessen der evangelischen Kirche eher fördern als hemmen wird, und jedenfalls von dem thörichten Gedanken weit entfernt ist, die Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Die Lügensaat jener Verdächtigungen war aber in Leipzig auf einen so fruchtbaren Boden gefallen, daß, als der Prinz zur Revue der Communal-Garde dahin kam, er von einem starken Haufen zusammengehetzten Pöbelvolkes in dem Maße insultirt wurde, daß das Militär zur Sicherheit seines Lebens einschreiten mußte. Für noch schlimmer als diese unerfreuliche Thatsache hielt Aster die Vertheidigungen und

Beschönigungen, welche dieser Tumult und ein gleichzeitiger noch viel ärgerer in Mannheim, in den Kammern und in der Tagespresse fanden. Bei dieser Gelegenheit brachte Aster die Frage zur Erörterung: Wie haben sich Herrscher bei öffentlichen revolutionären Bewegungen zu verhalten? **Principiis obsta!** war die Antwort. Wenn dieses nicht geschieht, dann wachsen die Bewegungen unaufhaltsam zu einer Macht heran, deren man nicht mehr Herr werden kann. Und da sieht es in Deutschland unter der gegenwärtigen Aufregung der Gemüther äußerst bedenklich aus. Was die eine Regierung unterdrücken will, läßt die andere gehen. In Sachsen finden die Beschwerden der Leipziger Bürgerschaft in den Kammern keine oder doch nur schwache Unterstützung; im Badenschen triumphirte die Umsturzpartei von Anfang an bis zum thränenvollen Ende. Die Vorgänge in den badenschen und darmstädtischen Gebieten beschäftigten mehr Aster's Denken und Weissagen, die sächsischen gingen ihm mehr an's Herz.

So war es auch bei dem Verbote der drei deutschen Tagesblätter gegen Ende des Jahres 1842. Das Verbot traf die Leipziger Allgemeine Zeitung, die deutschen Jahrbücher und die Rheinische Zeitung. Die Leipziger Allgemeine Zeitung wurde verboten, weil sie seit einiger Zeit „eine Niederlage geworden war von Lügen, Entstellungen und böswilligen Angriffen über und gegen Preußen, gegen seine Einrichtungen, seine Verwaltung, im Einzelnen wie in der Gesammtheit; — weil sie nicht aufhörte, in einer böswilligen, systematischen Tendenz, Schmähungen und Spott über die Zeitgeschichte Preußens

auszugießen, — darnach zu trachten die Gemüther in den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens aufzuregen; — weil sie selbst wissentlich Aufsätze aufnahm, welche nur Untreue oder Verrath ihr überliefern konnten"; — die deutschen Jahrbücher, weil sie, ihrer eigenen Angabe nach, keinen anderen Zweck verfolgte als den: „das Volksbewußtsein aus allen den Illusionen unseres jetzigen politischen und religiösen Lebens hervorzuheben, die Massen in Bewegung zu setzen, die Kirche in die Schule zu verwandeln, und eine wirkliche allen Pöbel absorbirende Volkserziehung daraus zu organisiren, das Militärwesen damit zu verschmelzen, das gebildete und organisirte Volk sich selbst regieren und selbst Justiz handhaben zu lassen, zu dem Zwecke den Liberalismus in den Demokratismus aufzulösen, und durch Herstellung des souveränen Staates mit allen seinen Bedingungen zur Freiheit zu gelangen;" — die Rheinische Zeitung endlich, die damals unter dem Einflusse Hansemann's, des späteren Ministers, stand, wurde verboten, weil ihre Bestrebungen unausgesetzt darauf gerichtet waren: „die Verfassung des preußischen Staates in ihren Grundlagen anzugreifen, Theorien zu entwickeln, welche die Zerstörung des monarchischen Principes bezweckten, das Verfahren der Regierung in der öffentlichen Meinung böswillig zu verdächtigen, einzelne Stände der Nation gegen andere aufzureizen, Mißvergnügen mit den bestehenden gesetzlichen Zuständen zu erregen, feindselige Richtungen gegen befreundete Mächte zu befördern; — weil selbst in ihren Abmahnungen die Zügellosigkeit in Gesinnung und Ausdruck, die subversive Richtung gegen

Kirche und Staat, die Verläumdung der Regierung und ihrer Organe nur noch gesteigert erschien."

Die Motive des Verbotes aller drei Zeitungen schienen dem General das Verbot vollkommen gerechtfertigt. Die schlimmen Tendenzen der „Rheinischen Zeitung" hatten wir selbst in der Rheinprovinz genauer kennen gelernt und sie zu bekämpfen gesucht. Die „Deutschen Jahrbücher", sagte er, sind Posaunen des frechen „jungen Deutschlands" im Bunde mit dem noch frecheren „jungen Israel"; es ist nur schlimm, daß sie weit und breit bis in die Provinz Preußen hinein gehört werden. — Das Verbot der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" verdroß ihn, nicht allein als guten Sachsen, sondern auch im Interesse der Buchhandlung selbst. So viel ich mich aus seinen Mittheilungen erinnere, stand er in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Gründer des Hauses, Friedrich Arnold Brockhaus, und war selbst mit thätig bei der Errichtung eines patriotischen Blattes, welches Brockhaus im Jahre 1814 unter dem Titel „Deutsche Blätter" herausgab, bevor er noch sein Geschäft nach Leipzig verlegt hatte. Ob Aster zu den Rathgebern gehörte, welche diese Uebersiedelung veranlaßten, wage ich nicht zu behaupten; aber gewiß ist, daß er F. A. Brockhaus nicht allein für einen kaufmännisch-klugen Mann hielt, sondern ihn auch als einen für deutsche Wissenschaft, deutsche Bildung und Deutschlands politische Förderung begeisterten Patrioten hochschätzte. Die Geschichte unserer Buchhandlungen und Druckerpressen, äußerte er bei dieser Gelegenheit, hängt auf's innigste mit der Culturgeschichte zusammen, und man wird finden, daß die Gründer solcher Organe des

geistigen Lebens stets bedeutende Männer waren und durch ihre Verbindung mit den Schriftstellern und anderen bewegenden Geistern einen unermeßlichen Einfluß auf ihre Zeit üben. Zu diesen gehört unstreitig F. A. Brockhaus. Er hinterließ die Buchhandlung und die Druckerpressen im blühendsten Zustande seinen Söhnen. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung" trat erst 1837 in's Leben, und wir, Aster und ich, bedienten uns derselben mitunter zur Bekämpfung der „Rheinischen Zeitung" und des Unfuges der Görres'schen Sippschaft.

Aster konnte nicht begreifen, daß Friedrich Brockhaus einen Mann zum Redacteur seiner für die Ehre und Prosperität der Buchhandlung so wichtigen Zeitung, gewählt habe, der nichts verstand, als in Lügen-Regionen nach Stoff zu scandalösen Artikeln gegen Preußen, sein eigenes Vaterland, herumzustöbern; aber er war entschlossen, Alles zu thun, um das Blatt zu retten und wieder zu Ehren zu bringen. Er hielt große Stücke auf den politischen Schriftsteller Professor Bülau in Leipzig, und meinte, wenn dieser für die Redaction gewonnen werden könne, dann seien alle Garantien für eine würdige und freisinnige Haltung des Blattes gegeben. Damit war Eichhorn, der den Professor Bülau ebenfalls hochschätzte und dessen politische Schriften, namentlich die „Geschichte des europäischen Staatensystemes", genauer kannte, ganz einverstanden. Bald nachher erschien der damalige Chef des Hauses, Friedrich Brockhaus, persönlich in Berlin und erklärte sich bereit, Alles aufzubieten, um Herrn Bülau für die Redaction zu gewinnen. Bülau erklärte sich zur Uebernahme der Redaction bereit und erhielt die Erlaubniß

dazu von dem sächsischen Ministerium. Alles schien somit in Ordnung. Da trat eine Hemmung ein, die den ganzen Plan zu vereiteln drohte. Einige Mitglieder der betreffenden Ministerien in Berlin, die sich in ihren preußischen Empfindungen zu stark verletzt fühlten, wollten der Versicherung des Herrn Brockhaus, „daß er bei der Redaction nur in so fern betheiligt gewesen, als er den Namen dazu geliehen", von Anfang an keinen rechten Glauben schenken. Was, sagten sie, Brockhaus sollte so stumpfsinnig, oder politisch so gleichgültig sein, um nicht zu wissen, welche arge Verlästerungen gegen Preußen eine Zeitung täglich in's Publikum schleudert, die seinen Namen trägt und in seiner Offizin gedruckt wird? Dieses Mißtrauen erhielt neue Nahrung dadurch, daß er unter der Hand den Titel des Blattes „Leipziger Allgemeine Zeitung" in den Titel „Deutsche Allgemeine Zeitung" umgeformt hatte. Auf mich hatte Herr Brockhaus den Eindruck eines offenen und redlichen Mannes gemacht, so daß ich seiner Versicherung, seine übrigen ausgedehnten Berufsgeschäfte hätten ihm nicht gestattet, der Redaction ernstere Aufmerksamkeit zu widmen, Glauben zu schenken kein Bedenken trug, und jedenfalls eine vollkommen ausreichende Garantie in der Uebertragung der Redaction auf den Professor Bülau erblickte. Brockhaus fühlte sich, wohl nicht ganz mit Unrecht, an seiner Ehre angegriffen und schrieb an Jemanden, dem er Dank schuldig zu sein glaubte, unter dem 4. April 1843 einen Brief, worin er das Sachverhältniß darlegt und zugleich seiner Empfindlichkeit Luft macht. Da der Brief den Geist der damaligen preußischen Censur-Verwaltung in Bezug auf

preußen=feindliche Zeitungen beleuchtet, so will ich ihn hier mittheilen.

„Ich habe", hieß es in dem Schreiben, „weder gegen die Minister noch gegen den König verschwiegen, daß ich die Leipziger Allgemeine Zeitung in eine Deutsche Allgemeine umformen wolle. Da der Titel das Wesen einer Zeitung nicht bestimmen kann, so nahm ich nur Bedacht, die Bedingungen zu erfüllen, die mir von Seiten der Minister bei meiner Anwesenheit in Berlin im December v. J. als Haupterforderniß gestellt worden, wenn die Zeitung je wieder in Preußen zugelassen werden solle, nämlich an die Spitze des Blattes einen Mann als verantwortlichen Redacteur zu stellen, der vermöge seiner Befähigung, wie bewährter guter Gesinnung, dem Ministerium Vertrauen geben könne, daß das Blatt nicht wieder in die Fehler zurückfalle, wegen deren das Verbot erst nach langem Zögern erlassen worden.

Dies habe ich gethan und das Ministerium hat sich mit Professor Bülau als Redacteur ganz zufriedengestellt erklärt, wie in dem Erlasse ausdrücklich ausgesprochen ist.

Ich hielt es unter meiner Würde, von der Titel=Veränderung irgend ein Geheimniß zu machen und sagte es offen, wie überhaupt Jedes, was ich sonst gethan, um die mir gestellten Bedingungen einer Wiederzulassung zu erfüllen. Was würde geschehen sein, wenn ich nicht offen und, ich muß es in diesem Falle ausdrücklich sagen, redlich gehandelt hätte, wenn ich also den Titel des Blattes, ohne es dem dortigen Ministerium anzuzeigen, geändert, überhaupt gar nicht um die Wiederaufhebung

des Verbotes eingekommen wäre, einfach die Redaction geändert und nun die Zeitung als ein ganz neues Unternehmen angekündigt hätte? Gewiß würde das Ministerium das Blatt, ehe es solches gesehen und geprüft hätte, nicht verboten haben, und nachdem es solches gesehen, noch viel weniger. Aber wie gesagt, ich hielt es unter meiner Würde, auf diese Weise mich einzuschleichen. Ich wollte dem Ministerium einen Beweis von Vertrauen dadurch geben, daß ich offen mich zeigte, glaubte deshalb allerdings auch, von dem Ministerium als ein Mann angesehen zu werden, der Vertrauen verdiene, und das wahr machen werde, was er zugesagt: Die als schlecht bezeichnete und erkannte Tendenz des Blattes dadurch völlig zu ändern, indem er einen Mann wie Professor Bülau an die Spitze der Redaction gestellt.

Aus dem Grunde, offen handeln zu wollen, hatte ich bei dem sächsischen Ministerium um Verwendung durch den Gesandten dort nachgesucht; meinem Gesuche wurde mit der größesten Bereitwilligkeit Folge gegeben, und das sächsische Ministerium hat gewiß nichts weniger erwartet, als daß mir dadurch nur Nachtheil und gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt worden, erwachsen würde. Das Ministerium dort scheint den in dem von dem sächsischen Gesandten übergebenen Memorandum gebrauchten Worten „jedoch unter derselben bereits bei Ertheilung der Concession im Jahre 1837 gestellten Bedingungen erscheinen zu lassen“ eine unrichtige Bedeutung untergelegt zu haben. Ich kann dies nun aber nicht begreifen, da die Concession für die Deutsche Allgemeine Zeitung nicht anders lauten konnte, wie die für die Leipziger

Allgemeine Zeitung ertheilte, und sie **mutatis mutandis** ganz eben so gelautet haben würde, wenn ein theologisches oder juristisches oder belletristisches Blatt hätte begründet werden sollen. Denn alle unsere Concessionen lauten gleich und unterscheiden sich blos in den äußeren Bedingungen wegen Abgabe von Exemplaren und dergl. Bei dem gegen die Zulassung der Deutschen Allgemeinen Zeitung erstatteten Berichte scheinen aber jedenfalls einige Mißverständnisse obzuwalten. Doch hier erhalten Sie eine Abschrift der Concession von 1837 und deren Anhang, und nun prüfen Sie, ob diese Concession der Art ist, daß sie als ein Motiv zu dem erlassenen Verbote angesehen werden kann, und doch hat man sie als ein solches betrachten zu müssen geglaubt.

Um das Ministerium über die Tendenz, nach welcher die Deutsche Allgemeine Zeitung zu führen meine Absicht ist, nicht im Zweifel zu lassen, theilte ich demselben das von Professor Bülau an mich gerichtete Privatschreiben mit, in welchem er sich weitläufig darüber ausspricht und seine übrigen Bedingungen an mich stellt. Ich habe dies Schreiben im Originale übergeben, wenn auch die Form nicht die richtige war, um nicht glauben zu lassen, der Brief sei eben nur geschrieben, um vorgelegt zu werden. Deshalb kam auch dem Ministerium zur Kenntniß, daß Professor Bülau zur Bedingung gemacht, nur ganz unabhängig von der Verlagshandlung die Redaction übernehmen zu wollen. — Daß ich auf alle die von Professor Bülau gestellten Bedingungen eingegangen, habe ich ausdrücklich dem Ministerium erklärt, weiß nun aber nicht, wodurch ich es verdient, daß dasselbe glauben will, wie

es nicht mein voller Ernst sei, dem Professor Bülau die Redaction unbeschränkt zu überlassen und mich gar nicht mehr mit der Redaction zu befassen, und daraus ableitet, daß, wenn Professor Bülau abtreten würde, das Blatt wieder in Ton und Tendenz der Leipziger Allgemeinen Zeitung verfallen dürfte.

So eifrig ich mich aber auch bemüht, jetzt den mir zum Redacteur des Blattes am geeignetsten und befähigsten erscheinenden Mann zu veranlassen, die Redaction zu übernehmen, so würde und werde ich, wenn der vorgesehene Fall seines Rücktrittes je eintreten sollte, mich wieder bemühen, in ähnlicher Weise, wie jetzt geschehen, diese Stelle zu besetzen, was mir wohl auch um so leichter werden dürfte, da dann das Blatt eine bestimmte Richtung genommen und auf eine richtige Bahn geführt worden.

Wenn es aber auch nicht mein fester Wille wäre, mich gänzlich von der Redaction der Allgemeinen Deutschen Zeitung zurückzuziehen, — wie ich überhaupt auch nur jetzt in so fern bei der Redaction betheiligt gewesen, daß ich den Namen dazu geliehen, da meine übrigen Berufsgeschäfte, abgesehen von den mir mangelnden Kenntnissen, mir nicht gestatten, die eigentliche Redaction eines solchen Blattes zu führen — so würde doch ein Mann, wie Professor Bülau, schwerlich zugeben, daß ich mich irgendwie einmischte, da er ja Alles zunächst gegen die sächsische Regierung zu vertreten hat, und es dürfte ihm schlecht anstehen, seine bessere Ueberzeugung meinen Wünschen und Verlangen aufgeopfert zu haben.

Doch auf die zweimonatliche Kündigung zurück zu kommen, so verhält es sich damit folgendermaßen. Als

ich den Antrag dem Professor Bülau gemacht, die Redaction zu übernehmen, wandte sich derselbe natürlich zunächst an unser Ministerium. Dasselbe wünschte anfangs, daß er den ihm von mir gemachten Antrag ablehnen möchte, weil es Collisionen mit seinen anderweiten Functionen besorgte und gleichwohl seinen Rücktritt von diesen nicht wünschte. Bülau suchte nun durch eine ausführliche Vorstellung jene Besorgnisse zu heben, und erklärte zugleich, daß er bereit sei, zu jeder Zeit auf den Wunsch des Ministeriums von der Redaction wieder zurückzutreten, wobei er sich nur eine hinlängliche Aufkündigungsfrist ausbedungen, wie ich es wohl von ihm erwarten durfte. Das Ministerium ging nun auf die Sache ein, nahm Bülau's Erbieten an und bestimmte zwei Monate als die von ihm zuzugestehende Frist. Ich habe nun immer geglaubt, daß in dieser Einrichtung gerade eine verstärkte Garantie sowohl für die preußische als jede andere Regierung liege. Denn wenn sie mit der Art, wie Bülau die Redaction führt, nicht zufrieden ist, so wird sie sehr leicht die sächsische Regierung bestimmen können, seinen Rücktritt zu veranlassen; ist sie aber damit zufrieden, so wird es wohl auch die sächsische sein, und wird dann gewiß nicht ohne sehr wichtige gar nicht vorauszusehende Gründe eine Aenderung in diesem Verhältnisse herbeizuführen suchen. Die Frist ist lange genug, um es mir möglich zu machen, einen anderen Redacteur zu finden, der die erforderlichen Garantien bietet und der das Blatt in der Richtung fortführt, die Bülau in voller Uebereinstimmung mit mir eingeschlagen hat. Diese Fortführung würde in dem angenommenen für längere Zeit sehr

unwahrscheinlichen Falle eben schon dadurch erleichtert werden, daß Bülau's Verbindungen und die ganze jetzige Richtung der Zeitung derselben auch nur dieser Richtung entsprechende Correspondenten zuführen würden, und sonst auch würde es in jeder Beziehung und durch alle Verhältnisse an die Hand gegeben sein, daß kein Wechsel der einmal eingeschlagenen Richtung vorgenommen werden könnte. Denn man müßte dann wieder andere Correspondenten suchen, man gefährdete den Absatz, den die Richtung der Zeitung ihr verschafft hätte, und man setzte sich neuen Verlegenheiten aus. Wenn die Aufkündigungsfrist Bedenken macht, so ist doch zu bemerken, daß Bülau auch ohne diese Bedingung nicht gehalten werden könnte, wenn er nun einmal nicht bleiben wollte, und daß er am Ende so gut wie jeder andere Redacteur jeden Tag sterben kann.

Nun frage ich aber zuletzt noch, habe ich je der preußischen Regierung Veranlassung gegeben, an meiner persönlichen guten Gesinnung zweifeln zu müssen; habe ich je mich persönlich so betragen, daß in meinen Worten gar keine Gewähr zu liegen scheint? Ich wüßte es nicht, und hoffentlich werde ich, so Gott will, dies Bewußtsein stets haben."

Das Schreiben trug das Gepräge offener Wahrheitsliebe zu deutlich an der Stirn, als daß nun noch Jemand an der Redlichkeit der Absichten des Herrn Brockhaus hätte zweifeln können, ohne sich dem Verdachte einer Deutelei auszusetzen, die nur kleinlichen Seelen eigenthümlich ist. Vorher hatten jene Männer, die freilich in ihrem Verkehre mit Zeitungs-Redactionen oft genug

getäuscht worden waren, einen Beweis von besonderer Schlauheit darin erblickt, daß Brockhaus den Ministern gesagt, er wolle die Leipziger Allgemeine in eine Deutsche Allgemeine verwandeln, was diese auf den Inhalt, nicht auf Titel und Form bezogen hatten. Dieser Verdacht mußte jetzt aufgegeben werden, und der Vertrieb des neuen Blattes stieß in den preußischen Staaten von nun an auf keine weiteren Hindernisse.

Es ist bekannt, welchen Aufschwung das Blatt unter Bülau's Redaction nahm, und man kann sich leicht denken, wie wohlgefällig Aster diesem Aufschwunge zusah. Auch Eichhorn war der Meinung, daß diese Zeitung auf dem Wege sei, eine gefährliche Nebenbuhlerin der Augsburgischen Allgemeinen zu werden, vorausgesetzt, daß sie in demselben Maße von Preußen mit Rath und That unterstützt werde, wie die Augsburgische von Oesterreich. Daß dieses nicht geschehen, fällt nicht Eichhorn, sondern Ministern zur Last, die keinen Begriff von der politischen Bedeutung eines solchen Blattes hatten. Ich kam in ein näheres persönliches Verhältniß zu dem Professor Bülau und lernte in ihm einen Gelehrten von umfassenden Kenntnissen, gesundem politischen Urtheile und wackerer bürgerlichen Gesinnung, nebenbei auch einen in bescheidenen Verhältnissen lebenden glücklichen Familienvater kennen.

Zu derselben Zeit, wo über Bülau's Wahl zum Redacteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung verhandelt wurde, erschien über dessen Geschichte Deutschlands von 1806—1830 eine Recension, die in der Absicht geschrieben zu sein schien, ihn zu verdächtigen, dem Generale von Aster aber noch mehr Veranlassung gab, seine sächsische

Sympathie kund zu geben. Aster witterte in dem Recensenten einen bedeutenden Mann, und ein solcher war er auch; aber der Gedanke, die preußen-feindlichen Gesinnungen des Professors Bülau hervorzuheben, um ihn als ungeeignet zur Redaction eines Blattes erscheinen zu lassen, in welchem auch preußische Interessen vertreten werden sollten, lag demselben, wie ich gewiß weiß, sehr fern. Auch glaube ich nicht, daß ihm von den Verhandlungen mit Brockhaus irgend etwas bekannt war, als er die Recension schrieb, obwohl er dem Minister Eichhorn persönlich näher stand. Die Recension ist eine ernste, würdige und ächt wissenschaftliche Beurtheilung des Bülau'schen Buches. Wenn der Geschichtschreiber, heißt es, bei der Darstellung von Ereignissen, die der jüngst verflossenen Zeit angehören, in der Frische des Eindruckes, den sie hinterlassen haben, einen bedeutenden geistigen Antrieb findet, und das Interesse des Publikums, dessen er schon seines Stoffes wegen sicher ist, ihm das Gelingen der Arbeit erleichtert, so steht er doch in einer Hinsicht in großem Nachtheile gegen Denjenigen, der die Geschichte früherer, bereits abgeschlossener Perioden darzustellen unternimmt. — Dieser übersieht die Entwickelung der geistigen Ideen, deren Leben in der Menschheit er begleitet. Die natürlichen Ruhepunkte treten ihm mit größerer Klarheit entgegen, und die Geschichte selbst führt ihn gleichsam, weiß er nur ihren eigentlichen Inhalt zu ergreifen, zu einer Ansicht von dem wirklichen Gange der Dinge, die dann wiederum für die Gestaltung und Anordnung des Stoffes maßgebend wird. — Viel schwieriger ist dies für den Geschichtschreiber der Gegenwart; ihm gelingt es nur selten, die Entwicke-

lung der Ereignisse völlig zu übersehen und ihre gesammte Wirkung zu ermessen. Zu innerlich abgeschlossenen Darstellungen, wie sie die wahre Historiographie sich als Aufgabe stellen muß, wird er es selten bringen.

Kein Kundiger wird die Wahrheit dieser Sätze läugnen wollen; daß sie aber auch nicht zur Einleitung eines übelwollenden Angriffes auf das Bülau'sche Buch dienen sollten, beweist der weitere Inhalt der Recension. Der Recensent sagt mit Beziehung auf jene Sätze, Bülau habe sich in der Wahl des Zeitraumes von 1806—1830 vergriffen und habe daher auch den geistigen Inhalt dieser Zeit nicht lebendig veranschaulichen können. Hat einer, heißt es, sich durch die deutsche Reichsgeschichte hindurch gearbeitet, dann kommt er ermüdet an jenem unwillkommenen Tage des Jahres 1806 an, an welchem es fremder Uebermacht und Tücke gelang, das alte Band, welches die deutschen Stämme verband, zu zerreißen. Der Geschichtschreiber des neuen Deutschlands sollte eigentlich zu den Wurzeln desselben zurückgehen, die Keime, sowohl der Auflösung des alten Zustandes als der neuen politischen Gestaltung aufsuchen, und indem er ihre Entwickelung verfolgte, darzulegen bemüht sein, weshalb dem deutschen Volke das schmerzliche, aber doch gewaltige und in dieser Weise vielleicht mit keiner anderen Nation getheilte Loos ward, in dem Grabe der Knechtschaft die Wege eines neuen Lebens zu finden. Bülau beginnt eine Historie des neuen Deutschlands mit dem Jahre 1806; mit Unmuth verweilt der Leser auf ihren ersten Blättern, und am Schlusse des Buches angelangt, bleibt ihm ein beklommenes Gefühl zurück. Das Jahr 1830 bildet keinen

Schlußpunkt in der deutschen Geschichte. — Die neuen Einrichtungen, die man in vielen deutschen Staaten bald nach dem Frieden gemacht hatte, sind zur Selbstoffenbarung ihrer eigentlichen Bedeutung erst unter den Stürmen, welche in Folge der Juli-Revolution Deutschland erschütterten, gelangt; was sich unter jenen Stürmen behauptet und festgesetzt, bildet in einem großen Theile von Deutschland die Grundlage der weiteren Entwickelung; die festere Constituirung des Bundes, die Ausbreitung des Zollvereines, die erst nach 1830 erfolgten, sind dann die Anfänge für eine deutsche Politik nach Außen; das Kölner Ereigniß eröffnet eine neue Action der religiösen und kirchlichen Kräfte, und bildet, indem es zugleich wesentlich auf Preußens innere Gestaltung zurückwirkt, vielleicht einen neuen Knotenpunkt der deutschen Geschichte u. s. w. — Bülau selbst würde gegen diese Bemerkungen wohl schwerlich gründliche Einwendungen machen können, und hat es auch, so viel ich weiß, nicht versucht. Dabei läßt aber der Recensent dem Verfasser des Buches alle Gerechtigkeit wiederfahren. — Die Verhältnisse der inneren Politik aufzufassen, sagt er, liegt dem Studienkreise des Herrn Bülau näher. Das Reich hat eine große Anzahl von Schriften, die an dem Faden der Geschichte das Staatsrecht erläutern; das Buch des Herrn Professors Bülau erfüllt gleichsam diesen Zweck für die Epoche des Rheinbundes und des deutschen Bundes. — In drei großen Abschnitten, welche die Zeit selber macht, ist der Stoff vertheilt: die Zeit des Rheinbundes, die Befreiung und Wiederherstellung Deutschlands, und die fünfzehn ersten Jahre des deutschen Bundes. Beseelt von dem

erhebenden Gedanken, daß das Gefühl der Einheit der deutschen Nation in unseren Tagen wohl stärker sei, als in irgend einer früheren Epoche der deutschen Geschichte, geht Bülau an die Darstellung der Zeit des Rheinbundes, in der jenes Gefühl absichtlich unterdrückt werden sollte. — Nachdem die äußere Geschichte der Veränderungen im Rheinbunde bis zu dem berüchtigten Decrete vom 10. December 1810 gegeben ist, geht der Verfasser auf eine Schilderung der verschiedenen Staatengruppen ein: Westphalen, Berg und Frankfurt, völlig französisirt, bilden die eine; die süddeutschen Staaten, Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt bilden in französischer Unterthänigkeit die andere. Sachsen steht an der Spitze der Staaten, welche die schweren Geschicke der Zeit durch ruhiges Ertragen zu mildern suchten, und von wilder Umgestaltung des Bestehenden sich fern hielten. — Dieses nicht unbegründete Lob Sachsens würde allerdings Einseitigkeit verrathen, wenn Preußen dagegen in den Hintergrund gestellt würde. Dies thut aber Bülau nicht, vielmehr hebt er Preußens politisches Leben und Streben in jener Zeit über das aller anderen deutschen Staaten hoch empor. Er führt aus, wie Preußen diese Epoche der Erniedrigung weder in unnützer Ruhe habe verstreichen, noch sich in blinder Nachahmung der revolutionären Einrichtungen wie die anderen Staaten habe gehen lassen, daß es vielmehr die Kräfte zur Befreiung Deutschlands gesammelt habe; er geißelt die politischen Schriftsteller Bayerns, die nach der Befreiung Deutschlands höhnend von „sogenannten" Befreiungskriegen gesprochen. — Dies Alles rechnet der Recensent dem Verfasser zum

Ruhme an, und läßt seinen allgemeinen deutschen patriotischen Gesinnungen volle Gerechtigkeit widerfahren. — In dieser Weise suchte ich bei einer Unterredung mit Aster über diese Recension den Verfasser derselben zu vertheidigen.

Angekommen beim Wiener Congresse und bei der Frage über das Schicksal Sachsens — gehen freilich Preuße und Sachse fast feindselig aus einander. Bülau, sagt der Recensent, ist Sachse und fühlt sich in dem ganzen Buche als solcher. Daß er voll Mitgefühl für den vom Schicksale schwer geprüften König Friedrich August ist, macht ihm Ehre; daß er sich bestrebt, die Politik desselben zu vertheidigen, jeden seiner Schritte in das möglichst beste Licht zu stellen, wollen wir nicht rügen. Aber er sagt zu viel, geht in seinem Eifer zu weit und verwickelt sich in Ungenauigkeiten. — Man kann denken, daß die Vorliebe für das sächsische Vaterland sich besonders bei der Frage nach der Theilung Sachsens geltend macht; allein er weicht von der Wahrheit ab, wenn er behauptet, Sachsens Beitritt zum preußisch-russischen Bunde im Frühjahre 1813/14 würde die militärische Lage der Verbündeten nicht wesentlich verbessert haben, und hinterher doch den verbündeten Mächten das Recht streitig macht, Sachsen wie ein mit den Waffen erobertes Land in die gemeinsame Theilungsmasse zu werfen. — Die Abneigung Bülau's, bemerkt der Recensent weiter, zeigt sich aber nicht blos in der Behandlung dieser Frage, sondern auch an anderen Orten. Nicht allein, daß das „Brandenburgische" auf eine den anderen Provinzen wenig bequeme Weise gegeißelt wird, daß die Verkehrtheiten, zu welchen

die falsche Ausführung des herrlichen Gedankens der kirchlichen Union verleitet, in ihrer herben Gestalt erscheinen; auch der Ruhm, den er unseren Heeren bereitwillig zuerkennt, daß sie nämlich im Befreiungskampfe das Meiste gethan, wird sehr beschränkt durch die Behauptung, Preußen habe 1813 die Befreiung Deutschlands immer nur als Zweck des Krieges vorgeschoben, in der That aber nur an sich gedacht, von der eigenen Größe das Wohl Deutschlands abhängig gemacht u. s. w.

Aster stand, wie alle vorhergehenden Kapitel meines Buches beweisen, auf einem hohen Standpunkte politischer Betrachtung, auf einem höheren, wie ich wohl hinzufügen darf, als Bülau und sein Recensent; aber Bülau's sächsische Empfindungsweise theilte er doch zu sehr, als daß er in allen Stücken dem Tadel des Recensenten vollen Beifall hätte geben können. Die Geschichte von dem Schwaben, der, als er eben aus dem Schiffe in Asien an's Land gestiegen war, sogleich fragte: „Ist nit ein guter Gesell aus Böblingen hie?" paßte vor 30 Jahren noch so ziemlich auf alle deutschen Volksstämme. Seitdem hat das rasch wachsende Gefühl der nationalen Einheit das Gefühl der Stammesverschiedenheit mehr als zur Hälfte hinweggewischt, und Bülau würde jetzt die Geschichte Deutschlands von 1806 bis 1830 wohl nicht mit so merklicher Vorliebe für den sächsischen Stamm schreiben.

Der Recensent gehört übrigens zu den Geschichtsforschern und Geschichtschreibern höheren Ranges; es wäre eine würdige Aufgabe für ihn, die deutsche Geschichte von 1806 an nach der von ihm selbst angedeuteten Idee,

daß die einzelnen Thatsachen, unparteiisch dargestellt, sich in ihrem Werthe oder Unwerthe selbst offenbaren, d. h. sich selbst richten, zu beschreiben. Ich wüßte unter unseren Geschichtschreibern, die noch im rüstigen Mannesalter stehen, in der That keinen, der dazu mehr befähigt wäre, als Bülau's Recensent. Einen passenderen Abschnitt als Bülau sich wählte, bietet ihm die Revolution von 1848, oder vielmehr der vorherrschende Geist auf der General-Synode und dem vereinigten Landtage, durch welchen jener Revolution die Bahn gebrochen wurde. Den ursächlichen Zusammenhang dieses Geistes der Zeit mit den gleich darauf folgenden Erscheinungen kennt Niemand besser als er, der die Vorgänge in der Nähe beobachten konnte und wirklich mit historischem Scharfblicke beobachtet hat.

Von dem Winde, der da gesäet wurde, nämlich die Idee einer Regierungsform, welche die Gebrechen zweier verschiedener Systeme und die Kraft von keinem hat, werden erst unsere Nachkommen die Stürme ernten. Die Beschreibung derselben bleibt also einem deutschen Geschichtschreiber vorbehalten, der vielleicht noch nicht geboren ist.

Möge dieser Geschichtschreiber, um schließlich noch einen Wunsch auszusprechen, den ich mit Aster theilte, seinen Haltpunkt da finden, wo ein neues deutsches Reich beginnt, welches der Schutz- und Trutzbündnisse mit anderen europäischen Staaten zu seiner Sicherheit nicht bedarf.

Druck von J. H. Geiger in Lahr.

Druck von J. H. Geiger in Lahr.

Aster, Ernst Ludwig von

Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. L. v. Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Partei-Bewegungen unseres Jahrhunderts
Bd.: 2

Saarbrücken (1859)